Haller, Albrecht von

Sammlung kleiner Hallerischer Schriften.

Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage.

Mit der Stände Zürich, Bern und Basel gnädigsten Privilegien.

Erster Theil.

BERN,
im Verlag Emanuel Hallers.

Gedrukt bey Dan. Brunner u. Albr. Haller.
1772.

Ruhbaum

Bayerische
Staatsbibliothek
München

10150/464

Des Verfassers
Zuschrift
an den
Hochwohlgebohrnen Herrn
HERRN
Carl Emanuel v. Bonstetten,
des täglichen Rathes
der
Republik Bern,
und vormaligen
Sekelmeisters der Welschen Lande.

Eine Empfindung ist bey dem Menschen nicht selten, die zwar ungegründet, aber dennoch die Triebfeder man=

cher löblichen That gewesen ist. Wir schmeicheln uns mit dem Beyfalle derjenigen, die wir nicht zu kennen versichert sind, und freuen uns auf das Urtheil einer Nachwelt, die nicht eher auf die Erde treten kann, als bis wir sie verlassen haben.

Man hat manchmal einige Mühe diesem dichterischen Gefühle sich zu entziehen, und, eben da ich dieses schreibe, streut es auf mein Gemüthe ein stilles Vergnügen.

Wann ich nicht mehr seyn werde, so werden die künftigen Bürger unserer Vaterstatt, bey Erblickung dieser Blätter, die dem Rathe **Euer Hochwohl-**

ge-

gebohrnen ihre Bekanntwerdung zu danken haben, sich der Freundschaft erinnern, die zwischen Denselben und mir ehemals gewesen ist. Jenseits Unserer Gräber, des sonst fürchterlichen Aufenthaltes unserer entseelten Gebeine, sehe ich mit angenehmer Wehmuth diesem Gedanken unserer Enkel entgegen.

Eines tugendhaften Mannes Freund zu seyn, ist ein vortheilhaftiges Vorurtheil. Die Redlichkeit, die Gottesfurcht, die Einsicht schenkt ihre nähere Liebe nicht den entgegengesetzten Gemüthsarten. Euer Hochwohlgebohrnen Freundschaft wird mir anstatt einer rühmlichen Grabschrift seyn.

Aber mit wahrhaftigerer Freude öfnet sich meine Seele einer rührenden Hofnung. In die ewigen Wohnungen des Friedens wird unsere Freundschaft mit uns übergehen. Sie ist unschuldig, sie ist kein Band, das die Wollust oder die Ehrsucht geknüpfet habe, sie hat nichts unreines, daß sie auf der Erde lassen müßte.

Ich habe **Euer Hochwohlgebohrnen** als einen Freund, einen Patrioten und einen Christen geliebt und geehrt; Diesen Gesinnungen weihe ich diese Blätter, ich nehme von der Ehre Besitz, **Dero** bekannter Diener gewesen zu seyn.

Möchte

Möchte doch die Vorsehung Euer Hochwohlgebohrnen noch lange dem Vaterlande erhalten; möchten Dieselben nach vielen Jahren noch auf diese Zeilen eines abgeschiedenen Freundes einen mitleidigen Blick werffen, und, bey der Erfüllung meiner Wünsche in der würdigen Belohnung Dero erhabenen Verdienste nicht ungerühret sagen, er würde sich freuen, wann er diesen Tag erlebt hätte.

Bern, den 21. Decemb.
1755.

I.

Vorrede
zur
Prüfung der Sekte
die an allem zweifelt.

Vorrede des Uebersezers.

Es sind über diesen wenigen Bogen mir zehn Jahre verflossen, ein so langer Zeitraum, daß ich erschreke, wenn ich zurükdenke, wie wenig Zeit ich vermocht habe, auf eine Arbeit zu wenden, die ich, aus vielen Gründen, für vorzüglich wichtig ansehen konnte. Es ist an dem, daß ich weit mehr als

dieses übersezt habe, was ich izt liefere: ich sah mich genöthigt, einen guten Theil zurükzubehalten, um in diesem Jahrhunderte die wenigen Leser nicht abzuschreken, die ich für eine so ernsthafte Arbeit zu hoffen hatte. Es ist auch freylich durch Krankheiten, und andere Zufälle, manche Stunde mir entrükt worden, und die pflichtmäßige akademische Arbeit, samt andern in das menschliche Leben sich einflechtenden zeitverlustigen Bemühungen, haben mir nicht erlaubt, mehr Zeit zu der Uebersezung anzuwenden, als einen Theil derjenigen, die ein weises und gnädiges Gesez uns zur Ruhe angewiesen hat.

In den zehn Jahren, in welchen wider mein Versprechen diese Arbeit hat zurükbleiben müssen, ist die Nothwendigkeit eines solchen Buches vielfach gewachsen. Der Unglauben hat sich über mehrere Länder ausgebreitet. In einem grossen Reiche, wo der Aberglauben sonst seinem Wachsthum entgegenstund, nimmt er schleunig und beständig überhand. Unser Deutschland, das sonst nur einzelne Freygeister bey unzählbaren äusserlichen Bekennern der Lehre Jesu hatte, ist in einigen Gegenden fast ohne äusserlichen, und, wie vielmehr zu befürchten ist, ohne wahren und thätigen Glauben.

Ich schäze weder meine Wahl bey der übernommenen Arbeit, noch meine angewandte

Mühe

Mühe so hoch, daß ich mich bereden sollte, es würde mit meinem Werke einem so mächtigen und so erschreklichen Uebel ein genugsamer Einhalt geschehn; der Unglauben ist dem Menschen viel zu angenehm, als daß unser Verderben sich so leicht eine so trostvolle Stüze sollte rauben lassen. Keinen Gott über sich zu erkennen, vor keinen Straffen nach dem Tode sich zu fürchten, und in diesem Leben ohne Gewissen, ohne Einschränkung alles zu thun was uns gelüstet, ist eine solche Religion, die eben so viel Liebhaber haben muß als das Laster selbst, dessen Theorie sie ist.

Ich hoffe indessen, es werde auch diese Bemühung nicht gänzlich ohne Nuzen seyn. Die Ungläubigen, die Halbgläubigen, die Spötter trozen gar sehr auf das Ansehen ihres Vorgängers des Bayle. Ein Mann von solcher Einsicht hat nichts geglaubt = = = er hat so viel unauflösliche Schwierigkeiten in der Religion gefunden = = = wann er erst die Freyheit gehabt hätte zu schreiben, wann er die izigen verklärten Zeiten erlebt, und ein Vaterland gehabt hätte, wo man nicht nur alles denken, sondern auch alles druken darf = = = Dieses sind die gewöhnlichen Reden der Leute, denen die Religion, wie ein despotisches Joch, unerträglich auf dem Halse liegt, und die nach einer allgemeinen Revolution seufzen, die den Menschen in seine natürliche Vorrech-

te wieder einsezt, wie die Thiere nach seinen Trieben zu leben.

Es wird also eine philosophische Prüfung der wahren Kräfte des Herrn Baile diese verhofte Wirkung haben, daß diejenigen, die ihn als ihren Anführer an die Spize stellen, die Schwäche des Mannes einsehen lernen, unter dessen Fahne sie so zuversichtlich fechten. Wenn man ihnen zeigt, daß ein Theil seiner Schlüsse blosser Wiz und Scherz, ein andrer eine überspizige und eben deßwegen kraftlose Künsteley, und noch ein andrer seiner eigenen von ihm selbst bezeugten Ueberzeugung gerade entgegen ist: so steht es von vernünftigen, und fast von halbvernünftigen Menschen zu hoffen, sie werden dieses berühmte Zeughaus von Einwürfen wider die Religion minder hochschäzen und minder herausstreichen.

Es ist mir besonders bekannt, daß wohlmeinende, aber in dem alten Schulstaube auferzogene Männer, da sie das Bailische Werk bey männlichen Jahren erst kennen gelernt, von der Anmuth seiner Schreibart, von der anziehenden Verschiedenheit der Materien, und von dem neuen Reize seines Vortrages berükt, in Zweifel verfallen sind, die, durch eine beständige Treppe, sie endlich bis in den Abgrund geführt haben. Es scheint also nöthig zu seyn, diesen Kämpfer des Unglau-

glaubens gerade vor der Stirn anzugreifen, und zu zeigen, daß auch seine Gaben, den Irrthum stark zu machen, zu schwach sind.

Ich glaube, so viel ich meinem Urtheile trauen darf, der Herr von Crousaz seye in diesem Stüke in so weit glüklich gewesen, daß er die Gründe des Herrn Baile erläutert, und durch die Erläuterung entkräftet habe.

Aber sein Werk war in folio; ein bedenklicher Format für diejenigen, die wegen ihrer Flüchtigkeit am meisten nöthig hatten ein solches Werk zu lesen, das ihren Glauben befestigen sollte. Eine Widerlegung kann fast niemals die Annehmlichkeit eines historischen Vortrags haben, und am allerwenigsten eine Widerlegung, in welcher man die Blumen von den Bailischen Schlüssen abreissen, und ihre nakte Schwäche entblössen will. Aus dieser Bemühung entsteht eine unvermeidliche Trokenheit, und diese ist, nebst dem heimlichen Verständnisse mit dem menschlichen Verderben, stark genug, den meisten Lesern ein solches Werk unangenehm und widrig zu machen.

Diese Betrachtung hat schon vor ziemlich vielen Jahren den berühmten Herrn Formey bewogen, die hauptsächlichen Gründe der Zweifler und ihre Beantwortung in einen kurzen Auszug zu bringen, dessen geschmeidige Grösse niemand abschreken könnte,

und aus welchem auch alle die allzutieffen und weitläuftigen Untersuchungen wegbleiben sollten.

Dieses ist nun dasjenige Werk, das ich hier dem Leser anbiete. Da ich es selbst übersezt habe, so habe ich mich genugsam überzeugt, daß fast durchgehends, die wenigen von mir bemerkten Stellen ausgenommen, der Ungrund der spottenden Zweifler zuverlässig gewiesen, und so viel gesagt ist, als für ein unverfangenes Gemüthe zureicht, den grossen Fürsprecher des Pyrrho in seinen wahren Werth zurükzusezen. Ich gestehe, daß ich einige Stüke gerne entbehrt hätte, die entweder des thörichten Sextus ungefährliche Spizfündigkeiten betreffen, oder physische Schwierigkeiten auflösen, die den Glauben nichts angehen, und die auf unsere Unwissenheit in den allerersten Begriffen des Raums hauptsächlich hinauslaufen. Ich hätte gewünscht, daß bloß dasjenige hätte mögen geprüft werden, was gerade dem Glauben entgegengesezt ist, oder auf dessen Wahrheit einen Eindruk haben kann. Man hätte dabey nicht nur eine beliebte Kürze gewonnen, sondern auch Gelegenheit gehabt, die angewandte Philosophie mehr zu heiligen, und die Wahrheit geradezu ans Herz des Lesers zu bringen, da sie izt mehr auf seinen Verstand wirksam ist.

Ich

Ich habe mich aber nicht unterstehen wollen, und meine Zeit hat es nicht zugelassen, eine so tiefe Veränderung mit meiner Urkunde vorzunehmen, da sie zumal mit des ehrwürdigen Alten, des Herrn von Crousaz Unterschrift gutgeheissen, und dadurch authentisch geworden war.

Ich habe also mit möglicher Treu übersezt, was ich von Herrn Formey empfangen hatte, und nur mit wenigen Anmerkungen hin und wieder den Beweiß zu erklären oder zu beſtärken gesucht. Das Werk hat auch izt diesen Hauptnuzen behalten, daß man in der Nähe sieht, wie diese in der Entfernung so fürchterlichen Blize des Unglaubens nur blosse unkräftige und kleine Feuerwerke sind.

Meine Absicht hierbey ist nicht aus einer blos philosophischen Liebe zur Wahrheit entstanden, obwohl ich diese im geringsten nicht misbillige. Aber meine vornehmste Rüksicht geht auf die praktischen Folgen des Unglaubens, auf das in unsäglicher Geschwindigkeit zunehmende Verderbnis, das aus der Aufnahme der Gottesverleugnung quillt.

Man müßte weder Gott noch die Menschen lieben, wenn man sich nicht über die unselige Wirkung betrüben sollte, die die Freygeisterey in den Ländern gehabt hat, wo sie überhandnimmt. Ein Shaftsbury, ein

ein Bayle mag die theoretische Atheisterey beschönigen, sie mögen eine Gesellschaft von Gottesleugnern so tugendhaft abmahlen als sie wollen; die lebhaftesten Farben können ihrem Gemählde eine Schönheit, aber keine Aehnlichkeit geben. Erfahrung und Vernunft stimmen hier zusammen, und wir wollen ihre vereinigten Beweißthümer kürzlich vortragen. Was ich zu sagen habe, ist tausendmal dem Wesen nach gesagt worden; aber die Ursachen es zu wiederholen, werden täglich stärker.

Der Mensch handelt nach Absichten, er sucht sein Glük, und folget ihm auf dem Wege, den ihm sein Erkenntnis als den leichtesten, den kürzesten und den gewissesten vormahlt.

Die Verleugner eines rächenden Gottes und eines ewigen Lebens, schränken unsere Glükseligkeit auf die kurze Dauer unsrer wenigen Jahre, und auf den Genuß der Wollust, der Ehre, und, mit einem Worte, auf angenehme Empfindungen ein.

Der unselige Verfasser des Traité de la Vie heureuse, hat in soweit der Welt einen Dienst gethan, daß er, mit abgeworfener Larve, den Menschen die wahre Gestalt eines Gottesverleugners, und die natürlichen Folgen der bisher noch so sehr beschönigten Theorie entdekt hat. „Die Glükseligkeit, sagt er, ist eines jeden Menschen sein Recht, er

er muß sie finden wo sie ist, sie gehört dem Lasterhaften sowohl und so billig, als dem Besten unter den Menschen zu. Der Genuß der Liebe in seinem natürlichen und den Thieren vernemlichen Verstande, die feineste Kizelung der Sinne ist unser einziges Gut, es macht allein, auch ohne die Ehre und den Beyfall der Welt, uns glüklich. Dieses zu erhalten, muß ihn die Pedantin, die Tugend nicht hindern. Sie ist ein Hirngespinst, eine Brut der Kunst, und ein fremdes Gewächs, das in unserm Herzen nicht von Natur keimt. Die Reue, die so hartnäkig ist uns zu verfolgen, muß man aus unsern Gedanken verbannen, und das unbequeme Gewissen, eine Frucht der in unsrer Kindheit empfangenen Schläge und eingesogenen Vorurtheile, muß man betäuben, schweigen heissen, und so lange ihm den Mund stopfen, bis es nicht mehr sprechen kann. An Gott ist nicht zu gedenken, und daß es kein anderes Leben gebe, ist erwiesen: also hat man nichts zu fürchten, als das einzige Wesen, das unserm Glüke im Wege ist, den Henker = = Vor diesem Richter muß der Philosophe freylich sich in acht nehmen, da er sonst nichts weder über der Erde noch unter derselben scheut."

Der Verräther der atheistischen Freymäurerey hat uns noch einen Dienst gethan: Er giebt uns eine brauchbare Erklärung des

sittlichen Bösen und des sittlichen Guten. „Ein Böser ist, der sich alleine liebt; ein Tugendhafter, der auch anderer Menschen Glükseligkeit zu befördern sucht.“ Diese Erklärung des Erzfeindes des Glaubens ist zu unserm Zweke zureichend.

Wann der Unglauben so sehr überhandnehmen sollte, daß er herrschend würde, so werden unfehlbar dieses die ersten Folgen seyn, daß man die allgemeine Theorie in die Uebung brächte. Im Fortgange unsrer Betrachtung werden wir zeigen, daß es schon izt geschieht, da die Gottesverleugner noch unter einem Stande des Druks, und unter Königen stehen, und mit anderen Menschen gesellig leben, die einen Gott glauben, und an Mord, Blutschande, Vergiften, und andern sichern Mitteln zu unserm Glüke kein Gefallen tragen. Wenn aber ganz Europa diese Lehrsäze wird angenommen, wenn ein neuer Flamininus öffentlich den Völkern wird bekannt gemacht haben „Ihr seyd frey von dem Gott, den ihr gefürchtet habt, lebet hinfüro nach eurer Willkühr,“ was würde denn wohl die Welt für ein Ansehen gewinnen?

Ein jeder liebt nunmehr, als ein wahrer Weltweiser, sich selber einzig und ohne Theilung. Er sieht alles dasjenige als sein an, was ihn glüklicher machen kann, sobald er

nur

nur die Kräfte hat, es zum seinigen zu machen. Seine Kinder, seine Eltern, seine Brüder, seine Mitbürger, haben nichts von ihm zu fodern; jenen ist er keine Auferziehung und Erhaltung, diesen keine Ehrfurcht, und den übrigen kein Mitleiden, keine Dienste schuldig. So denkt izt ein Ofrai; so werden tausende, so werden, wenn es ihm gelingt, alle Menschen denken. Die Bande des menschlichen Lebens werden alle aufs vollkommenste aufgelöset. Es wird zwar die Liebe zur Wollust noch eine Art einer unbeständigen und kurzen Vereinigung beider Geschlechter zuwegebringen; ein Priester des Pantheon wird vielleicht eine Formel zum Kebin zweyer gewissenfreyer Philosophen von beiden Geschlechtern sprechen, an welche sie sich nicht weiter gebunden erachten, als bis der Mann eine schönere Frau, und das Weib einen angenehmern Buhler findet. Die Natur wird ihre Wirkung behalten; es werden, wiewohl weit seltener, Kinder gezeugt werden: denn die Erfahrung hat es gewiesen, daß die einer Atheisterey ziemlich ähnliche allgemeine epikurische Freyheit, so viel als irgend eine andere Ursache, zum Untergange von Rom beygetragen hat, bloß weil die gränzenlose Unzucht beider Geschlechter fast allen adelichen Familien ein Ende, und insbesondre die meisten Kayser (fast den einzigen tugendhaften Antonin ausgenommen) kinderlos gemacht

hat.

hat. Die Brunst der Männer wird in ihren eigenen Kindern, in den natürlichen Schwestern, einen Reiz finden, den kein Widerstand mehr hemmt, und dessen Wirkungen die bittersten Feindschaften in jedem Hause erweken, und die Ehrfurcht der Kinder gegen die Eltern sowohl, als der leztern befehlende Macht gegen die Kinder, unterbrechen werden.

Aber was wird die erleuchtete Schöne mit ihrem Kinde, der unbequemen Last, der Hindernis neuer Buhlschaften, dem unwillkommen Theilnehmer ihrer Zeit und Nahrung, anfangen? Sie wird es, wie zu Rom, Athen, und in China, den Thieren zum Raub hinsezen, und, philosophischer als eine säugende Hündin, ohne Zeitverlust sich zu einer neuen Liebe geschikt machen.

Wird ein Kind durch glükliche Zufälle groß, so hat es von den Eltern keine Liebe zu gewarten. Es thut nichts für sie, so werden sie für ihr Kind auch nichts thun. Soll ich das Geld, womit ich mir einen wollüstigen Abend verschaffen kann, hingeben, und das Heulen eines schreyenden Kindes besänftigen, oder einem halberwachsenen Sohne einen Hofmeister bezahlen? Wo steht im Gesezbuche des La Metrie die Stelle, die mich dazu verbindet?

Der Sohn wird zufälligerweise groß; er

er weigert seinem Vater den Gehorsam; er hat seine eigene Wollust zu sättigen, und sucht durch alle Mittel die nöthigen Gelder, die ihm der Vater aus gleichen Absichten weigert. Ein ewiger Streit trennet die Familien. Der Sohn wird stärker als sein durch Wollust und Unmäßigkeit geschwächter Vater; und hier kehrt sich das Schauspiel um: der Alte ist mir im Wege: wäre er nicht mehr, so könnte ich die schönsten Kleider tragen, den reizenden Sängerinnen gefallen, die besten Speisen essen, und den theuresten Verschnittenen zuhören. Wer wird den weisen Sohn hindern, daß er nicht den Feind seines Glüks aufreibe?

Die Atheisten werden auch krank, sie erfodern eine Wartung, und die gedultige Liebe der übrigen. Aber wie können sie dergleichen hoffen? Der unbequeme Mann! wird die eben herrschende Beyschläferin sagen, werde ich seiner nicht bald los seyn? Er wird, wie ein verlassener Wilder in Amerika, ohne Hülfe verschmachten: denn was geht sein Elend andere Menschen an, die für ihr eigenes Vergnügen zu sorgen verpflichtet sind.

Wird unter den neuen Philosophen jemals der Freundschaft angenehmes Band entstehen können? Es wird wohl Tafelfreunde und Gefährten in dem Genusse der Wollüste geben. Aber wird nicht der geringste Eigen-

nuz, die Misgunst eines Vorzugs, die Ungleichheit der Gedanken, diese schwachen Bande alle Augenblike trennen, wo ein Freund den andern blos als das Werkzeug seiner Wollust ansieht, und eben so leicht haßt, sobald dessen Triebe den seinigen entgegen sind; wo man nichts einander vergiebt; wo keine Treu in Geheimnissen, keine Freundesdienste in der Noth, keine edelmüthige Entziehung von unserm eigenen Nuzen und unsrer eigenen Lust, zu Beförderung des Vergnügens und Milderung des Leidens unsres Freundes, mehr Statt haben werden?

Ein Kind wird vaterlos, es verliert den Beystand (wenn es ja einen Beystand genossen hat) seiner Eltern; wer wird sich seiner annehmen? Die Liebe, die die Christen Charitas zu nennen um destomehr Recht gehabt haben, weil die christliche Religion vornehmlich sie unter den Menschen bekannt gemacht hat, ist mit allen andern Vorurtheilen ausgerottet. Der Waise, der hülflose Wandersmann, der entkräftete Arme wird, wie ein verlassenes Vieh, hinsterben.

Die Ehen werden vielleicht nicht mehr seyn; sollten sie aber fortdauren, was wird für ein Band zwischen zweyen Menschen seyn, davon der eine sein Vergnügen besser bey einer fremden Person, als bey der schon gewohnten Buhlerin findet: und die andere

ihrem

ihrem Manne keine Treu und keine Liebe schuldig ist, sobald sie dabey ihr Vergnügen nicht hoft; dann die neue Lehre hebt aus dem Grunde alle Bänder auf. Ich verspreche: aber warum soll ich halten? Mein Halten ist nichts Gutes, mein Brechen nichts Böses; jenes ist eine Thorheit, eine Pedanterey, sobald es mich an meinem mehrern Vergnügen hindert, und die Treulosigkeit wird eine Pflicht, ja meine einzige Pflicht, sobald sie mich glüklicher macht.

Kauf und Verkauf, und alle Handlung, wird, unter diesen neuen Troglodyten nicht anders als baar gegen baar, und mit allen den beiderseitigen Versuchen zum Betrügen zugehen, die nur möglich seyn werden. Warum sollte ich nicht betrügen? für eine Verfälschung in der Waare kann ich Wein kaufen und bessere Speisen geniessen, es ist meine Pflicht zu betrügen, weil es mein Nuzen ist. Die fast ganz religionslosen Chineser bringen diese Theorie bekanntlich in aller ihrer Vollkommenheit in die Uebung.

Die neuen Philosophen werden über den Besiz der Güter miteinander streiten: wie hart wird nicht ein jeder bey der Behauptung seines Rechtes seyn, da alles ihn anspornt, dasselbe zu behaupten, und nichts ihn zurükhält? Wir geben zu, es werden noch Richter seyn; aber diese Richter kennen kein

Recht, keine Ehre, keinen Gott, sie sind Menschen und Atheisten, die nicht durch ein Hirngespinst der Tugend und Ehre, sondern durch das wesentliche Gut, die Wollust, glükselig werden wollen. Warum sollen diese vorurtheilfreyen Richter nicht die grössere Bestechung vorziehen, und denjenigen glüklich machen, bey dessen Glüke sie das ihrige finden?

Der Stolz des einen stößt wider den Stolz des andern; die Wollüstigkeit des einen sucht ihr Vergnügen wo der andere; die Gränzen sind dem begierigen Nachbarn zu eng und zu unbequem. Rache und Haß wird alle Herzen trennen. Ein jeder will alles, er hat ein Recht zu allem, ein jeder ist ein Feind aller andern Menschen. Das Gift wird unbequeme Väter und Verwandte, und unangenehme Ehegatten wegräumen: der Dolch eines erkauften Mörders wird einen Beleidiger, oder einen Beleidigten, dessen Rache man befürchtet, aus dem Wege schaffen; denn der wird der gröste Feind seyn, von dessen Untergang man am meisten hoffet.

Der Arme, dem die Nothdurft fehlt, der Spieler, dem die Würfel zuwider gewesen sind, der Müßiggänger, der nichts hat, womit er seinen Abend hinbringen kann, der wollüstige Bürger, der über den Trieben der Natur, denen er weislich gefolget hat, um alle Mittel sich zu erhalten gekomen ist, wird bald

auf

auf der Landstrasse, mit der Pistole in der Faust, dem ersten Reisenden beweisen, daß er kein Recht zu seinem eigenen Gelde hat. Der Richter wird aus Ohnmacht, aus Mangel tugendhafter Bedienten, aus Eigennuzen, aus Trägheit, zu der Störung der öffentlichen Ruhe die Augen schliessen, oder gar die Beute mit dem Räuber theilen. Der Bürger verschwendet die Frucht seiner Arbeit in der Art der Ueppigkeit, die er erreichen kann: er sucht in der Vermeidung der Zölle, in schlechterer Waare, in offenbarem Betrug, ein Mittel zur Unterhaltung seiner Frühstüke, zur Besuchung der Schauspiele und der Vauxhalls.

In allen andern Verhältnissen des menschlichen Lebens wird eben die Unordnung herrschen. Der Herr wird von dem Diener, von dem Unterthan alles, und noch mehr fodern, als seine Kräfte zu seinem Vortheile aufbringen können. Der Diener hingegen und der Unterthan, werden zu der geringsten Arbeit, zu der gemäßigtesten Abgabe, um so viel unwilliger seyn, je deutlicher sie überzeugt sind, daß der Herr kein ander Recht habe etwas von ihnen zu verlangen, als die überlegene Macht. Und wenn einmal ein philosophischer Pöbel, eine in den Geheimnissen unterwiesene Armee, merken wird, daß sie stärker ist als der einzelne Fürst und Feld-

herr, so wird diese gerühmte Entdekung ihre Wirkung bald kräftig an den Tag legen.

Aber ein Fürst wird richten, wird strafen, wird die Philosophen durch Schwert und Strik überzeugen, daß es besser für sie seye, ehrlich zu seyn, und ungefehr so zu leben, wie das Christenthum befiehlt. Aber warum soll er diese Mühe über sich nehmen, und diese Aufsicht führen? Hat er nicht nähere, nöthigere Geschäfte? Muß er nicht geniessen? Muß er nicht in der Wollust das einzige wahre Gute suchen, der Wollust, die er so leicht und so verschieden haben kann? Wann er kriegerisch gesinnet ist, muß er nicht dem Ruhme seiner Waffen, seinem einzigen Abgotte, folgen; und was ficht es ihn an, wenn einige tausend erlegte Maschinen seinem Siegeswagen den Weg ebener machen? Sein erleuchteter Verstand sieht die Nichtigkeit des Rechts viel zu deutlich ein, er ist von der Thorheit der Tugend viel zu vollkommen überzeugt. An seinem Hofe herrschen die Erfinder der neuen Wollüste, die nach dem Geschmake des Despoten sind, und wer sich am tiefsten beugt, steigt am höchsten, wenn er ein Werkzeug des Vergnügens seines Fürsten ist. An keine milde Stiftung, an keine zur Verbesserung des Verstandes und der Sitten abzielende Anstalt ist zu gedenken. Warum sollte der Fürst seinen Schaz anwenden, an-

dere

dere glüklich zu machen, die nicht Er selber sind? Der Statthalter, der Feldherr, und die übrigen Obrigkeiten folgen, nach dem Maasse ihrer Kräfte, dem Beyspiel ihres Herrschers, und der gemeine Mann muß den Preis bezahlen, womit die Grossen bey Hofe ihre Strafloſigkeit bey seiner Unterdrükung erkaufen. Zudem was ist ein Fürst, sagt sein atheistischer Feldhauptmann? Worauf gründet sich sein Recht? Wer hat mir befohlen ihm zu gehorchen? dann die Eide wären bey einem Gottesleugner eben so lächerlich, als wenn man izt in Wien oder in Paris vor den Gerichten die Leute beym Apollo und Neptun schwören liesse. Die Folge dieses philosophischen Beweises wird seyn, daß Gift und Schwert von allen Seiten nach dem Fürsten zielen wird; dann welcher Unterthan wird ihm sein Serrail, seine schönen Pferde, und seine Lustgärten gönnen?

Werden ihn die Leibwachen schüzen? Wird ein zahlreiches und unter guter Mannszucht stehendes Heer seine unwilligen Unterthanen unter dem Joche halten? Aber wer schüzt ihn wider seine Leibwache, wider den beliebten Feldherrn etlicher Legionen, wider den Statthalter einer Provinz? Rom im dritten Jahrhunderte, das heutige Persien, und die noch neuern Empörungen unter den Ottomannen, dienen zum Beweisthum, wie

wenig

wenig die Armeen einen Fürsten bewahren können, wo einmal das Band zwischen ihme und seinen Unterthanen gebrochen ist. Der überall eingerissene Bau des Staates wird bald fallen, und ein Arbaces, ein Mahmud, ein Galba, der philosophischen Monarchie ein Ende machen. Sardan Pul, Nero und Borgia waren Demetrische Weltweise und Fürsten, in der Uebung und in der Theorie.

Alle diese Züge sind der Natur nach gemahlt, und ihre Farben haben noch bey weitem nicht ihre behörige Lebhaftigkeit. Ich habe zu Rom, zu Algier, in Persien und auch wohl näher, die Urbilder dieser Beschreibung gefunden.

Ich glaube, es seye genug erwiesen, daß diese neue Weisheit der Untergang des gesellschaftlichen Lebens seyn wird. Da sie einem jeden Menschen sein einziges Glük, und zwar sein blos sinnliches Glük, zum Zweke giebt, so erregt sie eine unendliche Widerstrebung in den Kräften aller Menschen, da ein jeder die seinen gegen alle andre anspannt, und muß also den allgemeinen Zustand der Feindschaft und des Krieges einführen, den Hobbes sehr aufrichtig schon erkannt hat, und der nicht eher aufhört, bis der Glauben Friede macht.

Der Glauben thut gerade das Widerspiel

spiel des Unglaubens. Alle diese Kräfte, diese Willen, die gegeneinander streiten, verbindet er in einem Mittelpunkte, in Gott. Nach seinen Gesezen sollen wir Gott über alles, und den Nächsten lieben wie uns selbst. Was für ein unendlicher Reichthum von Weisheit, und das Glük der Welt befördernder Güte!

Wir sind, nach der Offenbarung, nicht für diese Welt bestimmet; ihre Güter sind eine Probe für uns; wir sollen sie mit einer beständigen Zurükhaltung geniessen, die uns verwehrt, unser Herz gar zu sehr daran zu hängen. Wir müssen sie verlassen. Wir sind bestimmt in eine Geisterwelt überzugehen, woraus des Leibes Wollüste verbannet sind, und in welcher wir, als niedrige und aus Gnaden verklärte Geschöpfe, in der Gegenwart Gottes, und tausend weit herrlicherer Wesen als das unsrige, den Trieb der Ehrsucht ausziehen müssen.

In dieser izigen Welt sind wir alle Brüder, es ist uns anbefohlen, gegen den Nächsten alles das zu thun, was wir gegen den unendlich belohnenden Gott thun würden wenn er in menschlicher Gestalt erschiene, und unsrer Hülfe bedürftig wäre; eine Vorstellung, die allen Reiz menschlicher Beredsamkeit an zwingender Rührung übertrift.

Aus

Aus diesen kurzen Grundgesezen fliessen alle bürgerliche Tugenden, und, wann sie befolget würden, die Glükseligkeit der Welt, ungezwungen und dennoch nothwendig.

Wir wollen die christliche Gesellschaft gegen die atheistische in allen den Fällen vergleichen, in welchen wir die leztere abgemahlt haben.

Die Ehe zweyer Christen ist ein Schauplaz der Liebe und der Sanftmuth. Das eine Gemahl soll des andern Last tragen: das stärkere soll seine Macht nicht misbrauchen, das schwächere soll gehorchen. Kein fremder Reiz soll sich wider die unzerbrüchlichen Geseze der ehelichen Treu auflehnen; dann die Begierde ist schon ein Ehebruch. So sagt Christus, so sagt die nunmehr von ihm erleuchtete Vernunft; denn die gefällig empfundene Begierde wird zur That, sobald die Macht dazu da ist. Das Alter trennt die Liebe zweyer Christen nicht, es kann sie vermehren. Eine mehrere Zunahme im Guten macht den einen Gatten dem andern verehrungswürdig und werth, und diese ist mit den Jahren vermuthlich.

Die Kinder sind bey den Christen ein Pfand, ein anvertrautes Gut, das wir bauen sollen, auf daß es dem allgemeinen Herrscher Früchte trage. Wir sollen sie nicht nur lie-

ben,

ben, sondern zur Tugend, zur Gottesfurcht, zum ewigen Glüke erziehen. Gott hat uns ihnen zu Pflegeltern, und an seine eigene Stelle gesezt, er, der der allgemeine Vater unser aller ist.

Die Kinder sollen ihre Eltern als Gottes Statthalter verehren; sie können sie, da sie von ihnen geliebt werden, nicht anders als hinwieder lieben; Pflicht und Natur vereinigen sich, das zärteste, das vergnüglichste Band in einer jeden Haushaltung zu knüpfen.

Confucius hat mit Recht gelehrt: ein Reich würde glüklich seyn, wenn eine jede Haushaltung in Ordnung unter sich selbst stünde, wenn die Haushaltungen in einer Stadt in eine Verfassung zusammenstimmten; wenn die Städte in einem Reiche unter einer allgemeinen und obersten Quelle der Ordnung sich vereinigten. Dieses Reich hat Confucius nie erlebt; und dieses findet sich, sobald das Christenthum zum Ernst und zur Uebung kömmt, weit vollkommener in der That, als beym Confucius in der Hofnung.

Der Diener des Christen ist sein Bruder, der Christ ist ihm alle Liebe, alle Pflegung, alle Billigkeit schuldig. Kann der Diener eines solchen Herrn ihn nicht lieben, nicht sein Vergnügen wünschen, da ihm Gott befiehlt, seinen Herrn zu ehren, und seinen nicht unbil-

lig-

lig, nicht vom Herrn aufgedrungenen, sondern von Gott selbst für ihn ausgesuchten Stand als genugsam, als den besten anzusehen, dessen er fähig ist.

Handel und Wandel erhält durch das Christenthum eine Treu, die kein Gesez verschaffen kann. Der Christ ist niemals allein, Gott sieht ihn, und er steht in der tiefsten Einsamkeit der Nacht unter einer weit ehrwürdigern Aufsicht, als der Atheist in der Gegenwart seines Fürsten. Das heimlichste Pfand, das allen Menschen unbekannte Vertrauen eines verstorbenen Freundes, reizt uns zu keiner Untreu. Sollte ich ein so grosses Uebel begehen, da es Gott sieht? sollte ich dem leichtgläubigen Nächsten schlechte oder theure Waare verkaufen, weil er es nicht versteht, weil er meine Waare höchstnöthig bedarf? ist dieses dem Geseze gemäs: zu thun, wie ich will daß man mir thue? soll ich die Ewigkeit für etwas mehr Geld vertauschen, das ich nur ein paar Jahre geniesse?

Der Richter, der Vorgesezte, sieht seine Macht an, als eine von Gott ihm anvertraute- und zur Prüfung für eine kurze Zeit überlassene Statthalterschaft, nach deren Gebrauch er befördert oder gestraft werden soll. In diesem Lichte verschwindet aller Eigennuz und alle Begierde, die ewige Belohnung für den Genuß eines Augenbliks zu vertauschen.

Er

Er wird ohne Mühe gerecht, sorgfältig und unerkäuflich. Er handelt unter den Augen seines obersten Fürsten, dem keiner von seinen Gedanken unbekannt ist.

Der König sizt auf seinem Throne ruhig. Alle Unterthanen sehen in ihm das Ebenbild Gottes auf Erde, die sichtbare Quelle der Ordnung, die Sonne der bürgerlichen Welt, die, mit dem empfangenen Glanze, ihre weit ausgedähnte Sphäre erleuchtet und erwärmet. Unter dem Zepter eines christlichen Königes wachsen Schulen zur Auferziehung der Jugend, Kirchen zur Besserung der Alten, Hospitäler zur Pflegung der Kranken, Colonien zur Ruhstätte bedrängter Bürger und Fremden. Seine Statthalter, seine Unterrichter kennen ihn, sie wissen, daß mit ihrer Tugend ihre Ehre und ihr Glük verbunden ist; seine Gottesfurcht prägt vielen tausenden die Aehnlichkeit seines Gemüths und seiner Gaben ein. Keine Aufruhr steigt auch nicht einmal im Herzen der Unterthanen auf. Wer haßt die Sonne?

Alle diese Vortheile fliessen aus dem einzigen, daß Gott der Eigenliebe in der Offenbarung Schranken sezt, daß er uns von der Unersättlichkeit der Begierde nach Wollust und Ehre befreyt, und uns ein anderes Glük zeigt, das werth ist, dafür Wollust und Ehre zu verleugnen. Die innern Triebe, die im

Körper

Körper nach der Wollust, und in der Seele nach der Ehre liegen, sind noch übrig stark, unsre Trägheit zu stören, und die Offenbarung schränkt diese reissenden Ströme nur in Dämme ein. Sie fahren fort zu fliessen; sie tragen nüzliche Schiffe, aber sie verwüsten das Land nicht mehr. Es wird niemals zu befürchten seyn, daß eine Windstille in der Seele des Menschen entstehe. Ehrsucht, Wollust und Geiz keimen mitten unter der Sorgfalt der aufmerksamen Religion, und sie selber hat Pflichten, die uns zur Arbeit, und zur würdigen Bekleidung unsrer Bedienungen, verbinden.

Nichts wird wohl mehr übrig seyn, als einigen Einwürfen vorzukommen, die den Gönnern des Unglaubens leicht einfallen können; und eben diese Einwürfe werden uns zum zweyten Theile unsrer Vorstellung führen, der durch die Erfahrung dasjenige bestärkt, was wir aus der Theorie vorgetragen haben.

Sind dann die christlichen Reiche mit tugendhaften Menschen besezt, sagt der Atheist? sind die Heiden nicht eben so gut gewesen? ist China nicht unter einer atheistischen Herrschaft und Regierung ein gesittetes und ordentliches Reich? und, ist dieses alles wahr, was rühmet man uns dann die Offenbarung, die den Menschen nicht besser macht? was schilt

schilt man auf den Unglauben, der ihn nicht hindert gut zu seyn?

Es ist an dem, Griechenland und Rom haben in verschiedenen Absichten Männer hervorgebracht, die aus blosser Ehrbegierde, zum Vortheile ihres Vaterlandes, grosse Thaten begangen, tapfer gefochten, gerecht geurtheilt, herzhaft im Rathe gesprochen, und andere äusserliche, dem gemeinen Wesen nüzliche, Tugenden ausgeübt haben. Unsre heutigen Gottesverleugner können sich aber der Exempel dieser Männer schwerlich wider uns bedienen. Sie sind, ihrem Lehrgebäude zufolge, ebensowohl Thoren, als die Christen gewesen. Wie diese für ein ewiges Leben im Himmel, so haben jene, mit gleicher Enthusiasterey, für eine Unsterblichkeit in den Reden der Menschen gearbeitet, und dabey die Hauptabsicht des Menschen, und das wahre Glük, die Wollust, thöricht verabsäumt. Sie sind auch eben nicht Atheisten gewesen; die tugendhaftesten unter den Heiden haben ein göttliches, und auf die Menschen aufmerksames, Wesen geglaubt, und eine Dämmerung von dem wahren Lichte scheint bis auf ihr Gemüthe durchgedrungen zu haben. Hieher zählen wir den Antonin, den Epiktet, und gewissermassen den Sokrates. Ja die Römer, zu den Zeiten des Polybius, waren noch so voller Ehrfurcht gegen die Götter, daß man keinen unter ihnen hätte erkauffen können, einen falschen Eid zu thun.

Es fehlt aber sehr viel, daß selbst Athen und Rom diejenige Art der Tugend besessen haben, die ein Volk glüklich, und einen Menschen selig macht; und die Ursach, warum diese gerühmten Staaten diese ächte Tugend nicht besessen haben, liegt eben darinn, daß ihnen das Licht der Offenbarung noch nicht aufgegangen war. Diese Betrachtung dient wesentlich zu unserm Vorhaben.

Die Tugend der noch freyen Römer gieng vornemlich auf die Aufnahme des Staats. Alle Bürger waren mit einem fanatischen Begriffe eingenommen, die Herrschaft der Welt sey den Römern zugedacht, und ein jedes Mitglied der Republik arbeitete an diesem grossen Werke mit Eifer und Vergnügen. Die Triumphe, die Bildsäulen und die Siegeszeichen erhielten diesen Trieb, und feureten die Ehrbegierde an. Aber es fehlete diesen Römern (und noch mehr den Griechen) an sehr vielen und an sehr nöthigen Tugenden. Die Accusationes, oder gerichtlichen und peinlichen Klagen wider ihre und ihrer Eltern Feinde, waren eine der gemeinesten Strassen, auf welcher die jungen Römer nach der Ehre strebten. Die Feindschaft zwischen den Familien war fast unversöhnlich, und ein Sohn konnte, wenn er sich nicht entehren wollte, die Feinde des Vaters nicht unverfolget lassen. Hieraus entstanden zwar keine Zweykämpfe, die

die weiter im Norden ihre Erfinder gehabt haben, aber doch Aufruhr und Zweytracht. Die Römer kannten, so viel ich mich erinnern kann, die Liebe und Mildthätigkeit gegen die Armen nicht; die Almosen und Hospitäle sind neue Erfindungen, und gehören dem Wesen und dem Namen nach dem Christenthume zu. Gegen ihre Feinde waren sie, auch die besten unter ihnen, grausam und unerbittlich, und ein König, über den man triumphirt hatte, mußte samt seinem Geschlechte sterben, ja die unschuldigen Töchter wurden, einem abscheulichen Gebrauche zufolg, vom Henker zuerst ihrer Ehre, und dann des Lebens beraubt. Die herrschenden Absichten, selbst des noch tugendhaften Roms, waren ungerecht; es mischte sich in alle Anliegenheiten seiner Nachbaren ein, und unterdrükte eben die Völker, die es zu beschüzen übernommen hatte. Die Vorzüge der Keuschheit waren dem männlichen Geschlechte ganz unbekannt; man weiß des Cato heillosen Rath, die Vergötterung der Flora, und die Schauspiele der Römer, deren sich das Volk schämte, und sie dennoch nicht entbehren konnte. Ein Antonin selbst hielt seine Beyschläferin. Die Trunkenheit wurde eben so wenig, als der Geiz, für ein sonderliches Laster angesehen; der jüngere Cato hat die erstere mit seinem Exempel, und der ältere den leztern mit seinen Vorschriften rühmlich gemacht. Der Selbstmord war eine erlaubte

Frey-

Freylassung, die man sich selber gab, und der übertriebenste Ehrgeiz nicht nur eine Heldentugend, sondern eine Mutter der Helden. Die Eitelkeit und der Eigenruhm waren, auch bey den besten Römern, allgemein; der Brief des Cicero an den Luccejus ist ein immerwährender Beweiß, wie weit sich auch philosophische und gutgesinnte Männer in diesem Stüke vergessen haben, und die Münzen sind ewige Zeugnisse der Ruhmgierigkeit der Römer. Die grausame Aufopferung der gefangenen Fechter, die eine der vornehmsten Belustigungen des Volkes, sogar bey den Mahlzeiten, war; die Aussezung der Kinder, die man selbst in den vornehmsten Geschlechtern, um keinen neuen Aufwand zu machen, dem Tode überließ; die Knechtschaft, sind lauter wider die Menschenliebe streitende Fehler, und Merkmale einer allgemeinen Unbarmherzigkeit. Kurz, es bleibt von allen den Römischen Tugenden wenig über, als die Herzhaftigkeit, und der Eifer für die Vergrösserung des ewigen Roms.

China ist nichts weniger, und ist auch niemals dasjenige gewesen, wozu es, aus eigenen Absichten, die Jesuiten gemacht haben. Anson, Le Gentil, Rinius und andere neue Reisende haben es nach dem Leben abgemahlt.

Wir könnten zwar den Freygeistern ableugnen, daß die Gelehrten in China Atheisten

seyen. Der Kayser selbst opfert dem Gott des Himmels: die Aufmerksamkeit des Tien (oder obersten Wesens) auf die Aufführung der Menschen, und seine Bestrafung lasterhafter Völker, ist angenommen und kanonisch. Aber wir wollen die heutigen Chineser, bey ihrer grossen Lauigkeit in der Religion, den Atheisten gerne überlassen, sie werden bey dieser Vermehrung ihrer Anzahl nichts gewinnen.

China hat seine Geseze und Anordnungen von seinen ersten Kaysern, von den tugendhaften Ven und Vuvang, und von andern Herrschern, die, soviel ich finden kann, der allerältesten Religion zugethan gewesen sind, und einen einzigen Gott, als einen Schöpfer, Versorger und Richter der Menschen, verehrt haben. Diese Geseze sind ungemein ordentlich. Die scharfe und despotische Aufsicht und Macht steigt vom Kayser auf die Statthalter der Provinzen, von diesen auf die Obrigkeiten der Städte, und endlich auf den Hausvater herunter, der eine vollkommene Herrschaft gegen seine Hausgenossen, und einen eben so vollkommenen Gehorsam gegen seine Obern ausübet, die man sehr unrichtig Mandarinen nennt. Diese und viele andere Verordnungen, samt der natürlichen Feigheit des Volks, haben dieses grosse Reich noch so ziemlich in Ruhe, und in einer gleichen

Verfassung erhalten. Die neuen Herrscher, die von Zeit zu Zeit das blödherzige China mit den Waffen bezwangen, haben diese despotische Macht ihnen selbst sehr zuträglich, und zugleich sehr nöthig gefunden, ein unzählbares Volk, das seine Ueberwinder allemal wohl hundertmal an Mannschaft übertroffen hat, zugleich im Zaume, und in einem erträglich guten Willen gegen seine Ueberwinder zu erhalten. Aber was ist die gerühmte Wirkung dieser Geseze und dieser gepriesenen Sittenlehre, in welcher kein Gott ist? eine allgemeine Herrschaft vieler Laster, mit überaus wenigen Tugenden. Der Chineser ist feig, falsch, rachgierig, eigennüzig, betrügerisch, wollüstig. Es ist wahr, er ist höflich, arbeitsam, und im äussern gelassen und sittsam. Aber wie gering sind diese Tugenden gegen die überwiegenden Laster?

Selbst die innere Verfassung hat mehr Fehler, als die schlechtesten europäischen Staate. Alles ist voll Räuber, und alle Jahrhunderte sind voll von solchen Störern der allgemeinen Ruhe, die durch die Feigheit des Volkes, durch seine Gleichgültigkeit gegen seine Beherrscher, und durch die Ungelenksamkeit der langsamen Regierungsform fürchterlich, und den Kaysern selbst gefährlich geworden sind. Die Gerechtigkeit, die gelehrten Beförderungen sind durchgehends verkäuflich. Alle Jahre leidet

leidet diese oder jene Provinz von der Hungersnoth; die öffentlichen Vorrathshäuser stehen, durch die üble Besorgung eigennüziger Obrigkeiten, ledig, und der Unterthan stirbt zu tausenden. Der kayserliche Hof ist voll Unruhen; selbst der gepriesene Kanghi hat seinen erwählten Thronerben hinrichten zu lassen sich gezwungen gesehn. Kurz, in China ist der blosse Schatten der Tugend, und das wesentliche des Lasters anzutreffen.

Hier wird der Freygeist mir die europäischen Sünden vorwerfen. Er wird die Greuel des so andächtigen Constantinopolitanischen Hofes, das zu Rom herrschende Verderben, und der protestantischen Länder Fehler vorrüken. Herr Bayle hat diesen Einwurf schon vorgetragen, er fällt auch leicht in die Augen. Seht die Folgen des Christenthums, sagt man: der Spanier betet und mordet in einer Viertelstunde: der andächtige Italiäner ermahnet seinen Feind zur Beichte, und schießt ihm die mördrische Kugel, nachdem der Elende sein Ave Maria geendet hat, mit beruhigtem Gewissen durchs Herz. Die Christen geben vor, sie glauben ein ewiges Leben, und dieses sey die Hauptabsicht ihrer Thaten; aber seht sie näher an: suchen sie etwas anders, als Geld, Wollust und Ehre? und was sucht der Atheist anders? also kömmt, in der ausübenden Sittenlehre, der Atheist und der

Christ überein, und die Wirkung der Offenbarung ist nur in den Geberden zu finden.

Dieser Einwurf scheint stark; aber er scheint es nur. Das Christenthum hat zu allen Zeiten seine wahren Kräfte genugsam gezeigt, und die Tugend hat allemal in dem gleichen Verhältnisse mit der Frömigkeit zugenommen.

Die ersten Christen waren Muster der Keuschheit, der Liebe, der Demuth, der Uneigennüzigkeit; und warum sollten sie es nicht gewesen seyn, da sie alle Augenblike gewärtig und erbietig waren ihr Leben zu lassen, und alle die Güter zu verlieren, wonach andere Menschen streben? Der jüngere Plinius ist ihr erster Zeuge; und sie haben bey ihren Verfolgern allemal herzhaft auf die Untersuchung sich beruffen, ob sich wohl unter ihnen, unter ihren tausenden, ein einziger Lasterhafter befände? Solang sie wahre Christen waren, solang trieben sie die Tugend über alle bekannten Gränzen der Menschlichkeit: Seine Feinde lieben, sein Leben für die Wahrheit niederlegen, sich ohne Widerstand von der wütenden Obrigkeit mishandlen und ermorden lassen, sind freylich Tugenden, die nicht in der Menschen Herzen ursprünglich sind, und die die weisesten Heiden nicht gekannt haben.

Es ist an dem, in der Folge der Zeit hat man

man erlebt, daß in dem Herzen Unzucht, Ehrsucht und Rache aufgewachsen sind, da zugleich der Mund die Sprache der feurigsten Liebe zu Gott nachgeahmet hat. Eine grosse und mächtige Sekte der Christen hat den Mord, und alle Arten der Verfolgungen, eben so weit, und vielleicht weiter getrieben als die Römer; dann schwerlich wird man in der Geschichte einen Tag finden, der dem Bartholomäustage an der Anzahl, dem Adel der Erschlagenen, und der Treulosigkeit der Mörder gleichkömmt: einen Tag, den der angebliche Statthalter Jesu mit Münzen, mit Jubelreden, mit allen möglichen Freudensbezeugungen gutgeheissen und geweihet hat.

Es ist gleichfalls an dem, daß in den gereinigten Kirchen der Christen selbst, die menschlichen Laster in einem unläugbar hohen Grade herrschen. Es giebt Unzüchtige, Ehrsüchtige, Geizige, Ungerechte, in allen Ständen und in allen Gemeinen. Aber alles dieses beweiset für die Gottesverleugner nichts, und beweiset vieles für uns.

Der Aberglauben ist ein fast eben so abgesagter Feind der Religion, als der Unglauben. Dieser läßt das menschliche Verderben frey, weil kein Gott ist der es straft; und jener, weil sich Gott durch Ceremonien, durch fremde Verdienste, durch eine äusserliche Anhän-

hängigkeit an eine wahre Kirche, gewinnen läßt. Beide machen die Menschen zu bösen Schuldnern gegen Gott. Der Atheist leugnet die Schuld, und der Abergläubige will für Gold Papier bezahlen. Was gehen also die Religion die Folgen des Aberglaubens an, und warum sollte sie die Uebelthaten ihres Feindes verantworten?

Die Laster der laulichten, der Namens-Christen, fallen eben so wenig der Religion zur Last. Wenn wir sie mit dem Unglauben vergleichen, so halten wir das Lehrgebäude der Offenbarung, und das Lehrgebäude des Unglaubens gegeneinander. Jene führt uns zur allgemeinen Liebe, die das wesentliche der Tugend, nach dem Geständnisse unsrer Feinde, ausmacht; und diese trennet uns von allen Menschen, sie macht uns selbst und unsern Willen zu unserm Gott, und zum einzigen Endzwek unsrer Thaten. Der Christ ist lasterhaft, weil er kein wahrer Christ ist; und der Atheist, weil er ein wahrer Atheist ist. Die Tugenden, die diesem bleiben, kommen von seiner Scheu vor seinen Mitbürgern, von den übriggebliebenen Empfindungen der Auferziehung her, und er ist kein ächter Atheist, er handlet nicht nach bündigen Schlüssen, sobald er etwas anders liebt als sich selbst.

Wir bemerken ferner, daß bey allen diesen Mängeln, eine ungemeine Menge Gutes

im

im Christenthum übrig bleibt, dessen Quelle wir einzig in der Religion zu suchen haben, da dieses Gute, nach unsrer Gegner Bekenntnis, eine fremde Pflanze bey uns, und nicht eine Frucht unsers Herzens ist. Eine allgemeine Redlichkeit im Handel und Wandel, eine noch grosse Uebermacht ehelicher Huld und Treu gegen die entgegenstehenden Laster, eine durchgängige Liebe der Kinder, der Freunde, der Armen, eine weit über das Gegentheil vorziehende Gerechtigkeit, ein fast unbegreiflicher Gehorsam gegen die öfters unbarmherzige Obrigkeit, eine ununterbrochene Treu in den Kriegesheeren, herrschet noch fast in der ganzen Christenheit. Wie viele Arme werden noch gespeiset, wie viele Kranken gepflegt, wie viele Waisen erzogen, wie manche aufsteigende Begierde zur Rache, zur Unkeuschheit, wird noch durch das Gewissen, durch die dem Gemüthe gegenwärtige Erinnerung an Gott, gebrochen? und wie mancher Mensch bleibt, wider den Dank seines Verderbens, eben deßwegen ein guter Bürger, ein liebreicher Ehemann, ein zärtlicher Vater, ein nüzlicher Magistrat, bloß weil er ein Christ ist?

Viel allgemeiner, viel reiner würde das Reich der Tugend unter den Menschen seyn, wenn mehrere Christen wären, wenn die meisten Menschen die grossen Wahrheiten der Offenbarung ihrem Gemüthe tieffer eindrükten,

wenn

wenn sie nicht von der Macht der göttlichen Drohungen und Verheissungen sich durch eine freywillige Unterlassung aller Mittel befreyten, dadurch die Religion zur Kraft kommen kann. Die Vergleichung eines der Religion ergebenen Staates, und eines andern, wo die Freygeisterey herrschet, ist ein augenscheinlicher Zeuge für uns.

Engelland war unter der grossen Elisabeth, und noch später, noch fast gänzlich frey vom Unglauben. Die grösten Geister dieser Zeiten, ein Verulam, und lang hernach ein Milton, waren voll der tiefsten Achtung gegen Gott. Damals war die englische Nation häuslich, eingezogen, arbeitsam, tapfer, freygebig, gastfrey, mitleidig, und in allem ordentlich. Der Eindruk der Religion haftet selbst auf den Erzählungen ihrer Reisenden, und auf den Entschliessungen des Parlaments. Dieses Engelland war dem Philip, und der ganzen Gewalt des Pabstes zu stark. Auf einmal und zu gleicher Zeit hoben sich die Schiffart, die Gelehrtheit, die Handlung und der kriegerische Ruhm in die Höhe, und der Namen dieses glükseligen Volkes flog über den bewundernden Erdboden.

Es kam die Zeit, da Freygeister herrschten, da unter Carl dem Zweyten alles, was der Religion ähnlich sah, zum Gelächter und zum Vorwurf ward. Ein noch unbekehrter Rochester,

Rochester, ein Hobbes, ein Dryden, waren die Schooskinder des Hofes und der Nation. Der Unglauben drang bald von dem Throne zum Adel, vom Adel endlich bis auf das gemeinste Volk, und bis in die Gemächer des Frauenzim̃ers. Was folgte darauf? ein herrschendes, ein allgemeines Verderben. Keuschheit und Eingezogenheit, häusliche Sorgfalt, Treu im Handel und Wandel, patriotische Liebe des Vaterlandes, Ordnung in der Einnahme und Ausgabe, alle Tugenden flohen, fast zusehens, aus dem von der Gottesfurcht verlassenen Lande. Es ist leider mehr als zu bekannt, daß diese Wunden seit dieser Zeit nichts weniger als zugeheilt sind. Das Verderben hat bey dem Pöbel auf eine erstaunliche Weise zugenommen. Die kluge Liebe unsers Monarchen hat ein alles Fluches würdiges Getränke zu verbannen gesucht; aber selbst die Geseze haben dem erstarketen Laster weichen müssen. Unglükliche Heirathen, Feindschaften in den Familien, Verschwendung und Betrug, und alle Laster, haben unter dem Schuze des Unglaubens so sehr zugenommen, daß, selbst im äusserlichen, die Handlung durch die unnöthige Erhöhung der Preise, durch die betrügliche Ausarbeitung der Waaren, und durch den unbegreiflich niederträchtigen Schleichhandel mit feindseligen Nachbaren, das Kriegswesen aber durch die Feigheit der Anführer, und die Regierung

durch

durch eine unsinnige Anhängigkeit an einen der verfolgenden Religion zugethanen Fremden, die bittern Früchte der Freygeisterey empfunden hat.

Ein Protestant würde an seinen gereinigten Glauben gedenken, er würde diesen Schaz mit seinem Blute bewahren. Aber ein freydenkender Troglodyte denkt, und sagt auch wohl: was geht mich die Sicherheit einer Sekte an, von welcher Lehre ich nichts glaube? Was frage ich darnach, ob mein Land frey oder glüklich ist? Mag es doch zu Grunde gehen, wenn ich über seinem Schutt zum Glüke steigen kann!

Und dennoch bleibt auch bey den verdorbensten Ländern, und in den Gemüthern der Freygeister selbst, noch viel Gutes, das eigentlich dem Christenthum zu verdanken ist. Sie treffen, selbst wenn sie groß und mächtig sind, eine Menge guter Einrichtungen und Anstalten schon gemacht an, die sie umzustossen bedenklich finden, und deren guter Nuzen für den Staat gar zu augenscheinlich ist. Sie sind selber, aus der Auferziehung, aus dem Lesen solcher Bücher, deren scharfsinnige Verfasser sie durch die Anmuth ihres Vortrages zur Anhörung ihrer Sittenlehren anloken, noch voll von moralischen Begriffen, deren sie sich so wenig, als der epikurische Lucretius, entschütten können. Die Scham zwingt sie, sich

sich zu verstellen, und der noch nicht genugsam erleuchteten Welt nicht allzufrüh zu erkennen zu geben, daß die Freygeisterey die Religion des Lasters sey. Und endlich muß man gestehen, daß in einem Lande, wovon wir eben das Verderben bedaurt haben, nicht sowohl eine undenkende Verleugnung eines obersten Wesens herrscht, dazu die Vernunft dieses scharfsinnigen Volkes zu erleuchtet ist, und daß es nicht viel tiefer als auf die natürliche, und einen Unterscheid des Guten und Bösen übriglassende Religion verfällt; da hingegen unsre herzhaftern Weisen einen allgemeinen Krieg wider alles beginnen was göttlich ist, oder was über den Menschen ein Recht behaupten will, und alle Schranken des Guten und Bösen, alle Furcht und Hofnung, auf einmal umzureissen und auszurotten sich bestreben. Es ist auch in allen Ständen eine Anzahl rechtschaffener Christen übrig geblieben, deren Licht nicht zuläßt, daß eine allgemeine Finsternis überhandnehme. Auch unter den Gesezgebern der Nation wenden Littleton und West ihre Gaben zur Vertheidigung der Wahrheit an, und auf der erhabensten Stelle unter den Sterblichen könnten wir erlauchte Verehrer der Wahrheit anzeigen, vor denen Laster und Unglauben sich schämen muß.

Hat nun der Unglauben dieses alles unter

ter dem Druke und im Finstern gethan, da noch eine Religion bey vielen im Herzen, und äusserlich bey allen geherrschet hat, so kann man sich den Zustand eines Reichs vorstellen, von welchem die Religion gänzlich verbannet, und das mit lauter neuen vorurtheilfreyen Philosophen bewohnt ist. Rom unter dem Nero ist ein ziemlich ähnliches Vorspiel dieses Zustandes gewesen, obwohl die christliche, die jüdische Religion, und die stoische Weltweisheit, noch hin und wieder die allgemeine Herrschaft des Verderbens in etwas gehemmt haben. Und doch hat schon damals der noch seltene Liebhaber der alten römischen Tugend sich sorgfältig gehütet, etwas davon merken zu lassen, daß er für diese verhaßte Lehrerin einige Hochachtung behalten hätte. Er konnte der Furcht nicht widerstehen, mit seiner Anhängigkeit an die Tugend sich einem allgemeinen Gelächter bloszusezen.

Es ist also unser Streit mit den Freygeistern nicht eine blosse theoretische Zwistigkeit, ein Krieg über den vollen und leeren Raum, wobey der Irrende eben so rechtschaffen bleiben kann, und der Rechthabende keinen nähern Weg zur Tugend erwählt. Es ist ein Krieg zwischen dem Guten und Bösen, zwischen dem Glüke der Welt und ihrem Elende.

Doch

Doch wir haben dieses Reich des Verderbens schon abgemahlt, und es ist vermuthlich deutlich, wie nöthig es sey, daß ein jeder Freund der Menschen und des Vaterlandes, der über die Aufnahme der Freygeisterey erschrikt, ernsthafte Mittel ergreiffe, womit er von dem Haupte seiner Bürger, seiner Kinder, und vielleicht von seinem eigenen Kopfe, die Gefahr abwenden kann, die über ihm hångt. Sollte nicht ein jeder Christ mit gedoppeltem Eifer sich ermuntern, bey seinen Kindern, bey seinen Freunden, bey der Welt, den Glauben fortzupflanzen, und der Nachwelt Christen zu erziehen? Sollten nicht die noch übrigen Grossen, die ihre Kronen von Gott empfangen zu haben nicht vergessen, durch Beförderung der Tugendhaften, durch Verachtung und Zurüksezung der Freygeister, durch ernstliche Ordnungen in Schulen und in Kirchen, durch eine behutsame Wahl in Ministern, in Vorgesezten und in Obrigkeiten, den Unterthan in den Gehorsam gegen den Glauben zu sezen trachten, wovon ihr und sein Glük so natürlich abhångt? Sollten nicht die Gelehrten, die vorzügliche Gaben empfangen haben, dieselben ihrem Geber heiligen, und anstatt kleiner gleichgültiger Untersuchungen nach Sprachen, Geschichten und Philologie, das einzig Nöthige, das Kreuz Christi, mit Rührung, mit Wehmuth und Nachdruk, predigen?

Und sollte nicht ein jeder Christ in seinem eigenen Busen den Keim des Uebels auszurotten sich bestreben, und bey sich selbst anfangen, dem Unglauben das überzeugende Beyspiel eines wahren Christen entgegenzustellen, gegen welches die Gözen des Heidenthums, und die Pralereyen der Weltweisen, wie der Schatten der Nacht beym Anbruch der Morgenröthe, verschwunden sind?

Gegeben zu Göttingen,
den 26. Decemb. 1750.

II.

Vorrede

zum

Ersten Theile der allgemeinen

Historie der Natur.

II.

Vorrede

zum Ersten Theile der

allgemeinen Historie der Natur

In allen Meinungen der Menschen herrschet eine Mode, eine mehrentheils unüberlegte und veränderliche Gewohnheit, deren ganze Völker folgen, ohne eine Ursache ihres Gehorsams angeben zu können; diese Moden sind eben darum veränderlich, weil sie auf keine wahren Gründe gebauet sind. Es ist der Wahrheit unmittelbares Vorrecht, daß sie ewig bleibt.

Es sind kaum hundert Jahre verflossen, daß in Europa die Erklärungen der natürlichen Begebenheiten, und die willkürlichen Lehrgebäude, angesehene Vorzüge grosser Gelehrten waren.

Nachdem

Nachdem einmal Rene' Des Cartes auf eine mechanische Weise die Bildung und den Bau der Welt ausgelegt, und sich die Freyheit genommen hatte, solche Figuren den kleinesten Theilen der Materien zu geben, und ihnen solche Arten von Bewegung mitzutheilen, wie er sie zu seinen Erklärungen nöthig hatte, so sah ganz Europa diese schöpferische Gewalt als ein unzertrennliches Vorrecht eines Weltweisen an; man baute Welten, man verfertigte Elementen, Wirbel und Schrauben, und meynte dem gemeinen Besten ausnehmend gedient zu haben, wenn die wirklichen Begebenheiten in der Natur sich nur einigermassen durch den angeblichen Bau erklären liessen, den man für sie ausgesonnen hatte.

Aber dieser bequeme Gebrauch dauerte nicht so lang, als die faulen Naturlehrer wohl gewünscht hätten. Die Erfindungen der Einbildung sind wie ein gekünsteltes Metall, es kann die Farbe, aber niemals die Dichtigkeit und die unzerstörbare Festigkeit besitzen, die die Natur ihrem Golde giebet; eine falsche Münze ist gangbar, weil die Neuigkeit ihr einigen Glanz giebt, die Zeit dekt ihre Röthe und ihre unächte Herkunft auf. Die Streitigkeiten, die der natürliche Stolz und die Ruhmbegierde der Menschen nothwendig erregten, waren das erste Mittel die Blösse der Hypothesen aufzudeken. Ein junger Weltweiser

weiser fand einen bequemen Weg zur Grösse in der Widerlegung eines berühmten Mannes, und es war ihm viel leichter, dessen Schwäche zu finden, als etwas besseres an die Stelle des niedergerissenen Lehrgebäudes zu sezen; ein gemeiner Probstein entdekt das Kupfer in dem edlen Metalle, aber Gold zu machen ist für die Menschen zu schwer. Hieraus folgte ein allgemeiner Krieg unter den Gelehrten, und da nichts von ihren Meynungen auf die Natur gebauet war, so blieb nichts von demjenigen übrig, was mit so grosser Bewundrung war aufgebauet worden; der Cartesianer verdrang den Schüler der Peripatetischen Sekte, der Gassendiste fand die Schwäche des Cartesianers, und eine allgemeine Vergessenheit hat nunmehr die streitenden Lehrer begraben. Die siegenden Meynungen, und die überwundenen, sind in ein unpartheyisches Nichts zurükgesunken, aus welchem sie die Einbildung ohne die Erlaubnis der Natur gezogen hatte.

Ein grosser Vorzug der neuern Zeiten war die immer steigende Kunst der Arbeiter, die zur Entblössung der Natur Werkzeuge verfertigten. Bequemere Sternrohre, ründere Glastropfen, richtigere Abtheilungen eines Zolles, Sprizen und Messer thaten mehr zur Vergrösseruug des Reiches der Wissenschaften, als der schöpferische Geist des Des

 Carles,

Cartes, als der Vater der Ordnung Aristoteles, als der belesene Gassendi. Bey jedem Schritte, den man näher zur Natur that, fand man das Gemählde unähnlicher, welches uns die Weltweisen von derselben gemacht hatten.

Die Verachtung der Hypothesen wuchs mit der Ueberzeugung, daß sie eben so wenig richtig wären, als ein aus der Einbildung hingemahlter Kopf eines Aeneas, eines Romulus, eines Pharamunds, dem wahren Urbilde ähnlich seyn kann; der Mahler und der Weltweise hatten das Urbild nie gekannt.

Die mathematische Lehrart breitete sich über Europa aus, sie lehrte uns kriechen, da wir vorher fliegen wollten, und lieber langsam uns der Wahrheit nähern, als geschwind von derselben entfernen. Man trug den Menschen das schwere Gesez auf, nichts zu glauben als was erwiesen wäre, und nach und nach wurde es von den gesitteten Völkern angenommen. Engelland fieng an, Boerhaave und Holland folgte nach, Deutschland bequemte sich dazu, und Frankreich, so ungern es seinen Landsmann verließ, so unangenehm als es ihm war, der Einbildung Rechte zu verleugnen, in welcher es einen Vorzug vor seinen Nachbaren hatte, schämte sich endlich, und that in seiner Akademie, in der Person seines Reaumürs, seines Maupertuis, seines Clai-

Clairauts, der Wahrheit die längstverschuldete Abbitte.

Die Mittelstrasse ist für den Menschen der allerschwerste Weg; er wird viel eher aus dem Unglauben zum Aberglauben übergehen, er wird aus einem üppigen Leben viel leichter ein Mönch in der Trappe, als daß er zwischen beiden Abwegen in einem vernünftigen Christenthum fortleben sollte. Die Mittelstrasse ist eine Linie, ein Weg ohne Breite; wer wollte sich auf demselben erhalten können? So wenig das Herz des Menschen sich auf der Mittelstrasse festsezen kann, so wenig kann es auch sein Verstand; auf einer Seite fliegt der Mensch zu hoch mit eigenen Schwingen, und wird ein Pelagianer, er sinkt auf der andern, und wird unter den Händen des Jansenisten zur Maschine. Eben so gieng es der Naturlehre; man hatte sich bey den willkürlichen Erklärungen übel befunden, und ward zum Zweifler; die Akademie zu Athen wollte sich vor dem Irrthume hüten, sie sank immer tiefer, und glaubte endlich gar nichts mehr, um nicht zu irren.

Ich glaube mit Recht zu den Ausschweifungen des menschlichen Verstandes, zu seiner Uebermäßigkeit (dann die glükliche Sprache unsers gemäßigten Vaterlandes hat keine rechten Wörter für Excès und Caprice), die Gewohnheit rechnen zu können, alle Hypothesen,

alle Systeme zu verachten, eine Gewohnheit, die immer mehr und mehr zunimmt, und die dem menschlichen Geschlechte schädlicher werden kann, als die Träume der Schulweisen nimmermehr haben seyn können.

Der Mensch ist von Natur faul, seine träge Kraft senkt ihn mit einer ewigen Gewalt zur Ruhe. Alle wilde Völker, die sich den Trieben der Natur wehrlos überlassen, sind zu aller Arbeit äusserst verdrüßig, sie huken auf der Erde, sie schmauchen Tobak, sie schlafen in ihren Hängbetten, und würden niemals aufstehen, wenn sie der Hunger und die Noth nicht aus ihrer Gemächlichkeit triebe.

Die Europäer haben mehrere elastische Kräfte, die ihre Schläfrigkeit stöhren. Der Ehrgeiz, das Exempel, die Scham, die Ermahnung, die Neubegierde, lassen ihren Verstand nicht so Brache liegen, wie bey den Völkern, die für Ehre und Weisheit keinen Namen haben. Aber alle diese Triebe sind noch kaum stark genug, uns zu der schweren Arbeit anzufeuren, die die Nachforschung der Wahrheit erfordert. Im scharfsinnigen Italien, im tiefdenkenden Spanien, ruhen tausend und tausend fähige Köpfe, unter dem Schatten des Aberglaubens und der Gewohnheit, und verträumen ihre Kräfte.

Noch wallen doch die Gemüther der

Euro-

Europäer mit Ehrbegierde, mit der Liebe zur Neuigkeit, die Linnäus als das hauptsächliche Vorrecht des Menschen ansieht, womit er sich über die Thiere erhebt, und wodurch er der Bezwinger beider Welten, der natürlichen und derjenigen geworden ist, die er selber aufgeführet, und die Theorie genennet hat.

Man stelle sich nun eine Zeit vor, wo aus ganz Europa alle willkürliche Meynungen, alle Hypothesen gänzlich, nach dem Wunsche vieler neuern Weisen, verbannet sind; man nehme die Säze dieser des menschlichen Herzens nicht recht kundigen Geometern an: daß der mensch die innere Natur der Dinge zu kennen unvermögend sey: daß wir nichts zu hoffen haben, als die Wahrnehmung einiger Erscheinungen: und daß die Wahrheit in einem Abgrunde liege, über welchen wir keine Brüke haben:

Was wird wohl die Wirkung dieser Sprache der Verzweiflung seyn, wenn sie die Oberhand gewönne? eben die, so die erkannte Unfruchtbarkeit eines neuen Landes hat. Sobald der reisende Waghals kein Gold, keine seines Wunsches würdige Waare an dem ungastfreyen Ufer mehr hoffet, so verläßt er die angefangene Entdekung, niemand verfolgt die ersten Untersuchungen, das Land bleibt unbebaut, und sein blosser Namen ha-

stet auf dem gleichgültigen Gedächtnisse der Nachwelt.

Ich befürchte sehr, das Reich der Wahrheit werde eben dieses Schiksal erfahren, sobald wir in demselben keine fruchtbaren Entdekungen zu machen hoffen, sobald unsre Neugierigkeit und unser Ehrgeiz kein Eigenthum in demselben mehr erwarten. Wann der Weg zur Wahrheit uns so weit, so ungewiß, so schwer gemacht wird, wenn man uns vorsagt, daß wir nicht anders als mit dem Senkbley in der Hand gehen sollen, und doch dabey uns zu wissen thut, daß wir mit aller Vorsicht alle Augenblike fallen werden, wann alle unsre Bemühungen uns zu nichts, als von einer pöbelhaften Unwissenheit zu einer gelehrtern führen: werden wir uns wohl bewegen? werden wir in einer mühsamen Reise fortfahren, die uns nirgendshin führt? wird nicht die Gemächlichkeit, wie ein neuer Cineas, einem jeden gelehrten Pyrrhus ins Ohr sagen: warum willst du die gewissen Vernügen der Wollust und der Ruhe verleugnen, und mit einer chimärischen Ritterschaft die Rechte der Wahrheit, ohne den geringsten Anschein etwas auszurichten, unfruchtbar vertheidigen? wann du alles gethan hast, so bist du wieder wie izt, bey der Unwissenheit.

Sollte jemand mich mit dem Beyspiele

der

der Mathematik widerlegen wollen, von welcher man alles Willkürliche, alles Halbwahre und Unerweisliche glaubt verbannet zu haben, so würden mir doch solche Antworten auf diesen Einwurf bleiben, die mir zureichend vorkommen, meinen Gegner mit mir zu vereinigen.

Die Mathematik gehet mit überaus einfachen Dingen um, mit Linien, mit Dreyeken, mit Viereken, mit Ziffern, deren Eigenschaften wenig an der Anzahl, und vollkommen ausgemacht sind. Sie beschäftiget sich mit diesen einfachen Grössen, und suchet derselben Verhältnisse und Zusammensezungen. Keine andern menschlichen Wissenschaften haben diesen Vortheil, und es läßt sich bey keiner eine gleiche Strenge gebrauchen.

Da ich von der Naturlehre in ihrem ganzen Umfange hauptsächlich schreibe: so ist es bekannt, daß uns von den Körpern, aus denen die Natur besteht, und von der Bewegung, die ihre Kräften ausmacht, das meiste unbekannt ist. Ein mathematischer Lehrer fängt vom Punkte, von der Linie, von solchen einzelen Dingen an, deren vollständige Erklärung er zur Hand hat. Wo fängt der Naturlehrer an? Die Elemente der Körper sind völlig verborgen, die ersten aus den Elementen entstandenen Körner der Materie, die Urkräfte der Schwere, der Schnellkraft, des elektrischen und des magnetischen Wesens,

des

des Lichts und des Feuers, sind uns nur hin und wieder stükweise, und unvollkomen bekañt.

Der gröbere Bau der Thiere und Pflanzen, der Bau, den die Vergrösserungsgläser einsehen, und der nur Gebürge von Elementen in Ordnung bringt, ist noch wenig und selten in einzelnen Körpern entworfen. Selbst der noch gröbere Bau, den ein Messer zergliedert, den eine Richtschnur mißt, und ein Treibofen trennet, ist noch so unausgeführt, so unzuverläßig, daß die grösten Mathematiker, wenn sie von den Kräften der Thiere haben schreiben sollen, die Feder niedergeleget, und verlangt haben, man solle ihnen Maasse und Winkel, und einen Grund schaffen, auf den sie bauen könnten. Kann man denn von uns eine mathematische Strenge verlangen? kann eine Summe von Begriffen gewiß werden, wenn die einzelnen noch unbestimmt sind?

Es ist wahr, diese spröde Schöne, die Mathematik, ist den Hypothesen nicht so feind als sie sich anstellt: sie sieht sie als eine Schwachheit an, deren sie sich schämet, und sich derselben doch nicht ganz entziehen kann; und hierinn kömmt sie mit den irrdischen Schönen überein. Der grosse Vorzug der heutigen obern Mathematik, diese verblendende Meßkunst des Unermeßlichen, ist auf eine blosse Hypothese gegründet. Newton, der Zerstörer der willkürlichen Meynungen,

hat

hat dieselben nicht gänzlich entbehren können. Wie am Leibe des Achilles, muß doch an seiner Sehkunst eine verwundbare Stelle seyn, wie könnte sonst ein Euler, und sogar ein Mahler, ein Gautier, dieselbe widerlegen? seine allgemeine Materie, das Mittel des Lichts, des Schalls, der Sinne, der Schnellkraft, war es nicht eine Hypothese; und da dieser Prometheus sich näher zur Erde lenkte, da er die Zeiten ausmessen, und den Begebenheiten feste Schranken sezen wollte, wurde er nicht gezwungen, willkürliche, und gar sehr einem Zweifel unterworfene Meynungen zum Grunde zu sezen?

Nach einem Newton wird sich nun wohl niemand schämen, etwas nicht völlig erweisliches zu lehren. Hat ein so guter Kenner das Wahrscheinliche als eine Münze gebraucht, so kann es doch nicht so gar ohne Werth seyn. Es ist an dem, es ist eine Nothmünze, es dient blos ein Gewerbe unter den Gelehrten zu unterhalten: die Gewißheit ist ein ächtes Gold, dessen Preis niemals heruntergesezt werden kann; es würde uns lieb seyn, wenn wir dessen so viel hätten, daß wir die willkürliche Münze entbehren könnten.

Da aber dieses nicht angeht; da wir ohne diese leztere fast von der ganzen Naturlehre schweigen müßten; da alle die Theile der menschlichen Wissenschaft ein-

zelne Bruchstüke ohne Zusammen-hang und ohne Verbindung würden; sollten wir nicht diese mangelnden Theile mit dem Wahrscheinlichen ergänzen, und anstatt eines Schutthauffens ein Gebäude aufrichten? Ich bediene mich mit Fleiß dieses Gleichnisses; ich habe Bücher von mathematischen Lehren gesehn, die vom Bau des menschlichen Leibes geschrieben haben, und die von ihrer Arbeit alles Unerläuterte zu verbannen sich verbunden zu seyn glaubten: wie unzureichend, wie abgebrochen, wie allgemein, wie unbestimmt haben sie reden müssen, um das Wahrscheinliche zu vermeiden!

Doch ich komme zu dem wahren Nuzen der Hypothesen. Sie sind zwar noch die Wahrheit nicht, aber sie führen dazu, und ich sage noch mehr, die Menschen haben noch keinen Weg gefunden, der glüklicher zu derselben geführet, und es fällt mir kein Erfinder ein, der sich derselben nicht bedienet hätte. Als Kepler dem Lauffe der Planeten seine Geseze bestimmen wollte, so bildete er sich eine Meynung, eine unwahrscheinliche Meynung, deren Ungrund erwiesen ist: und dennoch führte ihn diese Meynung zu dem wunderbaren und von der Nachwelt bestärkten Geseze des Verhältnisses der periodischen Umläufe der Planeten gegen ihre Entfernung von der Sonne, zu einem Grunde, der dem Newton fest genug war, darauf zu bauen.

Die Alchimisten mahlten sich Gespenster, güldene Berge, und mehr als ovidische Verwandlungen vor: sie arbeiteten, um sich diesen Gespenstern zu nähern, und fanden auf dem Wege eben so nüzliche, und vielleicht dem menschlichen Geschlechte noch nüzlichere Wahrheiten, als ein Mittel wäre, Bley zu Gold zu machen; eine Erfindung, die uns in kurzer Zeit mit allem möglichen Golde in die Armuth zurükbringen, und uns in die Nothwendigkeit versezen würde, mit Diamanten, oder mit einem andern Preise, unsern Handel zu treiben, der zugleich selten und beständig genug wäre.

Die grösten Gesezgeber der Botanik haben sich willkürliche Grundreglen gemacht, nach welchen sie Classen, Geschlechter und Gattungen bildeten, und nach welchen sie Gewächse vereinigten oder trennten. Alle diese Geseze sind willkürlich, sie sind noch alle unzuverläßig erfunden worden; aber sie haben uns dennoch ungläubliche Dienste gethan. Man hat nunmehr die unzählbare Menge der Gewächse in eine solche Ordnung gesezet, daß wir leichter, und unendlich gewisser, zehntausend Pflanzen unterscheiden, als die Alten ihre sechshunderte.

Die angenommenen Hypothesen haben wirklich erweisliche Aehnlichkeiten entdeket; sie haben uns noch nicht ganz zur Wahrheit, aber

aber doch weiter auf dem Wege dazu fortgeführet; jedes neue Lehrgebäude leitet uns etwas näher, und ohne dieselben hätten wir keinen Schritt gethan.

Ich finde dieses Gleichnis für meinen Zwek so deutlich, daß ich es noch nicht verlassen werde. Wenn man keine Hypothesen bey der Kräuterkenntnis gebrauchet, und nur wie Clusius oder Bauhin einzelne Pflanzen wohl zu beschreiben gesuchet hätte, so würde, nach dieser von unsern Gegnern gepriesenen mathematischen Methode, gar nichts zum Besten dieser Wissenschaft gethan worden seyn.

Clusius und Johann Bauhin waren grosse Kräuterkenner und gelehrte Männer; ihr Verstand und ihre Arbeitsamkeit sind ohne Tadel. Da sie aber kein Lehrgebäude hatten, noch haben wollten, so blieben ihre Pflanzen ohne Ordnung.

Die unähnlichen waren untereinander vermengt, die ähnlichen getrennt, der Natur widersprochen, und der Gebrauch der Namen so verdorben, daß dieses grosse Hülfsmittel des Gedächtnisses mehr schadete als es Nuzen that. Wenn ein Ehrenpreiß, eine Onagra, eine Scutellaria, ein Epilobium, eine Peplis, eine Lysimachia, alle Lysimachia heissen, und alle eben denselben Namen führen, so sollten sie, nach den Reglen der Charakteristik, ähnliche

liche Wesen seyn. Da aber dieser Namen ohne System ausgetheilet wurde, so bezeichnete er verschiedene und unähnliche Dinge, und verführte also mit seiner Gleichförmigkeit die Lernenden, die bey einem ähnlichen Namen ähnliche Dinge erwarten.

Da diese grossen Männer kein System hatten, und keinem Theile der Pflanzen ein besonderes Vorrecht anwiesen, daß es das Kenzeichen der Art seyn sollte, so bemerkten sie von den meisten Kräutern die Gestalt, die Anzahl und die Lage der Blume, ihrer Deke, der Staubfäden, der Staubwege, der Saftgruben, und der Fache der Frucht ganz und gar nicht. Ihre Beschreibungen wurden dadurch so unvollkommen, daß man sie sehr oft gar nicht würde brauchen können, wenn nicht der Fleiß der neuern von vornen an eben dieselben Gewächse zergliedert, und Maaß und Zahl bestimmet hätte.

Schon zu den Lebzeiten des Clusius erschien Cäsalpin, ein Mann, der in der Peripatetischen Schule die Liebe zur Ordnung, und den Wunsch alles zu erklären, angenommen hatte. Er war ein mittelmäßiger Kräuterkenner. Clusius hat mehr Kräuter erfunden, als Cäsalpin gekannt hat, da sein Kräuterbuch, nach des Micheli Zeugnis, noch nicht 900 Gattungen in sich fasset.

Mit

Mit einem so geringen Vorrathe sezte sich Cäsalpin vor, die Botanik systematisch zu machen. Es war fast nicht möglich, daß er bey seiner kleinen Kenntnis der einzelen Theile, das Ganze untadelhaft hätte übersehen und anordnen können. Er nahm also die Frucht allein, und zwar mehrentheils nur denjenigen Theil zum Leitfaden an, an dem die Keime sizen, und dennoch trat er der Wahrheit näher, und bestimmte mehr wahre Aehnlichkeiten, mehr natürliche Classen, als alle Kräuterkenner vom Theophrastus bis zum Tournefort.

Dieser leztere sah die Pflanzen auf einer andern Seite, bey der Blüthe, an, einer Seite, auf welcher die Franzosen alle Dinge anzusehen pflegen. Er wählete wenige Gestalten von Blumenblättern, die noch dazu weder genug bestimmt, noch genug unterschieden waren, und nach dieser unvollkommenen Hypothese führte er ein Gebäude auf, das sich die Verwunderung von ganz Europa zuzog. Selbst sein Gegner Ray bediente sich seines Lichtes, die Ordnung zu erheitern, die er in seinem hohen Alter den Kräutern vorschrieb.

Tournefort genoß fast dreißig Jahre nach seinem Tode seinen Ruhm, und war ein Gesezgeber in seiner Wissenschaft. Aber die Hypothesen sind, wie wir schon gesagt haben, ein Gerüste, gemacht sich zur Wahrheit zu nähern: sie dörfen

sen nicht immer aufrecht bleiben. Linnäus trat in Norden auf. Er wählete sich neue Grundsäze, er gründete seine Methode auf eine Hypothese, auf die willkürliche Ordnung der Pflanzen nach ihren Staubfäden und Staubwegen, die nach einer wahrscheinlichen Meynung eine Aehnlichkeit mit den befruchtenden und befruchteten Theilen der Thiere haben. Dieses neue Lehrgebäude that die grösten Dienste. Alles wurde rege; von allen Kräutern wurden alle Theile der Blume und der Frucht aufs genauste beschrieben, dann sie waren nunmehr alle nöthig geworden. Die Botanik hebt seit dem ihr Haupt über alle andere Wissenschaften empor; sie ist nicht nur der Vollkommenheit selbst am nächsten, sie hat nicht nur nach und nach der Natur fast alle ihre Classen und Aehnlichkeiten abgerathen, sondern sie hat dem ganzen Naturreiche ihre Lehrart mitgetheilet. Die Kenner der Thiere und der Erzte haben bey ihr, wie die Römer beym Areopagus, ihre Geseze geholet, und sich denselben unterworffen.

Ich habe bishieher meinen Saz mit Exempeln bewiesen; es wird mir eben so leicht seyn, mit abgezogenen Begriffen mich zu vertheidigen. Wenn die Menschen handeln sollen, so werden sie wirksamer nach dem Verhältnisse der Stärke ihrer Triebe. Ihre natürliche Trägheit wird durch den Ehrgeiz,

und durch ihre andern der Schnellkraft ähnlichen Gemüthsbewegungen überwunden. Leben, Geld und Ruhe, werden willig aufgeopfert, sobald ihr herrschender Trieb es erfodert; und dieser herrschende Trieb ist hauptsächlich eine eigene Hypothese, und gleich nach derselben das Vergnügen, die Hypothese eines andern zu zerstöhren.

Ein Lehrgebäude, das unsern Namen führen soll, eine Meinung, die aus unsern Kräften entsprossen ist, thut bey dem Gelehrten, was die Ehrsucht bey dem Alexander that: Mühe, Aufwand, Zeit, Erfahrungen, Kunst und Werkzeuge, alle Kräfte des Willens und des Verstandes, werden mit Lust, und ohne Widerspruch angewandt, wenn wir einen Zwek dabey haben, wenn dadurch unser Lehrgebäude wahrscheinlicher, gewisser und angenehmer wird. Wer würde die Staubfäden in fast unzählbaren Blmen gezählet und gemessen haben, weñ sie nicht das Wesentliche seines Lehrgebäudes bey dem Linnäus, und also die Hauptmittel gewesen wären, dasselbe vollständig zu machen, und die allgemeine Monarchie in der Botanik zu erhalten? Da Newton einmal auf den Gedanken gekommen war, die Strahlen des Lichtes zu spalten, so dauerten ihne keine Kosten, die Künstler mußten ihr äusserstes thun, ihn mit Werkzeugen

zu

zu versehn, die für seine Absicht fein genug wären, und er unterwarf sich den mühsamsten und schwersten Abmessungen und Abtheilungen, weil es um die Wahrheit seiner Lehre zu thun war.

Doch die Hypothesen haben noch einen ernsthaftern Nuzen, den sie auch bey den fühllosesten Weltweisen behalten, wenn schon einer entstehen würde, der die Wahrheit bloß wegen ihrer Schönheit, und ohne Rüksicht auf seinen Ruhm, lieben sollte. Sie werffen nemlich Fragen auf, deren Beantwortung von der Erfahrung gefodert wird, und die ohne Hypothese uns nicht eingefallen wären, eine Wirkung, die ihren unsäglichen Vortheil in den Wissenschaften hat.

Die wenigsten Menschen hätten Scharfsicht genug, von sich selbst sich Fragen vorzuschreiben, und einzusehen, auf was vor einer Seite ein Vorwurf am nüzlichsten anzusehen wäre. Aber ein System, oder die Zerstöhrung desselben, wirft eine unzählbare Menge von solchen Fragen auf, die wir der Natur vorlegen, und die sie öfters beantwortet. Also hat das Ptolomäische, das Tychonische, und das Copernikanische Weltgebäude den Sternkennern gewiesen, worauf sie zu merken hätten, und ihnen die Wahrnehmungen ausgezeichnet, aus welchen die Wahrheit erkannt werden sollte.

Eine jede Wahrscheinlichkeit besizt einen Theil der einzelnen Wahrheiten, die einen allgemeinen Saz mit noch andern ausmachen, die uns diesesmal noch mangeln. Wir ersehen also genau aus dem, was wir haben, dasjenige, was wir ermanglen, und finden ein Verzeichnis von denjenigen Erfahrungen und Bemerkungen vor uns, die unsere Wahrscheinlichkeit zur Gewißheit machen würden, wenn wir sie besäßen. Wie ein Feldmesser, der eine Landcharte entwirft, von welcher er einige Stellen bestimmet hat, dazwischen ihm aber die Stellungen anderer Oerter fehlen, dennoch einen Umriß macht, und nach halbgewissen Nachrichten die übrigen Städte anzeigt, die er noch nicht mathematisch kennet, eben so thut der Naturlehrer. Hätte jener gar keinen Entwurf gemacht, in welchem er nebst dem Gewissen das noch Ungewisse in eine zusammenhangende Verfassung gebracht hätte, so würde seine Arbeit die noch übrigen Stellen, und die Gränzen genauer zu bestimmen, viel schwerer, viel unangenehmer und fast unmöglich seyn, weil sie keinen Zusammenhang hätte, und kein Ganzes ausmachte.

Endlich sind die blos wahrscheinlichen Lehrgebäude auch um deßwegen höchst nüzlich, weil sie eine Eifersucht und einen Wettstreit unter den Gelehrten erweken. Ein Läufer, der um einen Preiß mit seinem Neben-

Buhler rennt, greift sich ganz anders an, und macht viel geschwindere Schritte, als wenn er für sich seinen Weg gienge.

Der Preiß ist die Ehre des Rechthabens, und das gemeine Beste genießt die Früchte des Bestrebens der Streitenden.

Darf ich mich selber zum Beyspiel geben? es kann ohne Eitelkeit geschehn: Wäre Boerhavens und meine Meynung von dem Athemholen niemals in Zweifel gezogen worden, so hätte ich mich mit einem oder zweyen Gründen vergnügt, und meine Ueberzeugung nicht vermehret.

Der Umfang der Wissenschaften ist unermeßlich; man weiß nicht, wo man anfangen soll, in einem Felde zu arbeiten, dessen Weite und Fruchtbarkeit gleich groß sind. Aber der Streit lehret uns einen Theil dieses Feldes wählen, den wir fleißiger umarbeiten, und wann man ihn uns streitig macht, mit Ernst umzäunen. Ich wurde genöthiget, neue Versuche zu machen, und diese öfters zu wiederholen, und fand nicht nur die Wahrheit dessen, das ich vertheidigte, ich fand auch neue Gründe dazu, und überzeugte mich, daß kein Grund mehr bleiben könnte, warum man an einer Lehre zweiflen sollte, deren Richtigkeit ich mit Augen an so vielen Thieren gesehen hatte.

Dies

Dies ist ein kleines Beyspiel; die Figur der Erde ist ein grosses. Newtons Meynung davon war etwas mehr, und des Caßini Ausmessung etwas minder als wahrscheinlich. Man stritt; und dieser Streit brachte uns die zwo vortreflichen Reisen nach dem Pol und nach der Mittellinie zuwege, die nunmehr die Sache nicht nur nach des Newtons Säzen entschieden, sondern viel genauer und gewisser gemacht haben, als eine blosse allgemeine Rechnung hätte thun können.

Blosse geometrische Säze, oder allgemeine und vollkommen wahre Erklärungen der natürlichen Erscheinungen, würden keine Streitigkeit, keine Nacheiferung erweken. Dieses thun die Hypothesen, woran zwar vieles ist, das sie in Stand sezet vertheidiget zu werden, vieles aber doch bleibet, das man angreiffen kann.

Streitende Sekten sind wie Stahl und Feuersteine: sie zeugen zwar Feuer, aber auch Licht dabey, uns zu erleuchten.

Niemand wird wohl glauben, daß meine Schuzrede für die Hypothesen so gemeint sey, daß ich das Wahrscheinliche dem Wahren an die Seite sezen wolle. Nein; der Mond wird niemals wie die Sonne scheinen, aber doch ist sein schwächerer, sein kalter Schimmer uns nüzlich. Die Ptolomäische Einrichtung war

war falsch, niemand zweifelt mehr an ihrem Ungrunde: viele Erfahrungen die richtig waren, lagen unter noch mehrern Meinungen, die nichts Wahres hatten, vermischt; und dennoch hat die Welt mit einem sehr grossen Nuzen diese Hypothese so viele Jahre gebraucht, und davon im gemeinen Leben fast eben den Vortheil gehabt, den wir von der Wahrheit selber haben. Endlich ist der Tag gekommen, und hat den krystallenen Himmel, die übermüthige Lage der Erde in der Mitte der Welt, die unnöthige Geschwindigkeit der Sonne und der Fixsterne, und die andern Fehler dieses Lehrgebäudes, von dem Wahren getrennet. Hätte man vor der Zeit von den Sternkündigern eine allgemeine Gewißheit verlangt, die sie nicht im Stande waren zu liefern, so hätte man so viele Jahrhunderte gar keinen Begriff von der nähern oder weitern Entfernung der Gestirne von uns, von ihrer Ordnung und Bewegung, und von dem Verhältnisse der Theile der Welt unter einander gehabt; man hätte von den gemeinsten Erscheinungen, den Finsternissen, sich keinen Begriff machen können, und wäre in einer barbarischen Unwissenheit geblieben, aus welcher doch Ptolemäus uns schon halb herausgerissen hat.

Alsdann wird niemand sich über die angenommenen und unerwiesenen Lehrsäze beklagen

beklagen können, wenn wir der Wahrheit ihren unendlichen Vorzug lassen, und das Wahrscheinliche nur um den Preiß ansezen, den es an sich selber hat. Niemand wird betrogen werden, wenn wir zwar mit dem Wahrscheinlichen die Lüken des Wahren ergänzen: wenn wir aus demselben über den Abgrund der Unwissenheit Erwartungsbrüken bauen, aber dabey warnen, daß sie nur bis auf einen gewissen Grad zuverläßig sind. Wir können annehmen was wir wollen, wenn wir den Leser nur bey dem angenommenen aufrichtig erinnern, unsere wahrscheinliche Meinung seye von dem Wahren noch sehr, oder noch ziemlich, oder nur wenig entfernet: wenn wir gestehen, es fehle uns noch zur Ueberzeugung diese noch ungemachte Erfahrung, jenes Maaß, oder der Bau von diesem noch nicht bestimmten Theile. Kann jemand klagen, wenn man Scheidemünze für Scheidemünze angiebt, und ihren Preiß nicht höher sezt, als das Silber an derselben werth ist? der betrügt allein, der sie für lauter Silber anbietet.

Ich glaube, aus diesen Betrachtungen werde man denjenigen, die der Natur Werke und Thaten zu erklären sich bestreben, die Freyheit vergönnen, nebst dem Erwiesenen etwas Unerwiesenes, etwas Wahrscheinliches zuzubauen, und also ein Gebäude aufzuführen,

dessen

dessen Hauptsäulen zwar feste, dessen Theile aber nicht alle von einer gleich unerschüttbaren Stärke sind. Die Erfahrung hat uns belehret, daß solche Erwartungsstüke mehrentheils die Ursache gewesen sind, daß sie mit der zuverläßigsten Materie in kurzem von ihrem Verfasser, von seinen Gegnern, oder von der Nachwelt ersezt worden; und ich glaube, es ist nunmehr wahrscheinlich, die Hypothesen seyen sowohl in Ansehung des Verstandes, als des Willens, dem Wachsthume der Wissenschaften zuträglich.

Diese Betrachtung ist um desto natürlicher, je öfter der Herr von Büffon, als der Haupturheber des gegenwärtigen Werkes, die Freyheit genommen hat, Hypothesen, und zum theil ganz neue, ganz fremde, und einem ungewohnten Leser unwahrscheinliche Lehrsäze vorzutragen; dann auch diese Freyheit hat ihren grossen Nuzen. Geht man mit seinen Vorgängern immer auf eben dem Pfade, suchet man nicht neue Wege, so wird nichts entdeket. Es ist wahr, die Erfinder neuer Welten sind nicht allemal glüklich; einige leiden Schiffbruch, andere kehren ohne Verrichtung zurük, und andere entdeken unfruchtbare Gegenden, deren Bekanntschaft uns gleichgültig ist. Aber wäre kein Colon, kein Magelhaens, aus Spanien abgesegelt, so wären viele Schiffbrüche vermieden, aber auch keine neue Welt entdekt worden.

Der Herr von Bůffon scheinet von denjenigen Reisenden zu seyn, die gerne neue Seen und neue Welten entdeken mögen, und sich dabey weder die Mühe der Schiffahrt, noch die Gefahr des Schiffbruchs verdriessen lassen; dann eine irrige Lehre ist für einen Erfinder ein Schiffbruch.

In den drey Theilen des Werkes, das ich ansage, ist keines, worinn er nicht eine eigene, und auch wohl mehr als eine Hypothese, vorgetragen habe. Sein Gefährte, Herr d'Aubenton, scheint sich mehr an die Natur selber zu halten, und dennoch hat er, in der Vergleichung der Geburtsglieder beider Geschlechter, eine angenommene Meinung, und zwar eine alte, aufs neue zu beweisen vorgenommen.

Der Titel dieser Werke verspricht bloß ein Verzeichnis samt einer Beschreibung der Seltenheiten der königlichen Kunstkammer; ich brauche das Wort bloß, obwohl ein solches Verzeichnis schon ein sehr grosses, ein sehr nůzliches, und ein fast unnachahmbares Werk ausmachet. Weñ man die Grösse von Frankreich, die Menge seiner in Amerika, Asien und Afrika blühenden Pflanzstätte, und die allgemeinen Befehle betrachtet, die schon lange gegeben, und schon oft wiederholet worden, aus allen Gegenden, alles zu der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften, und

zur

zur königlichen Sammlung zu schiken, was die Natur in so vielen Gegenden Merkwürdiges zeuget; wenn man den Eifer und die Ehrsucht der Franzosen betrachtet, mit welcher sie brennen, sobald sie den Namen ihres Königes hören, und mit demselben in einige Bekanntschaft zu kommen hoffen; wenn man ferner bedenkt, wie vieler grossen Naturkenner Sammlungen in die königliche zusammengeflossen sind, so wird man von dem gegenwärtigen Werke etwas ungemeines erwarten, und wir zweiflen nicht, die Ausführung werde diese Hofnung, so groß sie auch seyn kann, erfüllen und unterstüzen.

Die zur Beschreibung des Cabinets gehörigen Theile dieses grossen und prächtigen Werkes werden, nach den dreyen, die wir in Händen haben, so auf einander folgen, daß im vierten alle vierfüßigen, im fünften alle Thiere beschrieben werden, die zu Wasser und zu Lande leben, im sechsten werden die Fische, im siebenten die Muscheln, im achten die Insekten, im neunten die Vögel, im zehnten, eilften und zwölften die Pflanzen, im dreyzehnten, vierzehnten und fünfzehnten diejenigen Dinge beschrieaen werden, die man aus der Erde gräbt, und folglich findet man den ganzen Umfang der Natur, und das ganze Reich der Geschöpfe hier, die dem

Menschen

Menschen unterworfen, und zu seiner Betrachtung geschaffen sind *.

Aber dieses Werk faßt weit mehr als dieses in sich: hievon werden zwar noch mehrere Beweißthümer in den folgenden Theilen folgen, indem man im fünften Bande eine Physiologie der Thiere, in dem eilften eine Abhandlung von dem Baue der Pflanzen und vom Akerbau, und im dreyzehnten eine andere von der Erzeugung der Steine und Erzte finden wird.

Doch auch schon der erste Theil, der zweyte, und ein Theil vom dritten, sind weit über den Innhalt eines Verzeichnisses erhoben, und hier liegt eben der Grund unsrer Vertheidigung der noch nicht völlig erwiesenen Meynungen; dann diese Theile enthalten des Herrn von Büffon Gedanken vom Ursprunge und der Bildung der Welt, von der Erzeugung der Thiere, und andere zum allgemeinen Baue der Erdkugel, und zum besondern Baue der kleinern Welt gehörige Hypothesen.

Sie sind eben von der Art, die einer Vertheidigung bedürfen, aber auch einer Vertheidigung

* Dieser Entwurf ist nicht ausgeführt worden. Die fünfzehn Bände füllen bloß die vierfüßigen Thiere an. Die Vögel hat Hr. d'Aubenton grossentheils abgezeichnet geliefert, und eben izt (1771) fangen wir an, die Erklärung zu erhalten.

theidigung fähig sind. Man findet überall viel Kenntnis der Dinge, viele Erfahrungen und viel Einsicht; aber doch geht der Verfasser immer etwas weiter als seine Kenntnis, seine Erfahrung, und seine Einsicht. Ich würde mit Vergnügen hievon den Leser unterhalten, und meine Gedanken über des Herrn von Büffon Meinungen mit Freyheit und Bescheidenheit sagen, wenn es möglich wäre sie kurz zu sagen, oder meine Zeit mir eine Ausführlichkeit zuliesse, die anstatt einer Vorrede zu einem Buche werden könnte.

Da diese beiden Fälle nicht möglich sind, so kann ich nichts weiter, als den Leser ermahnen, mit einer philosophischen Achtsamkeit dieses Werk zu lesen. Er wird viel Neues, viel Eigenes finden, und es werden wenige Leser seyn, die nicht etwas hierbey werden zu lernen haben. Sie werden aber auch solche Säze antreffen, die mit derjenigen Einschränkung müssen angesehen werden, davon ich oben gesprochen habe.

Gegeben zu Göttingen,

den 23. Sept. 1750.

III.

Vorrede

über des

Herrn von Büffon

Lehre von der Erzeugung.

III.

Vorrede

über des

Herrn von Büffon Lehre von der Erzeugung.

Es geschieht fast mit etwas Scheu, daß ich diesesmal den Leser anrede, dessen Gedult den Werth seiner Gewogenheit bey einem Schriftsteller niemals verringern muß.

Mein kränklicher Leibeszustand schwächet die Kräfte meines Gemüths, und diese wären bey meiner Unternehmung alle nöthig. Eine Critik wider einen Mann, den eine scharfsinnige Nation für ausnehmend scharfsinnig ansieht, erfodert billig eine verdoppelte Stärke in meiner Einsicht und Beurtheilungskraft. Aber die dringende Zeit zwingt mich mit einer gedämpften Munterkeit zu schreiben, weil

die instehende Messe den Abdruk dieser Vorrede auf einen bestimmten Monat einschränkt.

Meine Gedanken über des Herrn von Büffon Lehre von der Erzeugung machen, wider meine Gewohnheit, eine Theilung in meinem Vortrage unvermeidlich. Ich will erstlich einige Gründe anführen, die mir nicht zulassen, dieses sinnreichen Franzosen Meinung völlig anzunehmen; und hernach untersuchen, ob seine erneuerte Festsezung einer Erzeugung aus der Fäulnis dem geoffenbahrten Glauben schaden könne.

Da mein Namen hier nicht verborgen bleiben kann, so seze ich mich freylich seiner Ahndung in so weit bloß, als ich in meiner Meinung von der seinigen abgehe.

Die Billigkeit aber meiner Art zu denken, die Hochachtung, die ich für des Herrn von Büffon Bemühungen und Gaben trage, und die ungezweifelte Vermuthung, daß sein Herz eben so viele Vorzüge als sein Verstand besizen müsse, lassen mich hoffen, daß ich durch meinen Widerspruch diesesmal keinen Feind mir zuziehen werde. Ich bin ohnedem in der Sache der Wahrheit nur allzuoft unglüklich gewesen; man hat mich gar zu manchmal miskannt, und meinen Eifer für die Erhaltung ihrer göttlichen Rechte für eine Begierde angesehen, den Ruhm anderer

Ge-

Gelehrten zu verringern; ein ungerechter Verdacht, den, wie mich dünkt, die allgemeine und absichtslose Gerechtigkeit nach und nach entwafnen sollte, die ich allen denenjenigen wiederfahren lasse, durch deren Arbeit das Reich der Wissenschaften bevölkert oder erweitert wird.

Der Herr von Büffon hat seine Gedanken und Erfahrungen selber im zweiten Bande auf der 420 Seite zusammengezogen, davon ich eine verkürzte Uebersezung einrüken will, auf daß meine Anmerkungen einen zuverläßigen Grund haben mögen.

„Es giebt in der Natur eine Materie, „die zur Ernährung und Entwikelung alles „desjenigen dienet, was entweder lebt oder „wächst.

„Diese Materie nähret und entwikelt „sich, indem sie einem jeden Theile des Thiers „oder Gewächses ähnlich wird, und durch eine tieffe Eindringung in alle Theile desselben ihre Gestalt annimmt, oder ihr innerer „Abdruk wird. Wann diese nährende Materie häuffiger da ist, als es die Ernährung „und Entwikelung des Thiers oder Gewächses erfordert, so wird sie aus allen Theilen „des Thiers in ein (oder mehrere) Behältnisse hingeschiket, wo sie einen Saft ausmacht, in welchem alle dem Thiere ähnliche

„Theilchen enthalten sind, und worinn also „nichts fehlet, was zur Hervorbringung ei„nes dem erstern ähnlichen kleinern Thiere „gehöret.

„Wann diese nährende und zeugende „Materie, die überall anzutreffen ist, durch „das innere Model (Moule interieur) eines „Thiers oder Gewächses gegangen ist, und ei„ne bequeme Mutter (Matrice) antrift, so „bringt sie ein Thier oder ein Kraut der glei„chen Gattung hervor. Ist aber die Mut„ter nicht bequem, so entstehen daraus andere „gebildete (organisirte) Wesen, die von den „Thieren und von den Pflanzen unterschieden „bleiben, wie die bewegten und wachsenden „Dinge, die man in dem Saamen der Thiere „und Pflanzen, und in dem Wasser antrift, „worinn einige Gewächse eingeweicht wor„den sind.

„Diese erzeugende Materie besteht aus „beständig wirksamen organischen Theilchen, „deren Bewegung und Wirksamkeit durch die „ungebildeten (brutes) Theile der Materie über„haupt zur Ruhe und Festigkeit gebracht wird, „und sonderlich durch die öhlichten und sal„zichten Theile derselben. Sobald man sie „aber von dieser fremden Materie befreyet, „so geht ihre Wirksamkeit wieder an, und „zeuget verschiedene Arten von Gewächsen

„und von beseelten Thieren, die sich bewegen, „und ihre Stelle ändern.]

„In dem Saamen (Liqueur seminale) „der Thiere beyder Geschlechter sieht man die„se erzeugende Materie. In den Weibchen, „die lebendige Junge werfen, wird sie in den „gelben drüsigten Körpern der Eyerstöke ab„geschieden, in deren Höhle man einen ziem„lichen Vorrath von diesem Saamen antrift.

„Die Eyer legenden Weibchen haben auch „ihren Saamen, der noch weit wirksamer, „als in den Weibchen von der Classe ist, die „lebendige Junge zeuget.

„Dieser Saamen ist dem männlichen ü„berhaupt ähnlich, er zertheilet sich auf eine „gleiche Weise, er enthält eben solche orga„nische Körper, und man sieht in beyden ganz „gleiche Erscheinungen.

„In allen Theilen der Thiere und „Pflanzen trift man gleichfals eine grosse Men„ge solcher organischen Theilchen an, wie die „im Saamen sind, sobald man sie von den „unförmlichen Theilen entlediget, in welchen „sie verwikelt steken. Wann man sie nemlich „in Wasser einweicht, die Salze also schmelzt, „das Oel aber abscheidet, alsdann zeigen die „organischen Theilchen ihre Bewegung. Doch „besizt der Saamen eine grössere Zahl dersel„ben, dann alle andere Theile der Thiere,

„oder sie sind vielmehr unter wenigere unge-
„bildete Theile verwikelt, und können also
„ihre Bewegung eher sichtbar machen. . . .
„Im Anfange, waun das Fleisch nur oben-
„hin aufgeweichet ist, sind diese Thierchen fast
„eben so groß, als im Saamen. Aber die
„Entwikelung vermindert ihre Grösse, wie sie
„ihre Bewegung vermehret, und nach einer
„langen Fäulnis werden diese Theilchen über-
„aus klein, und überaus beweglich: sie kön-
„nen in diesem Zustande zum Gifte wer-
„den, wie der Saft in den Nattern, und das
„verdorbene Mehl in den Kornzapfen.

„ Wird eben diese Materie gesammelt,
„und in einem Theile des Leibes eine Zeit-
„lang aufbehalten, so zeuget sie in demselben
„allerley Gewürme, wohin die flachen Wür-
„mer in den Schaflebern, die Nestel und
„Spuhlwürmer, die Würmer in dem faulen
„Eiter, und endlich die kleinen Aele im Eßig
„und im Kleister, und alle Joblotische mi-
„croscopische Thiere gehören, die nichts an-
„ders sind, als eben diese Materie. Sie
„nimmt von sich selber allerley Gestalten an,
„nachdem die Umstände sich verändern, und
„hat eine beständige Neigung gebildet zu wer-
„den (tend à l'organisation.)

„ Sie zeiget sich zuerst, wie eine Pflan-
„ze, und macht Fäden aus, die wie ein Kraut
„wach-

„wachsen, und sich ausbreiten; hierauf schwel-
„len sich die äussern Theile der Fäden und
„Knoten dieser Gewächse auf, sie zerspringen,
„und lassen eine Menge bewegter Körper
„aus, die Thiere zu seyn scheinen.

„Die Leibesfrucht der Menschen und
„Thiere wächset selbst im Anfange wie eine
„Pflanze (Vegete).

„Gesundes Fleisch zeuget erst nach einer
„langen Zeit solche bewegliche Theile. Aber
„die Fäulnis beschleuniget ihre Erzeugung in
„dem Honige, dem Kornzapfenmehle: in
„dem leztern zeigen sie sich so fort, und in den
„übrigen nach wenig Stunden.

„Es ist also eine gebildete (organisée)
„Materie vorhanden, die belebt, und in allen
„Theilen der Thiere und Kräuter ausgethei-
„let ist, und die ihnen zur Ernährung, zur
„Entwikelung und zur Erzeugung dienet. Sie
„nähret, indem sie in alle Theile der Thiere
„und Gewächse eindringt: sie entwikelt sich durch
„eine weiter ausgedehnte Ernährung, die so lan-
„ge fortgeht, als die Theile nachgeben und
„sich auseinander sezen lassen: sie bringt
„neue Thiere hervor, indem sie, nachdem sie
„in dem Leibe des Thieres oder des Krautes
„überflüßig geworden ist, von jedem Theile
„des Thieres oder Krautes zurükgeschiket
„wird, als der sich desjenigen entladet, was
„er nicht annehmen kann.

„Diese, einem jeden Theile des Thie„res oder Krautes, von dem sie zurükge„sandt worden, ganz ähnlichen Theilchen, (deñ „sie waren ja eben diesen Theil zu nähren „gewidmet) versamlen sich, und können nichts „anders als einen Leib ausmachen, der demje„nigen ähnlich wird, aus welchem die Theilchen „entstanden sind, dann ein jedes derselben ist ei„nem Theile des Thieres ähnlich. Auf diese Art „werden die Kräuter, die Bäume, die Viel„füsse, die Nessen erzeuget, in denen überall „ein einzelnes Thier oder Kraut ein sich ähn„liches Thier oder Kraut erzeuget. In den „Thieren aber, wo der Saamen beyder Ge„schlechter zur Befruchtung nöthig ist, müssen „sich beyder Eltern Saamen in einem zur „Entwikelung gelegenen Orte vermischen, und „dieser Ort ist die Gebährmutter des Weib„chens.

„Folglich giebt es keine vorhergebilde„te Keime, und keine unendlich in einander „geschobene Entwürfe künftiger Thiere, son„dern eine gebildete beständig wirksame Ma„terie, die immer bereit ist sich abzumodeln, „eine Aehnlichkeit anzunehmen, und andere „Dinge hervorzubringen, die demjenigen ähn„lich sind, von welchem sie angenommen wor„den ist. Also können sich die Gattungen der „Thiere und Pflanzen nie erschöpfen; so lang „als es einzelne Thiere oder Pflanzen giebt,

„so

„so ist die Gattung immer neu, und eben so „neu, als vor dreytausend Jahren: und alle „Gattungen werden so lang von sich selber „dauren und bleiben, bis sie durch den Wil„len des Schöpfers vernichtiget werden.“

Dieses ist das Lehrgebäude des Herrn von Büffon. Habe ich einige einzelne Ausdrüke unrichtig übersezt, so wird der Leser in der Folge doch erkennen, daß mein Irrthum keine Absicht gehabt, und mir zu keinem Vortheile wider den Herrn von Büffon gedienet hat. Aber es sind doch verschiedene Umstände in diesem Auszuge weggelassen, die anderswo in dem Werke stehen, und von mir werden berühret werden müssen.

Es wäre ein Zeichen einer unverantwortlichen Verachtung gegen den Leser, wenn ich ihn belehren wollte, daß des Hrn. von Büffon Meinung zwar in Ansehung des von allen Theilen des Thieres abfliessenden Saamens eine Aehnlichkeit mit der uralten Lehre des Hippokrates, aber in Ansehung des Sazes einer allgemeinen gebildeten und bildbaren Materie, die gleichgültig ist, ein Mensch, ein Thier, oder ein Kraut zu werden, wieder etwas besonders hat, und von der durchgängig augenommenen Lehre der Entwikelung sich sehr weit entfernet.

Ihre

Ihre erste Wahrscheinlichkeit erhält diese Lehre allerdings von der Uebereinstimmung der ganzen Natur.

Die weit herrschenden Geseze der Schwere, der anziehenden Kraft, und der federhaften Schnellkraft, scheinen bey der Natur eine grosse Geneigtheit zu beweisen, viele Körper mit gleichen Kräften zu versehen, und viele Wirkungen mit eben den Gesezen zu bewerkstelligen. Es scheint eine Spur eines unendlichen Verstandes in dieser Kunst zu liegen, so verschiedene, so widersprechende, und so zusammengesezte Wirkungen durch einerley Mittel zuwegezubringen, und man findet in dieser sparsamen Schöpfungskraft einen Beweis der alles beherrschenden Weisheit, die vermuthlich in allen Thaten die kürzesten Mittel ergreift, und niemals zwey Geseze brauchen wird, wo ein einziges zureicht.

Die einfachste Bildung, die wir kennen, ist die Bildung der Salze, mit denen die Kristalle in Ansehung des Baues übereinkommen. Aus einem dem Ansehen nach gleichförmigen Wasser, scheidet sich in der Kälte eine Menge eckichter Theilchen, die, nach der Verschiedenheit des Salzes, in dreyeckichte, viereckichte, und auch wohl in vieleckichte Figuren, und durch deren Anlegung und Zusammenhang in verschiedene Arten ziemlich regelförmiger Körper anschiessen. Man kennt ohne meine

Erinnerung die Viereke des Kochsalzes, die Häuserchen des Zukers, und die Dreyeke der Spizen des Salpeters und Kristalles.

Die grossen Zinken Bergkristall, deren ich einige auf den Alpen gesehen habe, die wenig unter sieben Zentnern gewogen haben, und die fast unsichtbaren Anschüsse der Salze, bestehen alle aus vollkommen ähnlichen Theilen, die unter sich und mit dem grossen Klumpen gleich gestaltet sind, den sie zusammen ausmachen.

Die Homœomeria des Anaxagoras herrschet in diesem Reiche der Natur augenscheinlich, und man sieht hier ähnliche Theilchen in ein Ganzes sich zusammenbilden, das seine beständige und ordentliche Bildung hat, ohne daß die geringste Vermuhtung von einem Saamen oder einem Keime sich hier einschleichen könne.

Von den Salzen zu den artigen und blühenden Schneefloken, zu den Dianabäumen, dem gewachsenen Erzte, und den Federbüschen des Eises, geht eine beständige Kette von Bildungen fort, die ohne weitere Kunst durch eine anhangende Kraft bewirket werden. Sollte es von da bis zum Wasserfaden so weit seyn, der bald kurz und bald lang, bald knoticht und bald glatt, sich aus einem grünen Schaume nach der mehrern oder wenigern Bewegung des Wassers unter unsern Augen bildet?

Und ist diese allereinfachste Pflanze nicht mit dem Schwammgeschlechte, und vermittelst dessen mit dem ganzen Gewächsreiche verwandt? Auf der lebenden Seite sollte es so weit seyn, wenn man von den obenbenannten keimlosen Bildungen zu den einfachsten Thieren übergeht, die in allen ihren Theilen ein ähnlicher und gleichförmiger Gallert sind, und die entweder in dem Schaume des faulenden Wassers in allerley rundlichten Gestalten entstehen, oder unter der Scheere des Naturkündigers sich aus einem blossen klebrichten Leim ergänzen, in welchen sie in kurzer Zeit wieder zerfliessen? Wo höret die Macht der allgemeinen Geseze auf? Wo ist die Gränze, diesseits deren sie bilden, und jenseits deren nicht mehr bilden können?

Diese Betrachtung ist eine blosse Vorbereitung, sie macht uns des Herrn von Büffon Vortrag minder fremd, aber seine Erfahrungen sollen ihn beweisen. Er, Herr d'Aubenton, und Hr. Needham haben öfters und mit gelehrten Augen gesehen, daß die Milch aus einem gährenden Korne gewachsen, in Hörner und Zinken aufgeschwollen ist, sich aber an den Spizen gespalten, und aus den Rizen derselben rundlichte bewegte Körper herausgelassen hat, die von den andern mikroskopischen Thieren gar nicht verschieden, und keine Brut unsichtbarer Müken sind, da

das

das siedende Wasser ein tödliches Gift für alle Thiere, Eyer und Keime ist, und doch diese Kraft zu erzeugen nicht hindert.

Hier reicht also Hr. Needham einen Ring aus der Kette des Pflanzenreichs, und gleich darauf verbindet der Hr. von Büffon ihn mit einem andern aus dem Thierreiche.

Der Saamen aller Arten von Thieren zeuget unter dem Vergrösserungsglase Fäden, aus deren Knoten sich rundlichte bewegliche Dinge hervordringen, die in dem Saamen schwimmen, und eine überaus deutliche Aehnlichkeit mit denjenigen beweglichen Dingen haben, die aus dem Kornmehle entstehen.

Hier ist also das Thier- und Pflanzenreich, die wachsende Kraft (Vegetatio) und die zeugende verbunden *.

Das Leben ist ein höherer Staffel als die Vegetation, und diese um etwas höher als der Anschuß (Crystallisatio).

Von der Bildung eines Alexanders zu der Entstehung eines Schneeflokens geht eine ununterbrochene Kette in einem fort.

Ich glaube nicht, daß mich jemand bishieher einer Partheylichkeit in dem Vortrage der Büffonischen Lehre und Gründe beschuldigen

* Diese Verbindung der Erzeugung mit dem Wachsthume hat Hr. Spallanzani durch seine Versuche widerlegt.

digen werde. Ich fahre also fort seine Meinung auszuziehen.

Die bekannten Saamenthierchen des Hamms, oder des Hartsoekers, die man dem Leeuwenhoek zuzuschreiben pflegt, weil er am meisten Mühe auf sie gewandt, und in dem meisten Thieren sie beschrieben hat, sind nach dem Herrn von Büffon nicht eigentliche Thiere, es sind gebildete Theile der zeugenden Materie, und man sieht sie aus den Knoten der Fäden im Saamen hervorquillen: sie ändern ihre Gestalt, sie werden, anstatt zu wachsen, kleiner, sie legen ihre Schwänze nach und nach ab, die ihnen nicht eigenthümlich zugehören, und es können nicht Thiere seyn, die vorher im Menschen gelebt haben, da sie in dem mit gebratenem Fleische abgekochten Wasser anzutreffen sind, wo die Hize alle vorher enthaltenen Keime getödtet haben würde**. Sie sind endlich dem männlichen Geschlechte nicht eigen, und man findet sie in dem Safte der gelben Drüsen, die in dem Eyerstoke befruchteter Thiere gefunden werden, wiewohl in etwas geringerer Anzahl. Beide Ge-

** Dieses Vorgeben ist unrichtig; denn einerseits tödtet die Hize die Thiere nicht so leicht: der Mensch selbst kann, nach dem Zeugnisse der Hrn. dü Hamel und Tillet, eine grössere Hize ausstehn als das siedende Wasser ist; und andrerseits bezeugt Hr. Spallanzani, wenn man die Bratenbrühe sogleich in sehr warme Flaschen fasse, so entstehen in derselben keine Thiere, wie der Hr. von Büffon geglaubt hat.

Geschlechter haben also ihren Saamen, und in demselben gebildete bewegte Theilchen, aus deren Vereinigung die Leibesfrucht entsteht. Hier nähert sich des Hrn. von Büffon Meinung der Alten, die bis auf Stenonis Zeiten geherrschet hat.

Diese Theilchen enthalten die Aehnlichkeit aller Theile des Vaters oder der Mutter. Sie sind von der erfahrnen Künstlerin, der Natur, aus den rohen und ungebildeten Theilen der menschlichen Säfte abgeschieden, und nach allen den Theilen des Vaters (und der Mutter) abgedrukt worden. Hieraus entsteht die Aehnlichkeit der Kinder mit den Eltern, die Vermischung der Züge des Vaters mit den mütterlichen in den Kindern, die Fleken in den Thieren, deren Eltern von ungleichen Farben sind, und der Mulatten Mittelstand zwischen Weissen und Mohren. Viele andere durch die Lehre der Entwikelung sehr schwer aufzulösende Fragen erhalten hier auch ihre Erledigung.

Frägt man, wie diese Theilchen den innern Bau des väterlichen Leibes annehmen können, da sie billig nur Abdrüke holer Gefässe seyn sollten? so antwortet der Hr. von Büffon: wir kennen die Kräfte der Natur nicht alle, und sie hat mit Ausschliessung ihrer Schüler, der Menschen, die Kunst sich vorbehalten, innere Modelle und innere Abdrüke

zu machen, die des Modells ganze Dichtigkeit ausdrüken.

Ich habe genug für meinen Zwek gesagt, und bishieher den Herrn von Büffon sprechen lassen. Es ist Zeit, daß die Reihe an den Leser kömmt.

Ich finde keinen Zweifel übrig, daß dem Herrn von Büffon der Preis von der Wahrheit wegen zukomme, der auf die Stürzung eines angenommenen Irrthums sollte gesezt seyn. Es scheint durch seine und der Hrn. Needhams Erfahrungen unwidersprechlich erwiesen, daß die sogenannten Saamenthierchen kein Eigenthum des Mannes, sondern ein gemeines Geschlecht von lebenden Dingen sind, das in allen thierischen und wachsenden Materien unter gewissen Umständen sich zeiget. Daß es aber doch wohl wahre Thierchen seyn möchten, bekräftiget mir ein im Gebrauche der Vergrösserungsgläser erfahrner Mann, der in den Gästen des wahren Saamens alle Zeichen des Lebens antrift. Der Abt Needham selbst geht hier von seinem Freunde ab, und gesteht den Saamenwürmern die Vorrechte des Lebens und der willkürlichen Bewegung zu, und zwey erfahrne Kenner der Insekten haben, nachdem sie die Büffonischen Versuche wiederholet, eben diese Würmchen in die Klasse der Thiere zurükgeruffen.

Aber

Aber sollten wohl diese Würmer etwas anders seyn, als ein Insekt, das in allen faulenden Säften entsteht, und in dem Saamen eben deswegen häufig wohnet, weil es in den Saamenbläschen und sonst in der Nähe der diken Därme, und in einer zur Fäulung sehr bequemen Lage wohnet? Und ist nicht der Geruch des Saamens bey den meisten Thieren ein Beweis der flüchtigen laugenhaften und fäulichten Art dieses nöthigen Saftes?

Sollte es aber auch wahrscheinlich seyn, daß diese Würmer, als organische Theilchen, jemals in dem Leibe des Vaters und der Mutter gesessen hätten, und wieder zu einer Leibesfrucht werden sollten? Hier kann ich dem Hrn. von Büffon, dem scharfsinnigen und erfahrenen Hrn. v. Büffon nicht beypflichten, und die ewigen Rechte der Wahrheit ruffen mich von seiner Meinung ab. Eine Menge von Einwürfen, die sich meinem Gemüthe auf einmal darbieten, streiten um das Vorrecht zuerst sich zu zeigen, und andern Naturkündigern sind noch andere beygefallen.

Ich will bey den innern Modellen und Abdrüken anfangen. Kann man sich etwas dergleichen vorstelleu? Ists möglich, daß die Natur aus einer zähen Materie die Aehnlichkeit eines Vaters in seinen Adern unendlich verjüngen kann? Vermag diese Materie eine andere Gestalt anzunehmen, als die Gestalt

Bayerische Staatsbibliothek München

stalt der Zwischenräume der genährten Theile, zwischen welchen sie saß, und von welchen sie, nach dem Hrn. von Büffon, ihr eigener Ueberfluß ausgetrieben hat? Machen solche elementarische Zwischenräume die persönliche Bildung eines Menschen aus? Kömmt es von den Zwischenräumen her, daß jener eine grosse Nase, und dieser einen weiten Mund hat? Doch diese Einwürfe und andere, die anderswo dem Hrn. von Büffon entgegengesezt worden, sind vielleicht nicht stark genug. Ich will sie auch nicht auseinander sezen, sondern lieber dem Hrn. von Büffon geradezu leugnen, daß die Kinder deu Eltern ähnlich sind. Erweise ich dieses, so sind die Kinder keine Abdrüke mehr von ihren Eltern, und das übrige Gebäude fält von sich selbst.

Ich will hier nicht anmerken, daß gegen die Beyspiele der ihren Eltern ähnlichen Kinder, eine weit grössere Menge von andern vorhanden sind, die nichts kennbares, nichts ähnliches von ihren Eltern an sich haben. Mein Gedanke geht weiter: kein Mensch ist in seinem innern Baue dem andern ähnlich, und folglich kein Kind seinem Vater.

Die Zergliederung hat mich von dieser sehr verdrießlichen Wahrheit belehret, die meine Arbeit vielfach verdoppelt hat.

Wann die Menschen einander ähnlich wären,

wären, so wäre eine Beschreibung und eine Abbildung der Schlagadern der Hand genugsam; wann sie einmal dem Urbilde ähnlich wäre, so würde sie es allemal bleiben. Aber von dieser bequemen Aehnlichkeit finden wir die Natur weit entfernt. Es sind niemals zwey Menschen gesehen worden, in denen nicht alle Nerven, alle Schlagadern, alle zurükführende Adern, und selbst die Muskeln und die Knochen unendlich von einander unterschieden gewesen sind. Nachdem ich fünfzigmal die Schlagadern des Armes, des Kopfes oder des Herzens beschrieben habe, so sind diese fünfzig Beschreibungen alle einander unähnlich, und es kostet mich die verdrießlichste Mühe, auch nur die grösten Theile in eine allgemeine übereinstimmende Erzählung zu bringen. Diese Verschiedenheit herrschet in der ganzen Natur, und kein Kraut ist jemals demjenigen gleich gewesen, aus dessen Saamen es entsprossen ist, wie es doch nach dem Hrn. von Büffon aufs vollkommenste seyn sollte: denn hier ist keine Vermischung eines männlichen und weiblichen Saamens, davon der eine des andern Bau in etwas verändern könnte.

Diese Verschiedenheit ist gar viel grösser, als man sie, bey der gewöhnlichen Weise die Anatomie zu lehren, anzugeben pflegt. Sie ist zumal in den Nerven und den zurükführenden Adern so groß, so unendlich, daß man

fast keine Beschreibung derselben zu stande zu bringen vermögend ist, und bald glauben sollte, die Natur arbeite nicht nur ohne Modell, sondern auch ohne Grundriß die Thiere aus, obwohl man hierinn gleichfalls zu weit gehen würde. Nicht nur sind die Grössen der Aeste, ihre Winkel, ihre Lagen, ihre Theilungen, die Stelle der Fallthürchen, und der Ausgang der Zweige verschieden, und allemal ohne Ausnahme verschieden, sondern die Anzahl selbst der Theile ist niemals einerley. Die grossen Aeste sind öfters, die mittelmäßigen allemal, und die kleinern sogar auf den zweyen Seiten des nemlichen Leibes beständig einander unähnlich. Das Kind ist also nicht ein Abdruk des Vaters: wie könnte es sonst in seinem Baue von dem Vater so verschieden seyn, und, was noch mehr auf sich hat, wie könnte es Theile haben, die der Vater nicht hat? Einem Zergliederer ist bekannt, daß tausend, und Millionen, und tausende von Millionen Gefässe in dem erwachsenen und zeugenden Menschen fehlen, die in der Leibesfrucht noch da sind. Sie hat grosse Nabelschlagadern, einen Harngang, eine Nabelader und ein eyförmiges Loch, und so viele andere Theile, die der Vater nicht hat, und eine doppelte Reihe Zähne gegen seine einfache.

Die Zergliederung ist nicht ein Licht, das einem jeden leuchten kann, aber die Natur

stekt

stekt uns hier ein Licht an, das auch dem gemeinsten Auge zum leiten genugsam ist.

Ein Hottentott, der nur einen Geilen hat, ein Schweizer, dem man, wegen eines für das arbeitsame Landvolk vereinigten unglüklichen Hanges der Natur und der Kunst, den einen Geilen in der Kindheit ausschneidet, lang ehe nach dem Hrn. von Büffon die überflüßigen Theile des erwachsenen Menschen zum Saamen zurükgesandt worden sind, zeuget einen ganzen Menschen mit zweyen Geilen. Ein Mann der eine Hand, ein Bein, ein Auge verliert, zeuget auch einen vollständigen Sohn. Hier könnte zwar der Hr. von Büffon den ersezten Arm und das ergänzte Aug der Mutter zuschreiben, den Geilen aber kann sie nicht liefern, und es bleibt dem Hrn. von Büffon nichts übrig, als zu einem allgemeinen Ehebruch in ganzen Völkern, und bey alten reizlosen Weibern, seine Zuflucht zu nehmen, eine Anklage, die viel zu hart und viel zu unwahrscheinlich wäre, und dennoch ihn nicht aus dieser Schwierigkeit befreyen würde; deñ es zeugen doch täglich wohlverwahrte und mit einem einzigen Mopse eingesperrte Hündinnen, die so wenig als der Vater ein Ohr haben, Junge mit vollständigen Ohren.

Es ist nach diesem Beyspiele nicht nöthig anzumerken, daß lahme Eltern und Krüppel wohlgestalte und gesunde Kinder zeugen, die

die Aehnlichkeit des Rükgrades ihrer Eltern im geringsten nicht an sich haben; denn das vorige Beyspiel erweiset mehr, und macht mehrere Gründe überflüßig.

Das Kind, das Kraut, ist also nicht der Abdruk seines Vaters, seiner Saamen Pflanze. Es ist von ihm in dem ganzen feinern Baue ohne Ausnahm, und sehr oft im groben Baue unterschieden, und allemal reicher an verschiedenen Theilen, als der Vater und die Mutter.

Die zweyte Schwierigkeit ist eben so groß als diese, und ich bin eben so begierig unsres scharfsinnigen Verfassers Antworten zu vernehmen.

Lasset seyn, daß die Abdrüke der Zwischenräumchen der Augen, der Ohren, der Knochen, im Saamen zusammenkommen: lasset seyn, daß sie die Aehnlichkeit des Vaters völlig beybehalten; diese gebildeten Theilchen schwimmen aber doch ohne Ordnung in dem flüßigen Saamen herum, und der Hr. von Büffon hat noch keine Ursache angezeigt, die sie in Ordnung bringt, die die Augentheilchen des Vaters mit den Augentheilchen der Mutter, und zwar die von der rechten Seite mit denen von der rechten, und die linken mit den linken, die von Sterne mit dem Sterne, die von dem Nezhäutchen mit ihrem Gefährten vereiniget, die die Theilchen des Ohres an

ihren Ort und in ihre gebührende Entfernung vom Auge hinweiset, die die Lage und das Verhältnis in allen Theilen aufs richtigste ausmißt. Es fehlet ein Baumeister, der die tausend einzelnen Abdrüke verschiedener Theile der grossen Schlagadern in einer gehörigen Reihe der Länge des Körpers nach hinlegt, und der, mit einem Worte, die zertrennten mikroscopischen Theile der Leiber nach dem wundervollen Plane eines menschlichen Körpers aufbauet, der hindert, daß niemals ein Auge an das Knie, oder ein Ohr an die Stirne zu kleben, oder eine Zähe an die Hand, und ein Finger an den Fuß verirren kann, so wie in dem Anschusse der Salze und Kristalle alle Augenbkike unähnliche, unförmliche und versezte Zinken gefunden werden. Ich finde in der ganzen Natur die Kraft nicht, die die einzelnen Theile, die Millionen von Millionen Adern, Nerven, Fasern und Knochen eines Körpers nach einem ewigen Grundrisse zusammenzufügen weise genug wäre. Mich dünkt, der Hr. von Büffon habe diese allergröste Schwierigkeit ganz übergangen, so wie Timanthes, anstatt den Schmerzen des Agamemnons zu mahlen, mit einem entschuldigenden Tuche ihm das Gesicht überworfen hat. Der Hr. von Büffon hat hier eine Kraft nöthig, die suchet, die ausliest, die einen Zwek hat, die wider alle die Geseze der blinden Zusammenfügung (Combinatio) allemal und unfehlbar einen

einen gleichen Wurf wirft; dann die meisten Thiere empfangen bey der ersten Begattung, und gebähren allemal ordentliche Thiere, gegen deren Anzahl die Mißgeburten so selten sind, daß man sie, nach den Reglen der Rechnungskunst, für nichts ansehen kann. Ich wünsche die nüzliche Ehre zu geniessen, daß der sinnreiche Hr. von Büffon diesen Einwurf, der mich so schwer drükt, lesen und heben möchte. Einige Geister haben, wie Virgil von den Helden älterer Zeiten sagt, solche Kräfte, daß sie Lasten wegräumen köñen, die auch die vereinigte stärke vieler gemeinen Siñen nicht bewegen kan.

Näher diese innern Modelle zu beleuchten, erinnern wir uns auch, daß schon in der Leibesfrucht der Leib nicht eine einzelne Fläche, sondern einen dichten Körper ausmacht, der alle drey Ausmessungen besizt, dessen Haut zu äusserst, denn die Muskeln, und im innersten die Wirbelbeine auf einander folgen. Nach dem Hrn. von Büffon müßten also die aus dem Vater abgebildeten Theilchen an die Theile, die die Mutter hergiebt, sich auf die folgende Weise ansezen: Die Theilchen, die im Vater von den Muskeln herkommen, müßten durch die Haut der väterlichen Theilchen dringen, um die Abdrüke der mütterlichen Haut berühren zu können: die Abdrüke des väterlichen Rükgrades müßten beides durch die Haut und die Muskeln sich einen Weg öfnen, um sich an die mütterlichen

chen Rükgradstheilchen anzusezen. Dieses Durchdringen müßte ferner von vornen nach hinten, von hinten nach vornen, und in allen Richtungen geschehn, so daß man sich die väterlichen Theilchen, auf gut Linnäisch, als einen Cylinder vorstellen müßte, der durch den mütterlichen Cylinder von allen Seiten gleich durchdränge.

Ich habe noch einen Zweifel übrig, der mir eben so wichtig vorkömmt, und dessen Prüfung ich dem Leser überlasse. Unser Hr. von Büffon nimmt ohne Bedenken den weiblichen Saamen an, der die Hälfte seines ganzen Gebäudes ausmacht, und unvermeidlich ist, weil sonst der Abdruk eines Manns niemals zu einem Mädchen werden könnte. Aber ich sehe für diesen Saamen nicht den geringsten Beweis. Ich finde nichts, das mich überzeuget, daß das schöne Geschlecht einen Saamen habe, noch daß es etwas dergleichen ergiesse, und mit dem männlichen Safte vermische. Die Feuchtigkeit in der gelben Drüse ist zwar voll bewegter Theilchen: wir wollen die Erfahrung des Hrn. v. Büffon mit Hochachtung annehmen. Aber dieses hat dieser Saft mit allen menschlichen Säften gemein, da die Fleischbrühe selber gleiche Gäste hat; und diese gelben Drüsen geben mir selbst einen sehr starken Grund wider den Hrn. von Büffon her.

Der Mann hat seine Geilen von Jugend auf; sie sind reif wenn er sich begattet, und der befruchtende Saft, den er zum grossen Werke der Erzeugung liefert, ist in seinen vorher dazu zubereiteten Geilen fertig und zubereitet worden.

Aber das Weibchen, und insonderheit die junge Schöne, hat keine gelbe Drüsen. Alle diejenigen Frauenspersonen, die ohne befruchtet zu werden, gestorben sind, haben niemals eine gelbe Drüse gehabt. Wann ein junges, gesundes und fruchtbares Frauenzimmer sich zum erstenmale begattet, so hat sie dieses Werkzeug des vermeinten Saamens noch nicht: wie kann sie dann den Saamen haben, der in diesem Werkzeuge erst gesammelt werden soll? Der Hr. von Büffon begeht hier einen anatomischen Fehler, den wir ihm gerne vergeben, da wir ihm, als einem ansehnlichen Kriegsbedienten, vielmehr für das, was er weiß, verbunden sind, als daß wir ihm seine Fremdheit in den Künsten vorrüken sollten, die vielleicht zu tief unter seinem Stande liegen. Aber die Rechte der Wahrheit sind unveränderlich, obwohl die Schuld bey ihrer Verlezung für den einen, der sie verlezt, kleiner, und für den andern grösser ist, der das Wahre kennen sollte und könnte, und dennoch nicht kennt. Unser Hr. von Büffon hat vermuthlich aus dem Baue

geschwinde nacheinander fruchtbarer Thieren angenommen, ein jedes zum Erzeugen geschiktes Weibchen habe eine gelbe Drüse, und folglich Saamen und Saamentheilchen. Es ist aber vollkommen zuverläßig, daß diese gelbe Drüse nicht die Ursache, sondern die Folge der Befruchtung ist, und erst nach der gesegneten Begattung einer Frauen bey ihr entsteht, eine zeitlang nach den Wochen währet, nach und nach vertroknet, und niemals durch eine andere ihr ähnliche Drüse ersezet wird, wann die nemliche Person nicht wieder aufs neue befruchtet worden ist.

Da also das empfangende Frauenzimmer noch keine gelbe Drüse hat, so hat es keinen Saft in denselben, und keinen Saamen; und das Lehrgebäude des Hrn. von Büffon fält auf dieser Seite unvermeidlich ein.

Dann es wäre umsonst, etwas zu leugnen, oder einige nicht genugsam anatomische Verehrer der gelben Drüse zu Hülfe zu ruffen. Ich habe ohne Vorurtheil, und ohne Absicht, hundert und hundert, alte und junge Weibspersonen eröfnet, und nicht über zehnmal den gelben Körper, und allemal in Schwangern, Kindbetterinnen, oder kurz nach dem Kindbette gestorbenen Weibsleuten angetroffen, und es sind die Zergliederer vielleicht nicht gemein, die diese gelbe Drüse zehnmal im Menschen gesehen haben. Es ist mir noch

aus mehrern Umständen, und insbesondre aus der Unempfindlichkeit vieler empfangender Frauen und Thiere sehr unwahrscheinlich, daß, überall in einer nicht überaus unkeuschen Person ein Saft in dem Werke der Erzeugung ausgegossen werde, und daß dieser geile Saft nicht in die Mutter ausgegossen wird, folglich auch nicht zur Erzeugung dienet, ist wohl wenig minder als erwiesen. Denn woher sollte die Gebährmutter diesen Saamen haben? Wer hat ihn gesehen? Wer findet im weiblichen Körper etwas, das einem männlichen Saamen ähnlich ist? Dringt nicht der Geruch des leztern durch das Fleisch der männlichen Thiere, da der Weibchen Fleisch zart und ohne unangenehme Ausdünstung bleibt? Und ist dieser Geruch nicht eine nöthige Bedingung zur Herberge der Saamentheilchen, die ohne einen Anfang der Fäulung sich nicht entwikeln könnten?

Ich bemerke hier im Vorbeygange, daß der Hr. v. Büffon in der Zergliederung des weiblichen Geschlechts keinem guten Anführer gefolgt hat. Er leugnet das Daseyn eines häutichten Zeichens der unbeflekten körperlichen Zucht; dieses Zeichen ist aber wesentlich da, es fehlt niemals ohne die Verlezung der Zucht, weder in Kindern, noch in den Erwachsenen selber, wo ich es in ledigen Weibspersonen von allerley Stand und Alter gesehen habe. Die

Natur

Natur scherzet niemals, und es ist vermuthlich kein Vorrecht unsrer kältern Gegenden, daß sie uns von der Keuschheit unsrer Schönen untrügliche Pfänder giebt. Ich sehe aber leicht ein, warum der Hr. von Büffon gegen das Frauenzimmer so mistrauisch ist: Eine Mutter hat diesen Theil nicht, und kann ihn, nach der Lehre der Modelle, ihrer Tochter nicht mittheilen.

Ich habe genug wider den Hrn. von Büffon gesagt; es geschieht mit Unwillen, wenn ich widerspreche. Nichts ist angenehmer als wissen; wie gerne würde ich glauben, ich sähe das grosse Geheimnis der Erzeugung ein. Meine Einwürfe gehen wider mich selbst, sie berauben mich eines Schazes, den mir der Hr. von Büffon unerkauft und ohne meine Arbeit anbeut, und senden mich in die mühsame Nothwendigkeit zurük, selber zu suchen. Das übrige dieser Vorrede ist der Vertheidigung des Hrn. von Büffon gewiedmet, und ich schreibe mit eben so viel mehrerm Vergnügen, um so viel angenehmer die Freundschaft ist als der Streit.

Gewisse Freunde der Vorsehung sehen das Lehrgebäude des Hrn. von Büffon und Hrn. Needhams für gefährlich an: Die Materie hat bey diesen Gelehrten das Recht sich selbst zu bilden: Aus gewissen allgemeinen dähnenden und anziehenden Kräften entsteht

steht der göttliche Bau einer Theresia oder eines Newtons: Die Macht, die Menschen bilden kann, ist auch ganze Erden zu bauen fähig, und die ewigen nothwendigen Kräfte der Natur reichen ohne einen Schöpfer zu, die Ordnung und die Schöpfung der Welt zu erklären: Räumet man diesen Beweisthum einer Gottheit weg, so ist die eine Stüze des Glaubens umgerissen, und die Ueberzeugung den Menschen entzogen, die allen Völkern sonst am deutlichsten in die Augen gestrahlet hat.

Dieses ist die Furcht der Sorbonne gewesen, die, wie ich zuverläßig vernommen habe, auf die Ausgabe des Büffonischen Werkes ihre argwöhnische Aufmerksamkeit eine zeitlang gerichtet hat. Ist aber diese Furcht auch gegründet, und verliert der Glauben wirklich etwas, wenn die bauenden Kräfte durch die Erfahrung, der Natur zugesprochen werden?

Ich bin hierüber noch ohne Sorge. Das Dasein Gottes ist auf die körperliche Welt und auf die Offenbarung gegründet. Jene fodert von dem Gottesverleugner einen Baumeister. Diese zeigt in der Uebereinstimmung der Prophezeyungen und ihrer Erfüllung, in den Wunderwerken, und in dem Zusammenhange des einmal gegenwärtigen Christenthums, mit seinen ersten Quellen, eine unaufhör-

aufhörliche und überall sich selbst unterstüzende Kette von Beweisen.

Es scheint zwar allzu freygebig von uns zu seyn, wenn wir dem Freygeiste einräumen, die Materie werde durch gewisse Kräfte gebildet und gebauet, die ihr beywohnen, und die Needham auf eine anziehende und ausdähnende Kraft eingeschränket hat. Und dennoch bin ich, auch bey dem noch weit entfernten Beweise dieser bildenden Kräfte geruhig. Die Wahrheit ist, wie eine richtige Rechnung, rund herum gegründet, alles muß ihren Bau tragen helfen, nur der Irrthum bricht ein, sobald man ihm seine einzige Stüze wegnimt, weil sonst alles wider ihn streitet.

Wir sehen augenscheinlich, daß gewisse allgemeine Kräfte die Salze, die Kristalle, die Erzte bilden, wo kein Saamen, kein Keim vermuthet werden kann.

Die Bewegung der himmlischen Körper wird durch zwey Kräfte, zwey den Needhamischen sehr ähnliche Kräfte beherrschet; und was folget hieraus wider das Dasein eines Schöpfers?

Verlieren wir bey der neuen, oder vielmehr der alten und erneuerten Meinung, die Absichten, den Finger eines vorsehenden Gottes? Ists möglich, daß ein Lehrgebäude uns die augenscheinliche Ueberzeugung entreißt, daß ein

ein Auge zum Sehen gemacht seye, es mag nun auch das Auge aus einem Keime oder ohne Keim entstehen? Und sobald ein Auge in allen seinen Häuten, in allen seinen Feuchtigkeiten, in allen Maaßen und Verhältnissen, in der Verschiedenheit des Baues, nach der Verschiedenheit der Thiere, zum Sehen, zum eigenen Sehen eines jeden Thieres, nach seinen besondern Umständen gemacht ist: erkennen wir denn nicht den austheilenden, den vorwissenden Willen eines Schöpfers, der dem mit Händen versehenen Menschen die natürlichen Waffen aller Thiere, und die Rüstung der Zähne versagt, ihm die bequeme Länge der Kinnbaken entzogen, und alle die Vortheile der Thiere benommen hat, die er zwar mit seinen Händen entbehren kann, die Thiere aber zu ihrer Erhaltung nicht missen können?

Hat dann die Materie Absichten, und ists ihr Einfall, daß die Augenlinse eines im dichten Wasser sehenden Fisches runder, als des in der dünnern Luft sehenden Menschen seyn muß? Ist es der Klugheit der schlauen Schwere, und der scharfsinnigen Federkraft zuzuschreiben, wenn dem sprechenden und lernenden Menschen der Geruch und der Geschmak stumpf gemacht worden, den Thieren aber, die aus eigener Erfahrung die heilsamen oder schädlichen Eigenschaften der Speisen

lernen müssen, eben diese Sinne samt ihren Werkzeugen, viel stärker und vollkommener verliehen worden sind? Ist es die Wahl einer der Geometrie kundigen Materie, wenn in den Fingern des Menschen das Verhältnis der Länge so getroffen ist, daß die äussersten am kürzesten, so wie die äussern an Ost und West gränzenden Durchschnitte einer Kugel am kleinsten, die mittelsten Finger aber, so wie der Umfang beider Pole, am längsten sind, da sie diese Pole umschliessen müssen? War es unvermeidlich, daß alle Thiere, zur Zeit da sie gebähren, auch Milch zeugen müssen; und konnte kein anderer Bau durch den Wurf einer Materie erhalten werden, als der, der sich so ausnehmend zur Ernährung eines neugebohrnen Thieres schiket? Wie ist es dem Ungefehr gelungen, daß die Brüste in einem beständigen Verhältnisse mit der Anzahl der Jungen sind, und daß der Hund und das Schwein zahlreiche Euter, die einzeln gebährende Kuh, die Ziege und das Pferd nur zwey haben? Warum hat das Thier, und nicht der Mensch, unter den vier Füssen, die es tragen sollen, schon in Mutterleibe Verhärtungen, da diesem nur unter den längern Füssen, weil nur diese ihn zu tragen gewiedmet sind, eine harte Ueberhaut anerschaffen ist?

Es ist also nicht eigentlich der Wachsthum oder die Art der Erzeugung der Thiere, die uns von der Gottheit überführet, sondern die deutlichsten Spuren der weisen Hand eines Schöpfers in der Uebereinstimmung des Baues mit seinen Absichten.

Wenn die Materie Kräfte hat, die etwas bilden, so hat sie sie nicht auf eine blinde Weise. Sie sind mit ewigen Schranken umschlossen, und bilden immer vollkommen, nicht das mechanisch Gleiche, sondern etwas ähnliches, etwas das in einem unverlezlichen Grundrisse vorgeschrieben ist, aber zu einer Verschiedenheit die Erlaubnis hat, die den Zwang einer blindlings wirkenden Materie ausschließt. Ich habe schon gewiesen, daß niemals zwey Menschen, und niemals zwey Thiere, in ihrem Baue einander ähnlich sind, ob sie wohl in allen Granztheilen miteinander übereinstimmen. Wer hat der Materie des Saamens erlaubt, mehr oder weniger Gefässe zu zeugen, mehr oder weniger Nerven zu bilden, die Zweige zu verdopplen oder zu vermindern: aber ihr dabey monarchisch und unwidersprochen befohlen, dennoch allemal eine grosse Schlagader, allemal ein Herz, allemal die grossen sympathischen Nerven, allemal die grossen Muskeln, und alles dasjenige, was nicht nur zum Leben, sondern zu dessen Bequemlichkeit und Glüke nöthig ist, unversäumlich her-

hervorzubringen? Wäre die Natur nicht die Hand der erschaffenden Weisheit, so würden eben sowohl in der Hauptanlage als in den kleinen und zahlreichen Theilen des Baues Verschiedenheiten seyn, und dennoch geschieht dieses beständig, und jenes niemals.

Wer macht diese Kräfte so gelehrt, so beständig im Hervorbringen der Thiere, wann eine blos anziehende und ausdähnende Kraft im Saamen einen Menschen oder einen Hirschen bildet? Wann dieses ungefehr geschieht, warum entsteht aus dieser, nach dem Hrn. v. Büffon selbst, zu allen Gestalten gleichgültigen Materie, niemals anstatt eines Menschen ein Affe, der doch mit dem Menschen so viel Aehnlichkeit hat? Wie ist es möglich, daß aus einem klebrichten Safte allemal (dann wir haben schon gesagt, daß die Thiere fast niemals unbefruchtet sich begatten) ein Thier, und allemal ein Thier von der Art wird, zu welcher seine Eltern gehören?

Diese Beständigkeit hat mich wider alle Erfahrungen des Hrn. Needhams überzeuget, es müsse demnach etwas vorgebildetes und gebautes im befruchtenden Safte der Menschen und Thiere seyn, ob es wohl noch keine Miniatur eines ganzen Leibes, und keine Raupe des denkenden Schmetterlings ist.

Die unveränderliche Wiederherbringung

allemal ähnlicher, allemal so göttlich künstlich gebauter Thiere, scheinet für die einfachen Kräfte zu groß, die etwas Staub in einen Staubfaden, und in einen Salzkristall sammlen können.

Der Anschuß der Salze selbst scheinet in der ursprünglichen schon gebildeten Figur der Salztheilchen gegründet zu seyn, und nicht aus einer blossen anziehenden Kraft zu entstehen: dann geschmolzener Salpeter ist gleichfalls Salpeter im Geschmake und an allen Eigenschaften, obwohl seine sichtbaren Kristallen izt geschmolzen sind.

Doch es ist dieses eine Materie, die ich hier nicht ausführen kann; schon izt schweife ich aus und sage zu viel. Es ist genug zu zeigen, daß Hr. von Büffon (und selbst Hr. Needham) eben so wenig der Religion schaden, als Newton, wann er den wundervollen Bau der grossen Welt, und die geheimen Geseze des Umlaufs der Sterne aus zweyen Kräften erkläret hat.

Der Hr. von Büffon ist noch viel unschuldiger.

Da seine gebildete Materie im Menschen sich zum Menschen modelt; da im Anfange die Erde ganz im Feuer geschmolzen, und hernach mit Wasser ganz überzogen gewesen ist, so sind die ersten Menschen ohne ein Modell

entstanden, da sie weder im Wasser noch im Feuer einen ältern Stammvater haben antreffen können, und ihr Bau, das allgemeine Muster des menschlichen Geschlechts, ist unmittelbar aus den Händen Gottes gekommen. Bey dem Hrn. von Büffon bildet eigentlich die Materie nicht, sie macht nur Abdrüke nach erschaffenen Modellen.

Wir können also ruhig erwarteg, ob die Erfahrungen der Weisen die wachsenden und belebenden Kräfte des Hrn. Needhams bestärken oder widerlegen werden. Sie werden uns allemal näher zur Wahrheit führen, und diese zu Gott.

Gegeben

den 30. Mart. 1752.

IV.

Vorrede

zu den

Göttingischen

Gelehrten Zeitungen,

bey

Unternehmung der Direction derselben zum Jahrgange 1747, die er im Merzen 1753 abgelegt hat.

IV.

Vorrede

zu den

Göttingischen gelehrten Zeitungen

zum Jahrgange 1747.

Es ist zwar hier nicht der Anfang dieser Zeitung. Wir haben auch schon mehrere Jahre*, wiewohl an einem wenigern Theile derselben gearbeitet; dennoch haben wir geglaubt, eine nicht unnüze Sache zu thun, wenn wir unsere Gedanken über die vornehmsten Eigenschaften einer guten gelehrten Zeitung eröfneten, und dadurch den Leser von dem Vorbilde benachrichtigten, nach welchem wir uns bestreben unsere Arbeit einzurichten.

Die Vorzüge eines Wochenblattes von dieser Art bestehn in dem äussern Vorschube, im Verstande, und im Willen des Verfassers.

Zum

* Seit 1745.

Zum äussern Vorschube gehört hauptsächlich die genugsame Zufuhr der nöthigen Bücher. Es müssen aus den verschiedenen Ländern, wo die schönen Künste blühn, aufs geschwindeste, vornemlich die guten, und auch neben diesen so viel neue Bücher als möglich, zur Hand gebracht werden. Dieses kann einigermassen in einer vornehmen Handelsstadt durch die blosse gewöhnliche Buchhandlung erlanget werden. Auch ein reicher Gelehrter, ein Trew, kann endlich durch die Handelsleute es erzwingen, daß er die Neuigkeiten der meisten europäischen Länder erhält. Aber weit erwünschter ist es, wann der Fürst, oder die Räthe des Fürsten, selbst die Auslage thun, und ohne die nothwendig furchtsamen und langsamen Anstalten eines Kaufmanns abzuwarten, mit der Eile und mit dem uneigennüzigen Aufwande die Neuigkeiten anschaffen, die niemand in einer minder erhabenen Stelle übernehmen kann.

Der Verfasser selber muß überdem einen so viel möglich ausgedehnten Briefwechsel haben: er muß von den Schiksalen der Gelehrten, von ihrer Bemühung, von ihren Arbeiten, eine eilfertige Nachricht einziehen, von welcher der Besizer die Wahl der anzuschaffenden Neuigkeiten abnimmt. Er wird durch diesen Briefwechsel viele geheime Umstände erfahren, die sein Urtheil richtiger und origi-

originaler machen, wenn ich dieses undeutsche Wort hier gebrauchen darf. Eben hiezu dienen die Wochen- und Monatschriften, und sogenannte Journale. Der Verfasser der gelehrten Zeitungen muß derselben so viele haben als immer möglich ist; aus ihnen nimmt er gleichfalls das Verzeichnis der in entfernten Ländern gedrukten Bücher: Er kann zwar nicht vollständige Beurtheilungen und Auszüge, aber doch zuverläßige Nachrichten von der Wirklichkeit neuer Werke für seinen Leser aus denselben nehmen, der dadurch so viel erhält, daß er sich die nüzlichen und unentbehrlichen Bücher anzuschaffen gemahnt ist. Es können auch einige Länder so entfernt, oder durch Kriege von uns so sehr getrennet seyn, daß man die wirklichen Bücher zu spät erhalten würde, und daß man also die Beurtheilungen wohl geschriebener Tagebücher mit Nuzen seinen eigenen Anzeigen einrüken kann, welches aber dennoch nicht anders als aus Noth, und mit einer furchtsamen Vorsicht geschehen muß.

Der Verstand des Verfassers ist der zweyte nothwendige Beding, ohne welchen eine gelehrte Zeitung pöbelhaft und elend wird. Er muß so viele Sprachen, als möglich ist, verstehn, und so viele Wissenschaften besizen, als die menschliche Schwachheit zuläßt: und weil es nicht möglich ist, den Umfang vieler

Künste

Künste mit gleicher Stärke zu bestreiten, so ist es besser, wañ verschiedene Gelehrte zusamentreten, von welchen ein jeder die ihm selbst bekañtesten Wissenschaften sich zum Vorwurfe wählt.

Ein Verfasser einer gelehrten Zeitung muß die Geschichte seiner Kunst inne haben, er muß wissen was alt, gemein, neu, wahrscheinlich, wahr, und glaubwürdig ist: dann alle diese Eigenschaften eines Buches, und der Stellen eines Buches, müssen unumgänglich den Hauptwerth seiner Beurtheilungen ausmachen. Er muß in seinen Wissenschaften so gründlich seyn, daß er ein gültiges Urtheil über den Werth der Dinge fällen kann. Seine Aufmerksamkeit bey Durchlesung der Bücher, von denen er Auszüge macht, muß ihm das wahre, neue, und vorzügliche derselben entdeken, er muß einsehn, wodurch ein jeder Schriftsteller sich von andern unterscheidet, und entweder weiter geht oder zurükbleibt. Sein Auszug muß so viel als möglich kurz seyn, auf wesentliche Dinge gehn, und eben so wenig Kleinigkeiten wählen, als wichtigere Dinge auslassen. Es ist dabey zu wünschen, daß ein Verfasser rein, scharfsinnig und aufgewekt schreiben möge. Grosse und schöne Werke können weitläuftiger, kleine und schlechte kürzer abgethan werden. Gar zu schlechte, unnüze, und kleine, flüchtige Schriften werden völlig unangezeigt gelassen.

Was

Was den Willen betrift, finden wir die Billigkeit des Verfassers so nöthig, als seine Gelehrtheit. Eine gelehrte Zeitung soll das gute anpreisen, das mittelmäßige anzeigen, das schlechte entschuldigen, das falsche und elende bestrafen. Sie ist ein Zeugnis, worauf ein Käufer sich soll verlassen können: der Leser muß daraus zu guten Büchern ermuntert, und von schlechten abgehalten werden: kein Eigennuz muß des Verfassers Feder bestechen. Ich rede nicht von dem groben Eigennuzen einer feilen Feder, die man um Geld, um geschenkte Bücher, oder um niederträchtiges Bitten erkaufen kann. Nein selbst der feinere Eigennuz der Gleichheit eines Verfassers mit unsrer Meinung oder unsrer Secte, und seine Freundschaft, oder gegen uns bezeigte Abneigung, muß uns zu nichts vermögen, das der Wahrheit zuwider wäre. Ich wehre einem Mitgliede einer gelehrten Gesellschaft, wie eine hohe Schule ist, deswegen nicht, von seinen Mitarbeitern eine höflichere und günstigere Nachricht zu geben. Der Fürst, der den Verfasser einer gelehrten Zeitung und sein Werk beschüzt, verlangt ausdrüklich, daß durch dasselbe dem gemeinen Besten gedienet werde, und dieses kann nicht befördert werden, ohne die besondern Vorzüge der Personen der Gesellschaft zu erheben, deren Aufnahme man sucht. Aber auch hier muß dennoch die Wahrheit niemals leiden.

Die Farben können lebhafter und angenehmer seyn, das Gemählde aber muß dennoch ähnlich bleiben.

Nichts ist niederträchtiger und schädlicher als die Aufführung derjenigen Zeitungsschreiber, die niemand loben, als wer das Lob mit Geschenken, mit seiner Unterwerfung, oder mit seinem Eintritte in ihre Secte bezahlt, die hingegen alles schelten, was ihren Meinungen, Absichten und Freunden zuwider ist. Diese Leute bedenken nicht, wie sehr sie sich gegen die Wahrheit, die Billigkeit, und das allgemeine Beste vergehen. Sie reissen der Wahrheit und der Gründlichkeit ihre Kronen ab, und sezen sie auf den unwürdigen Kopf eines Schmeichlers, eines Clienten, eines Sectirers, eines Käufers. Sie schlagen die nöthige Hofnung der bemühten Arbeitsamkeit nieder, und ermuntern den Frevel der schwazhaften Frechheit. Wir wollen niemand bezeichnen; aber es hat zu allen Zeiten nur gar zu viele Zeitungsschreiber von dieser Art gegeben.

Wir wollen gern anrathen, daß überhaupt ein gelehrter Zeitungsschreiber gelinde seyn, und eher mit Höflichkeit als mit Schärfe zuweit gehen solle. Wir sind allen Menschen Liebe, und folglich die Beförderung ihrer Glükseligkeit schuldig: diese hängt auf Erden in einem grossen Grade von ihrem Nachruhm

ruhm ab: diesen müssen wir also, so lang es die Wahrheit leiden kann, eher vergrössern als mindern, es mag dann auch die beurtheilte Person fremd oder unbekannt, oder auch gar uns zuwider seyn.

Wann jemand eine scharfe Beurtheilung verdient, so sind es diejenigen Schriftsteller, die mit einer seichten Gelehrtheit eine grosse Meinung von sich selbst besizen, die ihre Gedanken für neu, für wahr, für erwiesen ausgeben, wann sie schon alt, zweifelhaft oder falsch sind: die auf die Verachtung andrer sich selbst Altäre zu bauen suchen, und deren gute Meinung von ihren eigenen Verdiensten in die Gemüther der Leser, zum Schaden der Wahrheit, einen Eindruk machen könnte.

Niemand aber ist weniger eines Mitleidens würdig, als gelehrte Diebe, die mit der Frucht der bescheidenen Arbeitsamkeit zu prangen suchen. Es scheinet eine Pflicht zu seyn, wenn man ihnen den fremden Schmuk auszieht, und sowohl den Eigenthümern die verdiente Ehre wiedergiebt, als dem vermessenen Räuber seinen unverdienten Ruhm entreißt.

Sind wir den Menschen so viele Pflichten schuldig, so sind wir mit unendlich mehrerm gegen Gott verbunden. Die Ehre des obersten Wesens zu befördern, muß uns nicht eine

eine kalte unwirksame Pflicht, es muß uns eine Lust, ein reizendes Vergnügen seyn. Sollten wir nicht gegen unsern wahren Vater eben so kindlich, eben so liebend, so treu und so ergeben seyn, als gegen unsere sterblichen, öfters so fehlerhaften Eltern?

Hier haben die Leser das Vorbild, welches wir nachzuahmen suchen, und nach welchem wir unsere Bestrebungen einrichten. Von Seiten der Anstalten glauben wir einen Vorzug vor fast allen Verfassern von dergleichen Arbeiten zu haben.

Die bemühte Gnade unsers Beschüzers schont weder seinen theuren Stunden, noch dem kostbaren Werthe. Es werden uns von den entlegensten Orten neue, und für einen Gelehrten manchmal unerschwingliche Werke zugeschikt. Keine Post kommt fast an, die uns nicht die früheſten Neuigkeiten mitbringt, die dem Leser noch mehr in die Augen fallen würden, wann die Menge selbst sie nicht hinderte, und nicht die einen auf die andern warten müßten.

Was unsern Willen betrift, so suchen wir ihn in allem den Regeln nachzubilden, die wir uns festgesezt haben.

Den Verstand allein können wir nicht verbessern, und überlassen von den Kräften desselben das Urtheil dem Leser.

Wir

Wir fügen nur noch einige Kleinigkeiten bey. Unsere Weise wird allemal seyn, die Jahrzahl des beurtheilten Buches anzuzeigen. Es ist besser, der Leser wisse dieselbe, als daß wir ihn mit dem falschen Anscheine einer unrichtigen Neuigkeit hintergehen. Sezen wir die Jahrzahl nicht aus, so ist das Buch von eben dem Jahre. Die Aufsäze unsrer Freunde, und auch einiger unbekannt bleibenden, aber unsrer Hochachtung würdigsten Gönner und mitarbeiter, werden die Zugaben zu ihrem Eigenthume, und wo diese nicht zureichen, allemal den Vorzug haben, den sie über unsere eigene Arbeit verdienen. Es werden alle Monate zwey Zugaben herauskommen. *

Die Register und Vorreden sollen allemal im Jennermonat, gleich nach dem geendigten Jahre, samt einem Verzeichnisse der bey solchen eiligen Arbeiten fast unvermeidlichen Fehler, ausgetheilt werden.

Man

* Dieses ist seit Anno 1753 geändert, und hingegen sind drey wochentliche Blätter, anstatt zwey, dem Leser geliefert worden, so daß nunmehr die Anzahl der Seiten und der Auszüge ungefehr auf das doppelte der ersten Jahrgänge, und auf zwey Bände gestiegen ist. Und seit eben diesem Jahre ist die gelehrte Zeitung ein Eigenthum der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften geworden. Seit 1770 hat man aber über die drey wochentlichen Blätter, zur Beschleunigung der Nachrichten, noch eigene Zugaben angehängt. Unstreitig sind folglich diese Anzeigen das reichste Wochenblatt worden, das in Europa über gelehrte Sachen herauskömmt.

Man wird alle mögliche Sorge tragen, daß die auswärtigen Posten den bishieher allzuhoch gesezten Preiß der Fracht so mildern, wie es uns immer durch Vorsprache, Bitten und Gegendienste erhalten werden.

Göttingen
den 30. Decemb. 1747.

Der Director und die übrigen Verfasser
der gelehrten Zeitung.

V.

Vorrede
zur Sammlung
neuer und
merkwürdiger Reisen,
zu Wasser und zu Lande.

Aus verschiedenen Sprachen übersezt.

Göttingen 1750.

V.

Vorrede

zur Sammlung neuer und merkwürdiger Reisen zu Wasser und zu Lande.

Aus verschiedenen Sprachen übersezt. *

Ich nehme hier die Gelegenheit, dem geneigten Leser die Gründe und die Absicht der angefangenen Samlung verschiedener Reisen zu eröfnen. Ich habe zu allen Zeiten für die Aufsäze vernünftiger und wissensbegieriger Reisenden eine besondere Neigung gehabt. Ich fand in denselben die Naturgeschichte im grossen, die Kenntnis der Erdkugel und des Menschen. Ich lernte von jener die wahre Ertragenheit eines jeden Landes, und seine Früchte aus den dreyen Reichen, die wir aus dem blossen Ansehen der Himmelsstriche nicht erlernen

* Es sind eilf Theile dieser Sammlung bishieher abgedrukt worden.

lernen können, indem die gesammelte Erfahrung aller Reisenden beweiset, daß Europa in Ansehung der kleinen Entfernung vom Pol das wärmste Land in der Welt, Asien in gleichem Abstande vom Nordpol schon kälter, Amerika im Nordtheile sehr kalt, und im Südertheile am allerkältesten ist. Ich lernte aus denselben die Uebereinstimmung und die Verschiedenheit der Gewächse und Thiere, davon sehr viele, und je länger man sucht, je mehrere sich in beiden grossen Welttheilen befinden. Man hat in Jamaika schon ziemlich viele europäische Kräuter, in Nordamerika aber mehrere gefunden, und die von den wärmern Gegenden trift man je mehr und mehr sowohl in den heissen Inseln unter Asien, als in den Antillischen an. Die Thiere finden sich auch immer häuffiger in beiden grossen Strichen des festen Landes: Der Bär, der Löwe, das Elend, der Luchs, das Pferd, der Stier, der Bieber, und die meisten andern vierfüssigen Thiere sind in beiden anzutreffen, und die Lama hat man nunmehr auch in Bengala, den Lamantin aber um Kamtschatka entdekt. Ich erfuhr aus der allgemeinen Uebereinstimmung der Reisenden, daß auf allen Bergen der Welt sich versteinerte Muscheln fanden. In Carolina, im Caucasus, im Taurus, in Arabien, in China, und in allen Ländern die wir kennen, hat die Erfahrung diesen Saz bestätiget: dann die Andischen

dischen Gebürge, worauf die Parisischen Weltmesser keine versteinerte Muscheln gefunden haben, sind zu hoch, und auf einer gewissen sechstausend Schuhe übertreffenden Höhe haben die Alpen ebenfalls keine. Ich bemerke aus allen Nachrichten, daß auf dem meisten Theile des Erdbodens überhaupt die See abnimmt und schwindet: die Carolinischen Ufer und die Schwedischen nehmen zu, und selbst die süssen Seen in den Gebürgen nehmen ab, welches beweiset, daß diese Abnahme des Wassers nicht von den Winden, sondern von einer viel allgemeinern Ursache herkömmt, obwohl das Maaß dieser Abnahme allzufrühzeitig bestimmet worden ist. Ich finde, daß das Gold in heissen Gegenden am häuffigsten, in gemässigten minder häufig, in kältern mehr Silber, das Eisen aber fast über die ganze Welt zerstreuet ist, woraus jenes Erz zur Seltenheit und zum Preise der Waaren, dieses aber zur Nothdurft der Menschen hergegeben zu seyn scheinet. Ich stelle tausend andere Betrachtungen von dieser Art an, die alle auf die Nachrichten der Reisenden gegründet sind, und die mir die Wohnung des menschlichen Geschlechts bekannt machen.

Aber die größte Bemühung der Menschen ist das Kenntnis seiner selbst, und dieses sind wir grossentheils den Reisenden schuldig. Wir werden in einem Lande unter Bürgern

erzogen, die alle einen gleichen Glauben, gleiche Sitten, und überhaupt gleiche Meinungen haben; diese flechten sich nach und nach in unsre Sinnen ein, und werden zu einer falschen Ueberzeugung. Nichts ist fähiger, diese Vorurtheile zu zerstreuen, als die Kenntnis vieler Völker, bey denen die Sitten, die Geseze, die Meinungen verschieden sind, eine Verschiedenheit, die durch eine leichte Bemühung uns lehrt dasjenige wegzuwerfen, worinn die Menschen uneinig sind, und das für die Stimme der Natur zu halten, worinn alle Völker miteinander übereinstimmen. So wild, so grob die Einwohner der in der friedlichen See zerstreuten Inseln sind, so weit der Grönländer von Brasilien oder vom Vorgebürge der guten Hofnung abliegt, so allgemein sind doch die ersten Grundsäze des Rechtes der Natur bey allen Völkern: Niemand beleidigen, einem jeden das Seine lassen, in seinem Beruffe vollkommen seyn, sind der Weg zur Ehre bey den alten Römern, bey den Anwohnern der Strasse Davis, und bey den Hottentotten.

Eben diese Reisen deken uns eine unendliche Verschiedenheit in der Herrschaft des Verderbens auf, die sich über alle Einwohner der Welt ausgebreitet hat. Wir finden überhaupt die Einwohner südlicher Länder faul, geil, grausam und verrätherisch: gegen den

Pol nehmen diese Laster immer mehr ab, und die äussersten Theile gegen den Nordpol sind mit solchen Völkern vom Eiß-Cap bis zur Wagersbay bewohnt, die fast ohne Leidenschaften, und eben deswegen ohne Obrigkeiten und ohne Krieg sind: in den wärmern Ländern herrschet fast ohne Ausnahme eine monarchische Herrschaft, auch auf den kleinen Insuln der friedlichen See. Die freyen Staaten sind mit wenigen Ausnahmen an das einzige Europa gebunden, und scheinen also eine Erfindung der durch die Wissenschaften erleuchteten, und über die Fehler der königlichen Regierung nachdenkenden Menschen zu seyn. Beide äusserste Theile der alten Welt zeigen uns künstliche und gesittete Völker, auf einer Seite die Europäer, auf der andern China und Japan, fast unter einem gleichen Himmelsstriche: da hingegen die schönen Künste und die innerliche ordentliche Eintheilung der Regierung von dem übrigen Erdboden verbannet zu seyn scheinet. Das Alter der Menschen ist überhaupt ziemlich gleich, doch länger in den etwas kältern Gegenden, und ohne Zweifel am allerkürzesten in den heissen, wo die Menschen eher zu ihrem Wachsthume und zur Kraft zu zeugen, und vermuthlich also auch am ehesten zu den übrigen, und zur lezten Stuffe des Lebens gelangen.

In der Bildung der Menschen finden

sich einige geringe Verschiedenheiten, wovon die größte die Schwärze ist, die in Afrika hauptsächlich in den heissesten Gegenden herrschet, hingegen in Amerika unter eben der Linie gar nicht, und in Asien viel geringer angetroffen wird. Die andere, eben so merkliche, ist die von den Weissen in dem innern Afrika und in der Darienischen Meerenge befindlichen Menschen, deren Haut pferdeweiß, und die Augen zu blöde sind, die Sonne zu vertragen. Alle diese Menschen kommen dennoch in ihren Haupteigenschaften überein, und die lezte allereinfältigste Art hat doch ihre Sprache, ihre gesellige Lebensart, und ist der Unterweisung fähig, und nimmt sich also von dem allerklügsten Orang Utang noch beträchtlich aus.

Doch wir haben bisher nur einige kleine Proben von den Gedanken gegeben, die die Reisebeschreibung bey uns erweket haben, und die ohne Ende häuffig und verschieden sind. Mit einem Worte, wir lernen durch sie die Welt kennen, und ersezen einigermassen den Mangel eigener Reisen und eigener Erfahrung. Wir bereichern uns mit tausend nüzlichen Wahrheiten; wir legen unsere Vorurtheile ab, und wir geniessen die Frucht der Lebensgefahren und der langwierigen Bemühungen andrer Männer, die in verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten für

uns

uns gearbeitet haben. Der Arzt, der Kräuterkenner, der Mineralienliebhaber, der Naturkündiger, der Sittenlehrer, der Staatsgelehrte, der Patriot, der Gottesgelehrte, der Kaufmann, der Künstler, lernen auf tausenderley Arten, sie erweitern ihre Begriffe, und kommen auf Spuren, auf die ihr eigener Verstand sie niemals hätte führen können.

Sollen aber alle diese Vortheile wirklich seyn, so muß man solche Nachrichten lesen, die von wahrhaften und kündigen Männern herstammen, bey welchen das Vermögen und der Willen die Wahrheit zu sagen sich vereinigen. In einem Thevet, einem Lucas, einem Le Blanc, einem Pinto, lernet man nicht die von Gott erschaffene Welt, sondern eine Fabelwelt kennen, die nirgends als in dem Gehirne ihrer Verfasser eine Wirklichkeit hat.

Man sieht, wohin diese Betrachtung führt. Nicht alle Reisebeschreibungen sind nüzlich, und viele können wirklich schaden. Gegen einen Kämpfer, einen Tournefort, einen Rauwolf, findet man hundert trokene Seefahrer oder abentheurliche Helden, die weder die Sprache, noch die Geseze, noch die Natur der Länder gekannt haben, wo sie gewesen sind, und deren Reisen dem Leser eben so wenig Nuzen schaffen als ihnen selbst. Diese Wahl ist nun eben so schwer nicht, und wir hoffen versprechen zu können, daß man sie in

unsrer Sammlung finden werde. Wir sezen uns also vor, aus allen Sprachen und Zeiten, doch aber vornehmlich aus den allerneusten Schriftstellern, die zuverlässigsten und reichsten an Erfahrung auszulesen, und dieselben in einer getreuen Uebersezung dem Leser zu liefern. Alle Jahre wollen wir zwey Bände herausgeben, und der Stoff wird uns sehr späte mangeln, indem wir schon für mehrere Jahre Vorrath haben, als die Unbeständigkeit weltlicher Dinge uns hoffen läßt, daß unsre Ausgaben dauren werden: ohne zu gedenken, daß durch neue Reisen dieser Vorrath beständig anwächset. Der Uebersezer wird eben derjenige geschikte Mann seyn, dem man Ansons Reise um die Welt zu danken hat, * und man wird für die Sauberkeit des Druks und der Kupfer alle Sorge tragen.

Man wird hierbey allemal des Verfassers Ordnung und Worte beybehalten. Ich gestehe, daß es mich dünkt, des Salmons und andrer Weise, aus verschiedenen Reisebeschreibungen eine zusammenhängende Geschichte zusammenzutragen, seye nicht so nüzlich und nicht so angenehm, als wenn man bey der Urkunde bleibt. Diese findet mehr Glauben: der Leser lernt aus dem ganzen urtheilen, ob die Verfasser sein Zutrauen verdienen, sie ist auch angenehmer, weil sie die Natur abmahlt. Wir haben bey der allgemeinen

* Hr. Professor Tozze in Bützow.

meinen Reisegeschichte überall alles trokener, und manchmal eine Menge von Widersprüchen verschiedener Reisebeschreiber bemerkt, aus welchen sich der Leser auf keine Weise helfen kann. Man hat diese Fehler durch die schlechten Quellen vermehrt, woraus man geschöpft hat. Die Naturgeschichte ist zumal mehrentheils unzureichend, und mit unähnlichen zusammengestoppelten Kupfern mehr verstellt als bereichert worden. Wider diese Fehler wollen wir uns sicher genug stellen. Kein schlechter, kein mittelmäßiger, kein unzuverläßiger Schriftsteller soll in unsrer Samlung Raum finden.

Diejenigen, die nach des Hrn. Ellis Reise unmittelbar folgen, werden die Herren de la Condamine und Barrere seyn, wovon jener Peru und den Amazonenfluß, dieser Guiana beschrieben hat. Die erstere Nachricht werden wir mit des Hrn. Bouguer in die Mémoires de l'Academie des Sciences eingerükter Abhandlung vermehren. In andern Theilen werden wir aus den philosophischen Transactions die einverleibten nüzlichsten Reisen, und andre aus denjenigen auslesen, die eigene Bücher ausmachen.

VI.

Vorrede

zu den

Werlhofischen Gedichten.

VI.

Vorrede

zu den

Werlhofischen Gedichten.

Ich habe die Ehre, seit neun Jahren, als ein Mitglied, bey der hiesigen königlichen deutschen Gesellschaft, in einer gleichen Verbindung mit dem würdigen Dichter zu stehen, dessen Poesien ich ansagen soll. Das Vertrauen, welches derselbe, und mit ihm die Gesellschaft, gegen mich bezeugt hat, ist für mich so schmeichelhaft, daß mich leicht ein kleiner Stolz berüken könnte, wenn ich nicht diese Wahl mehr der Freundschaft, als dem genäuern Geschmake, zuschreiben müßte. Doch diese Freundschaft selber hat so viel vortheilhaftes, daß es mir eben so rühmlich vorkömmt, als ein Freund des liebenswürdigen Werlhofs diese Verrichtung übernehmen zu dörfen, als es mir immer rühmlich seyn könnte, wann sie mir wegen einer bekannten Ge-

schiklichkeit anvertrauet würde. Die Freundschaft rechtschaffener Männer ist ein Vorurtheil für unser Herz: und wie weit ziehe ich die Vorzüge des Herzens den Vorzügen des Verstandes vor!

Es hätte zwar der gepriesene Verfasser in eben dieser Gesellschaft noch mehrere Freunde gefunden, die zu der Ehre, die mir wiederfährt, fast ein näheres Recht haben. Der berühmte Präsident derselben, Herr Professor Geßner, hat, sowohl in Ansehung seiner Freundschaft mit meinem Freunde, als nach dem Recht seiner grossen Kenntnis in den schönen Wissenschaften, einen gegründeten Anspruch auf das Vergnügen gehabt, der Welt ein so angenehmes Geschenk anzubieten.

Da es indessen mein Glük gewesen ist, sowohl mit des Hrn. Verfassers, als mit Hrn. Professor Geßners und der Gesellschaft Beyfall, diese gewünschte Arbeit zu übernehmen, so überlasse ich mich ohne ferneres Bedenken dem wahren Vergnügen, von eines hochachtungwürdigen Freundes ruhmwürdigen Schriften den Leser zu unterhalten.

Sie sind solche Früchte, an deren Güte die Kraft des fruchtbaren Geistes, aus dem sie entsprossen sind, einen grössern Antheil hat, als eine mühsame Antreibung des Fleisses.

Hr.

Hr. Werlhof ist nicht ein blosser Dichter. So groß dieser Namen scheinet, wann man einen Virgil, einen Homer nennet, die nichts als Dichter gewesen sind, so ist er, fast wie gewisse Mahlereyen, nur in einer ziemlichen Entfernung groß. Ein Dichter, der nichts als ein Dichter ist, kann für die entferntesten Zeiten und Völker ein glänzendes Licht seyn. Aber für seine eigenen Zeiten, und für seine Mitbürger, ist er ein entbehrliches und unwirksames Mitglied der Gesellschaft. Seine Gaben erweken Verwunderung, aber sie haben keinen Antheil an seiner Bürger Wohlseyn; er kann für einige Stunden einen Leser vergnügen, aber er vermehret niemanden sein Glük, und vermindert auch niemanden seine Sorgen und seine Schmerzen.

Weit grösser sind die Vorzüge eines gelehrten, geübten, und folglich glüklichen Arztes. Seine Gaben sind ein Werkzeug, durch welches die Vorsehung ihre Güte ausbreitet. Erschrokene Ehegatten, zitternde Kinder, tief gerührte Eltern hoffen, und erhalten öfters von ihm das erwünschte Leben eines unschäzbaren Ehemanns, einer zärtlich geliebten Frau, eines unentbehrlichen Vaters, eines hofnungsvollen Kindes: die Sehnsucht beschleuniget seine Wege, die Hofnung begleitet ihn, und der Segen derer, die er gerettet hat, folgt ihm nach, wenn er zurükgeht.

Ein Dichter vergnügt eine Viertelstunde; ein Arzt verbessert den Zustand eines ganzen Lebens.

Ich nehme vielleicht mein Amt schlecht in acht, wenn ich die Vorzüge der Dichtkunst erniedrige, die ich bey den Schriften eines beliebten Dichters erheben sollte. Aber mein Freund verachtet die falsche Beredsamkeit, die dem Heiligen des Tages heuchelt, und ihm denjenigen weit nachsezt, den sie morgen eben so weit über ihn erhebet.

Unsers Herrn Leibarztes beliebte Poesien zeugen von seinen grossen Gaben, und mahlen sein menschenliebendes Herz ab. Aber als ein Arzt wendet er dieses Herz und diese Gaben unmittelbar zu dem wahren und wesentlichen Wohlseyn seiner Mitbürger, und der höchsten Häupter der Welt an. Er dichtete also nur in den kleinen Zwischenräumen, in welchen der Arzt nicht wirken kann. Reisen, schlaflose Nächte, Krankheiten selber, sind die einzige Zeit, die er auf die Dichtkunst wendet, und so sehr wir diese in ihm lieben, so wenig läßt uns die Menschenliebe zu, seine Zeit der mitleidigsten aller Künste, der Arzneywissenschaft, zu misgönnen. Wir verzeihen dieser leztern um desto eher ihren Vorzug, weil sie zwar den Hrn. Werlhof hindert, mehrere Früchte seiner Dichtkunst an den Tag zu legen, aber an derselben völligen Reife keine

Ab-

Abnahme verursachet hat. Die Reinigkeit der Sprache, die Flüßigkeit des Sylbenmasses und der Wortfügung, die richtige Wahl der Reime, könnten nicht vollkommner seyn, wann dem Hrn. Werlhof schon keine andere Bemühung von der Vorsehung aufgetragen wäre, als die Dichtkunst.

Es giebt Reime, die die Obersachsen eingeführt haben, und worinn weder die Buchstaben vollkommen ähnlich sind, noch der Laut bey den andern Deutschen übereinstimmig ist. Alle Dichter haben sie, als eine nöthige Ausdehnung der Freyheiten der ohnedem so eng eingeschränkten deutschen Poesie, freymüthig angenommen, und ohne Scheu gebraucht. Hr. Werlhof ist fast der einzige Dichter, der auch diese Nachsicht verschmäht, und mit der beständigsten Richtigkeit die vollkommene Uebereinstimmung des Lautes in seinen Reimen beobachtet hat.

Eben so sorgfältig und zärtlich auch ist Hr. Werlhof in allen andern Schönheiten des Reims gewesen, die den Abschnitt, den Wohlklang, die Wortfügung, die Richtigkeit der Sprache, und die Wahl der Wörter betreffen.

Alle diese Vorzüge würden in unsern Augen nicht mehr als mittelmäßig seyn, wenn sie die einzigen wären. Die Absicht des Dich-

ters ist zu gefallen und zu rühren, und die äusserliche Richtigkeit hat bey dem Verstande ihren Werth, aber keine Macht auf das Herz des Lesers. Es sind zu allen Zeiten Dichter gewesen, die sich mit dieser äussern Schönheit vergnügt haben, und alle diese Dichter haben ihres Zweks verfehlt. Aber bey unserm Verfasser sind sie, wie sie in der That seyn sollen, nur zierliche Kleider der wahren Schönheit. Wahre und gründliche Gedanken, wohl ausgefundene Aehnlichkeiten verschiedener Begriffe, scharf unterschiedene Unähnlichkeiten ähnlicher Ideen, kurze und dennoch das Wesen der Dinge abmahlende Beywörter, wohlständige Vorstellungen wirklich zärtlicher Leidenschaften, alles dieses sind Schönheiten, die auch ohne die Zierde des Schalles und der Sprache gefallen; aber die sich der Vollkommenheit nähern, wenn dieser äussere Schmuk sie begleitet. Ich finde diese Vereinigung beider Vorzuge nicht nur deßwegen schön, weil Wohlklang, Reinigkeit und Richtigkeit Eigenschaften guter Gedichte sind, sondern auch deswegen, weil es sehr schwer, und folglich sehr ungemein ist, wenn ein Dichter sie mit der Stärke der Gedanken, und dem Feuer des Ausdrukes verbindet.

Unter diesen wenigen Dichtern, die keine Art von Schönheit verabsäumt haben, wird ein ieder Kenner unsern Hrn. Verfasser zählen,

len, und ich sehe seine Gedichte als eine der seltenen Schönheiten an, bey welchen nicht nur einige Gesichtszüge schön sind, sondern alles, was eine Schönheit ausmacht, in einer regelmäßigen Uebereinstimmung zusammen eintrift.

Und dennoch ist noch ein Vorzug, den ich über alle diejenigen schäze, die ich noch benennet habe: Dieser ist die herrschende Tugend, und die ungeschminkte Gottesfurcht, die alle Gedanken des Verfassers belebet.

Wann die grösten Gaben Werkzeuge des Unglaubens, der Ueppigkeit, oder der zügellosen Satire sind, so sind mir diese Vorzüge eben so verhaßt, als die Stärke an einem Tieger, oder die Macht an einem unbilligen Fürsten.

Wenn aber ein grosser und erhabener Geist seine Gaben dem Glauben, der Wahrheit und der Tugend zu Füssen legt; wann ein Newton die Offenbarung aus der Natur vertheidigt, ein Fenelon die Tugend mit dem Reize der Beredsamkeit ziert, und ein Racine die Religion mit den herrlichsten Farben der Poesie ausschmüket, so entsteht bey mir ein reines Vergnügen, das mit demjenigen eine Aehnlichkeit hat, welches wir vermuthlich empfinden würden, wenn wir in die Bekanntschaft eines seligen Geistes von einer höhern Ordnung kämen.

Des Hrn. Werlhofs Gedichte sind zum theil scherzhaft; sein Feuer und die leutselige Munterkeit seines Wizes haben auf verschiedene Glüksfälle seiner Freunde Blumen gestreut. Aber nicht eine Zeile ist in dieser Sammlung zu finden, nicht eine Zeile ist, wie ich zuverläßig zu versichern mich getraue, jemals aus seiner Feder gekommen, die den Probstein der schärfsten Sittenleher zu scheuen habe.

Ich enthalte mich mit Willen, von den Gedichten insbesondere dem Leser einen Vorgeschmak zu geben, da ich mich versichere, er werde aus eigener Einsicht eben das Urtheil fällen, worinn ich ihm vorgegriffen haben würde. Sie sind von Herrn Werlhof selbst in einige Classen abgetheilt worden, worunter man geistliche, moralische, scherzhafte, Glükwünsche, Lobgedichte, Trauergesänge, und endlich einige Denkmale treuer Liebe finden wird. Wenige darunter sind hier und da zerstreut, einzeln, oder in Sam̃lungen herausgekommen, die meisten aber noch niemand als ihm, und einigen Freunden bekannt worden.

Einige Mitglieder der hiesigen königlichen deutschen Gesellschaft haben sich um die Liebhaber ächter Schönheiten darinn verdient gemacht, daß sie die Gedichte des Hrn. Verfassers in Hannover ausgeforscht und zusammenge-

mengesucht haben, und seine Leutseligkeit hat den vermerkten Vorsaz der Gesellschaft in Erfüllung gebracht, indem er dieselbe mit richtigen und zuverläßigen Abschriften derjenigen Stüke versehen hat, die hier herausgeeommen sind. Ich sehe also meinen unlängst bey der Ausgabe meiner eigenen Gedichte ausgedrukten Wunsch völlig erfüllt, den ich vor noch so kurzer Zeit fast ohne Hofnung hinschrieb, und ich habe mehr als meinen Wunsch erhalten, indem der Hr. Verfasser mir erlaubt hat, meinen Namen mit dem seinigen auf eine mir so vortheilhafte Weise zu vereinigen.*

Göttingen,

den 26 Mart. 1749.

* Man hat sich nicht gescheut, diese Vorrede der Politik zuzuschreiben. Aber seit 1753 habe ich Göttingen verlassen, und seit 1766 ist der verehrungswürdige Werlhof todt, und in den zwey lezten Auflagen meiner deutschen Schriften bleibt diese Vorrede, unabsichtlich, als ein reines Zeugnis meiner wahren Hochachtung.

VII.

Vorrede

die der

Herr von Haller

unter dem Namen des Buchhändlers,

der ersten französischen

Ausgabe seiner Gedichte

beygefüget hat,

die zu Göttingen Anno 1750 herausgekommen ist.

Aus dem Französischen übersezt.

VII.

Vorrede

die der

Herr von Haller,

unter dem Namen des Buchhändlers,

der ersten

Französisch. Ausgabe seiner Gedichte

beygefüget hat.

Aus dem Französischen übersezt.

Ich schreibe hier eine Vorrede von einem ganz besondern Geschmak. Der Zwek davon ist, alles mögliche Böse von dem Buche zu sprechen, das sie ansagt. Dieses ist eine feine Betrügerey, wird man mir antworten: nichts als eine blosse List, um einer ernsthaften Critik vorzukommen, und dem satirischen Leser zum voraus die Waffen aus den Hän-

den

den zu winden, die er wider mich gebrauchen könnte. Es ist nicht ganz und gar, aber dennoch beynahe so. Der Verfasser der Gedichte, davon man hier die Uebersezung sieht, glaubt, sein Geschmak in der Dichtkunst seye besser, als seine Gaben. Das kann seyn; es ist viel leichter, die Schönheiten eines Virgils zu empfinden, und die Fehler eines Voltaire zu beurtheilen, als eine Aeneis oder einen Catilina zu schreiben.

Der Herr v. Haller hat nicht geglaubt, daß er sich auf das Urtheil seiner Freunde verlassen könne, das beständig verdächtig ist, weil ein jeder Freund weiß, daß ein Schriftsteller ihm eher hundert übermäßige Lobsprüche, als ein einziges Urtheil, das ihn schlägt, zugute hält. Der Ausspruch seiner ehmaligen und gegenwärtigen Mitbürger hat ihn nicht von seiner Meinung zurükgeführt. Man hat ja, sagte er, in Deutschland einen Ablaß für alle mittelmäßige Poeten, den man aber in Frankreich nicht hat. Ein Trauerspiel, das in Leipzig wohl wäre aufgenommen worden, würde in Paris zu nichte gepfiffen werden, wenn die Uebersezung auch am vollkommensten mit der Urkunde übereinkäme.

Ein ehrlicher Mann, sezte er hinzu, kann ziemlich gleichgültig über Lobsprüche seyn, er kann sie auch nicht mit Eifer wünschen. Beides die Religion und die Vernunft sagen ihm,

er verdiene sie sehr wenig, seine Bestimmung werde nicht durch seine Gaben in der Poesie erfüllt.

Aber es ist wohl schwer, ohne Schmerzen eine Critik auszustehen, die man nicht verdienet hat. Sie erniedrigt uns sogar in den Augen unsrer Mitbürger und unsrer Freunde; sie giebt unsern Neidern Waffen gegen uns in die Hände; sie entdeket an uns Fehler, die man vielleicht nicht würde beobachtet haben, weñ ein unbesonnener Verfasser sich nicht einem allzuhellen Lichte blosgesezt hätte, das viel zu durchdringend ist, wenn es auf schwache Stellen fällt.

Man hat wohl dem Herrn von Haller das Beyspiel eines Pope, eines Miltons anführen wollen, aber er hat diese Vergleichung sehr weit von sich geworfen. Man kann, sagte er nach dem Horaz, auf dem Clavier spielen, ohne ein Händel zu seyn: man kann singen, ohne dem Farinelli gleichzukommen. Pope hat in seinen Gaben, auch sogar in seinem Grundrisse, Schönheiten, die ohne Rüksicht auf die Harmonie, in welcher er alle englische Dichter übertroffen hat, Schönheiten, die für alle Zeiten und für alle Völker sind; seine Satire ist scharf, sinnreich, wohl getroffen und beissend; in seiner Philosophie selbst herrscht das neue, das reizende. Dieses ist Gold; und wenn man ihm auch

schon

schon durch einen neuen Guß seine vorige Gestalt nimmt, so bleibt es doch ein kostbares Metall. O ihr Scribenten! die ihr nur mit Pinsbek handelt, bleibet bey eurer vorigen Gestalt, der Tiegel wäre euer Grab!

Ich will es zugeben, sagt der Herr v. Haller, ich habe in wenigen Silben hin und wieder einige Wahrheiten gesagt, die von den Deutschen vor mir nicht in Reimen gebracht worden sind: andere Nationen aber können sie vorgetragen haben, unendlich viel besser vorgetragen haben. Die Uebersezung wird die Vorzüge der Kürze nicht mehr besitzen, die man mit dem Titel der Stärke beehret. Was wird mir dann bleiben, wann ich das Wesentliche und die Form zugleich verliere?

Mein Beruf hat mich niemals zur Poesie geführt, und derjenige, den ich habe, hat mich zu allen Zeiten allzusehr beschäfftiget, als daß ich etwas ausarbeiten sollte, was ausser der Sphäre meiner Pflichten ist. Daher habe ich mir den Geist nicht genugsam mit Lesung der Dichter und sinnreichern Schriften ausgezieret; ich habe auch nicht die Zeit gehabt, die kleinen Werke auszufeilen, die mir meine Gefälligkeit abgezwungen, oder die die Bewegung meines Gemüthes mir eingegeben hat. Man sieht wohl aus den Jahrzahlen, die bey meinen Gedichten stehn, daß ich der Poesie nur in meinem zwanzigsten Jahre,

re, oder wenige Jahre nachher, obgelegen bin. Man kann in diesem Alter eine aufgewekte Einbildungskraft haben. Aber es ist nicht wohl möglich, in einer solchen Jugend einen genugsam ausgezierten Geist, und eine zulänglich starke Beurtheilungskraft zu besizen, die Fehler ausweichen zu können, und etwas neues und wohl überlegtes zu sagen.]

Aber ihr habt vor dem Pope * gesagt, die Menschen seyen ein Mittelding zwischen den Engeln und dem Vieh? Ennius hat viele Dinge nicht nur vor dem Virgil gesagt, sondern Virgil hat sie sogar in die Aeneis versezet: war Ennius deswegen ein guter Poet?

Ein Kunstrichter, dessen Geschmak sicher und schwer zu befriedigen ist, hat die Urkunde und die Uebersezung gutgeheissen: ist dieses nicht ein Vorurtheil zu euren Gunsten? Ein vortrefliches, wann nicht Herr Bodmer mein Freund und mein Landsmann wäre. Die Franzosen beschüzen den Descartes bis in die lezte Verschanzung seiner zerstörten Hypothese: würden sie die Wirbel vertheidigen, wenn sie nicht in Frankreich wären erdacht worden?

Aber warum gebt ihr dann zu, daß man eine Uebersezung druke, davon ihr den schlechten

* In dem Gedichte über Vernunft, Aberglauben und Unglauben.

ten Ausgang vorhersehet? Soll man sich da blosgeben, wo man weiß, daß man den kürzern ziehen wird?

Man könnte etwas auf diese Frage antworten, aber der Herr von Haller will nicht, daß ich für ihn antworte. Er hat ohne Zweifel seine Gründe dazu. Alles was er mir erlaubt zu sagen, ist, daß die Ehrerbietung und die natürliche Achtung, die er für würdige Freunde hat, ihn bewegen, von seiner eigenen Meinung abzugehen. Vielleicht hat er gefürchtet, man möchte zu viel Hochmuth in seiner Bescheidenheit finden. *

Der junge Edelmann, der sich hat gefallen lassen sein Uebersezer ** zu werden, und der

* Ein Fehler, den Voltaire dem berühmten Congreve nachdrüklich vorwirft. Er vergieng darinn sich sehr, sagt Voltaire, daß er von seinem theatralischen Beruf zu wenig hielt, der ihm doch seinen Ruhm und sein Glük zuwegegebracht hatte. Er sprach mir von seinen Werken, wie von Kleinigkeiten, die weit unter ihm wären, und bat mich gleich bey meinem ersten Besuche, ich möchte nur mit ihm, als mit einem Mann, der ganz einfach lebte, umgehen. Ich antwortete darauf, wenn er unglüklich genug wäre, ein Mann wie ein andrer Mann zu seyn, so würde ich ihn gewiß nicht besucht haben, u. s. f. V. Lettres sur les Anglois, p. 169.

** Herr Gottsched hat die Sache anders eingesehen. Ein Deutscher untersteht sich sehr leicht, sich selbst in einem Journale zu rühmen: warum sollte er

der auch neulich eine Uebersezung des deutschen Miltons zu Stande gebracht hat, verdienet ohne anders diese Achtung. Es ist wahr, er ist kein Franzose, und es war auch schwer, allenthalben Wörter zu finden, die die Gedanken des Herrn von Haller ausdrüken möchten. Man hat ja schon geklagt, sie seyen selbst in der Urkunde viel zu tiefsinnig; eine andere Sprache wird sie nicht aufheitern. Aber es ist so selten, daß Leute vom Stan-

nicht einem andern zumuthen dörfen, daß er sich Uebersezer seiner eigenen Werken dinge? Dieses leztere ist ein Vorwurf, den der Leipziger Sprachlehrer sich unterstanden hat, dem Herrn von Haller (im Neusten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit) zu machen. Der erstere hat sich darüber in den Göttingischen gelehrten Zeitungen vom 15 Merz 1753 mit folgenden Worten vertheidiget: Auch unserm Herrn Haller, dem alten Vorwurfe seines Unglimpfs, wirft Herr Gottsched eine Thorheit vor, die nicht den Anschein der Wahrheit hat. Derselbe hat den Herrn Bernhard Tscharner, den Uebersezer seiner Gedichte, einen mit den grösten Vorzügen des Glükes vor allen Versuchungen zu einer erkäuflichen Feder gesicherten Edelmann, nie gesehen noch gesprochen. Die Uebersezung ist weder in Göttingen geschrieben, noch von unserm Lehrer veranstaltet worden, und dergleichen elende Wege sich auszuhelfen, sollte man niemanden zuschreiben, von dem man nicht die völlige Gewißheit hätte, daß er dieselben mehr gegangen wäre. Unser Herr von Haller hat blos verlangt, daß die Uebersezung unter seinen Augen gedrukt würde, um etwa seinen Sinn, wo er nicht getroffen wäre, besser ausdrüken zu können.

de sich einer Arbeit ergeben; es ist so wohl angenommen, daß sie ihr sinnliches Vergnügen für ihre einzige Pflicht ansehen, daß es scheint, man seye ihnen für alles, was sie ernsthaftes vornehmen, gar viel mehr verbunden, als denen, deren Gaben nur durch die Armuth oder die Nothwendigkeit sich zu erheben, erwekt werden.

So viel hieß mich der Herr von Haller sagen; er hat einzig unter diesem Bedinge zugeben wollen, daß ich die Uebersezung seiner Gedichten drukte, &c. &c.

VIII.

Von den
Vortheilen der Demuth.

1732.

VIII.

Von den
Vortheilen der Demuth.

Demuth ist die Erkenntnis seines eigenen Unwerthes; Bescheidenheit ist die Demuth in unsern Thaten ausgedrükt. So selten als die Demuth ist, so sehr haben die Menschen ihre äusserliche Stellungen nachzuahmen sich bemüht: sie haben darüber Regeln gegeben, und das wesentliche der Höflichkeit ist die Verbergung unsers Stolzes; dann nichts ist dem Hochmuth empfindlicher, als ebenderselbe in andern Personen. Eines andern Bemühung uns übertreffen zu scheinen, greiffet was uns am liebsten ist, aufs lebhafteste an, und wir meinen eben so viel an unserm Ich verlohren zu haben, als ein andrer dem seinen beylegen will.

Der grobe Stolz ist allzu verächtlich. Niemand sagt mehr, wie ehmals wohl ge-

wöhnlich

wöhnlich war: Ich bin der Mann. Der Alten Hochmuth war einfältig; der unsere ist feiner worden, und dennoch ist er allen andern unerträglich, als dem, der ihn zeiget.

Wer flieht nicht den Rutilius; wer ist nicht lieber allein, als mit ihm in guter Gesellschaft? Nicht daß eben grosse Laster ihn verächtlich machen! Er besitzet Wiz und Fähigkeit, und würde Ruhm erlangen, wenn er denselben von andern erwarten möchte. Aber er gefält sich selber so wohl, daß man über keinen Vorwurf reden kann, wo er sich nicht zum Text des Gesprächs mache. Jenes hätte er anders angefangen. Hier ist ihm etwas ähnliches begegnet. Er hat es vorgesagt, aber man hat ihm nicht glauben wollen. Damals ist er aufgeräumt gewesen, und hat jenen also abgefertiget. In diesem Buche sind gute Sachen, aber wenn er sich bemühen möchte, es wäre viel zu sagen. In die Meßkunst hat er sich nicht einlassen mögen; auch sind es nur unfruchtbare Grillen. Man sagt von Beraldo, er habe Verstand, aber Rutilius kennet seine Stärke. Mit einem Worte, durchgehet alles was man wissen kann, Rutilius wird euch immer eines bessern belehren, oder seine Unwissenheit selber wird Klugheit seyn. Rutilius irrt, sein Hochmuth führet ihn unrecht. Er meint der Ehre nachzueilen, und er entfernet sich davon.

Modestino

Modestino spiegelt sich an ihm, und empfindet wohl, wie lächerlich es seye, gutes von sich selber zu sagen. Ich, sagt er, bekenne, daß ich mich auf dieses nicht verstehe: In jener Begebenheit hätte ich mich anders aufführen sollen: Mein Gedächtnis ist das schlimmste von der Welt: Meine Gedanken sind nie bey einander: Mein Geist ist zum grossen unbrauchbar. Er durchgeht alle seine kleine Schwachheiten, und bekennet sie auch gegen Unbekannte. Dich betriegst du Modestino; uns wirst du nicht betriegen. Wir wissen alle schon lange, daß Ausschweifen Wiz, ein schlechtes Gedächtnis Verstand, und geringe Fehler die Abwesenheit von grössern bedeuten.

Die Verachtung seiner selbst ist öfters eine verborgene Ruhmredigkeit, die in ihrer Entfernung vom Hochmuth die Ehre suchet, weil der Hochmuth selber sie dazu nicht führen kann.

Wie aber? soll man sich selber niemals nennen, und seinen Verdienst vor andern verbergen? Unter den Gliedern der Gesellschaft du Port Royal war das Wort Ich völlig aus der Sprache verbannet. Sie sagten nicht, ich habe zu Mittag gespeiset, sondern, man hat die Mittagsmahlzeit zu sich genommen. Diese Bedenklichkeit ist allzu gekünstelt; die Natur hat uns zu Personen gemacht. Man begehrt nichts mehr, als daß wir nicht so oft

an uns selber gedenken, daß wir andrer darüber vergessen.

Vergebens umschränkt man die Worte, wann das Herz ungebessert bleibet. Ein jeder betrachtet sich auf seiner schönen Seite, und würde sich unselig schäzen, wenn nicht etwas wäre, wodurch er sich über alle Menschen erheben könnte. Jener Gelehrte, der zwanzigtausend verschiedene Arten zu lesen über einen unnüzen Dichter gesammelt hat, würde mit keinem Pelopidas Verdienste tauschen, der sein Vaterland befreyet hat. Ein Tänzer betrachtet sich in den Füssen, ein Frauenzimmer im Angesichte, und Agenes im Hute. Niemand ist so verachtet, daß er nicht in etwas sich selber gefalle. Kann Minuto nichts anders als Reiten: er wird sich heimlich überzeugen, eine schulrechte Stellung auf einem Pferde seye eine genugsame Anwendung einer vernünftigen Seele.

So lang der Hochmuth in unserm Herzen herrschet, werden aus dieser Quelle immer unanständige Bezeugungen entspringen, und was der Mund verbeissen gelernt hat, wird aus dem Auge, aus der Stellung, aus jeder Mine hervordringen. Der wahre Weg zur Bescheidenheit ist also die Demuth. Alle andere Regeln lehren uns nur diese Tugend, wie du Fresne einen Achilles vorstellen. So edel nnd natürlich er spielet, so sieht man doch, daß er spielet, und kein Achilles ist.

Demnach sollte der Hochmuth selber eben sowohl zur Bescheidenheit führen, als seine Feindin die Demuth; dann es ist gewiß, man verliert von seinem Verdienste so viel, als man unanständigerweise zeiget: und von allem Reden, worein man seine Treflichkeit künstlich einflicht, wird nichts haften, als das Angedenken unsrer Unbescheidenheit.

Ueberlege doch ein jeder, wie verhaßt an andern ihm seye, was er sich selber zuläßt. Messe er an ihm selber ab, wie ruhmredige Bezeugungen aufgenommen werden, und wie schädlich es dem Hochmuth seye, sich zu zeigen. Will er näher zur Tugend treten, so betrachte er sich nicht auf seiner glänzenden Seite allein, sondern oft an derjenigen, die er sich selber verbergen möchte. Niemand kann sich selbst beliegen, wenn er nur sich untersuchen will. Denke Horatio, er seye zwar edel und reich, er habe Wiz, und wenig Bürger seyen nicht unter ihm: aber er seye nicht gelehrt, noch arbeitsam, und sein innerstes möge keine Untersuchung vertragen: kein Seneca wird ihn demüthiger machen, als sein eigener Anblik. Ein jeder sehe, worüber er sich groß dünket, und schäme sich. Wie selten ist einer in der geringsten Gabe ungemein, und wie oft findet er die Leute verächtlich, die in eben derselben Gabe ihm vorgehen. Canoro meint sich viel mit seiner Musik. Tausend Operisten über-

treffen ihn darinn, seinem eigenen Geständnisse nach; und wie hoch schäzt er einen Operisten?

In der Gelehrtheit und in den Wissenschaften, die eher gemacht sind uns zu demüthigen, als uns aufzublasen, betrachte man, wie alle Stüke unsers Wissens so fehlhaft und so unvollkommen sind, und wie wenig man von demjenigen wisse, was wir Menschen wissen können. Wie stammelt und zweifelt nicht ein Newton; und wie lange bist du noch kein Newton, der so wenig ist?

Höhere Wahrheiten gehören nicht auf eine Schaubühne, wo das Lächerliche der vornehmste Actor ist. Wäre diese Betrachtung nicht, wie elend würde ich mir nicht in den Augen der Engel einen Menschen vorstellen, der in der Gegenwart Gottes etwas zu seyn sich einbildet.

IX.

Von den

Nachtheilen des Wizes.

1734.

IX.

Von den Nachtheilen des Wizes. *

Die Menschen sind in vielem Kinder, am meisten aber darinn, daß sie sich nach Gütern sehnen, in deren Besize keine Glükseligkeit, in deren Verlangen aber ein gewisses Misvergnügen ihnen bevorstehet. Der Seele, dem Leibe, den äusserlichen Umständen, haben sie gewisse Vollkomenheiten angedichtet, mit deren Erhaltung sie ihre Glükseligkeit verknüpfen. Wiz, Schönheit, Reichthum, Ansehen, sind die Gaben des Schiksales, worüber beide Geschlechter dem Himmel am meisten danken, oder ihn anklagen: in allem diesem aber ist so wenig Ursache zum Verlangen, daß, nach einer tiefern Einsicht, man sie vom Himmel verbitten würde. In diesem Blatte werden wir den Wiz allein betrachten, dessen Vorrechte

* Aus dem zu Bern alle Freytage herausgekommenen Wochenblatte, 1734. Num. 13.

rechte am lebhaftesten und beständigsten in die Augen strahlen.

Der Wiz ist entweder innerlich, und heisset Scharfsinnigkeit, oder äusserlich unter dem eigentlichen Namen des Wizes. Jener ist ein scharfes Gefühl der Staffeln der Schönheit, dieser ist eine Fähigkeit solches Gefühl auszudrüken; beider Gaben Vortheil ist leicht abzusehen. Ein scharfsinniger Verstand geniesset tausend reine Wollüste, die den gemeinen Geistern verborgen sind. Die wohl ausgearbeiteten Gedanken eines guten Dichters, die vernünftige Bündigkeit eines gründlichen Weltweisen, die reizende Anmuth feuriger Einfälle, sind für ihn eine beständige Quelle verschiedenen Vergnügens. Wie entzükte nicht Scaligern jene Ode des Horatius *? Wie angenehm bewegt nicht einen guten Geschmak die Abbildung der unschuldigen Liebe unsrer Altväter in Miltons verlohrnem Paradiese, oder das lebhafte Gemählde eines innig gerührten Herzens in Canizens Doris? Kein irrdisches Vergnügen kömmt demjenigen bey, das aus dem vertrauten Umgange vernünftiger Freunde fliesset. Der Wiz, das angenehmste Vorrecht der Seele, macht uns zu einer beweglichen Schaubühne der Lustbarkeiten; Scherz und Aufgeräumtheit folgt lebhaften Geistern nach, Verwunderung beglei-

tet

* Quem tu semel Melpomene &c.

tet sie, und die Erwartung meldet sie an. Wie manchmahl hat nicht das Glük eines Lebens von einem einigen wizigen Einfalle seinen Anfang genommen? Der Wiz hat in Bauernhüten für Könige Freunde gefunden, und der Nachwelt mehr Namen übergeben, als Macht und Siege: Die berühmtesten Helden sind, was ihre Dichter sie gelten gemacht haben, und ohne den Homer würde des Achilles Namen entweder nichts oder wenig seyn.

Die schmeichlende Hofnung so empfindlicher Vortheile bewegt uns, vom Himmel für unsere Kinder Wiz zu erflehen, und ihre Bosheit selbst für genehm zu halten, wann sie dieses Fürwort hat.

Ungeachtet aber aller dieser Vortheile habe ich den Wiz immer für ein gefährliches Geschenk des Himmels gehalten, das einem Brande gleich in die Ferne leuchtet, und in der Nähe brennet. Die Scharfsinnigkeit und ein zärtlicher Geschmak würden ein Vorrecht zur Glükseligkeit seyn, wann die Vollkommenheit den mehrern Theil menschlicher Sachen ausmachte, und wann in der beständigen Vermischung des guten mit dem bösen, das Vergnügen vom guten den aus dem bösen entstehenden Verdruß endlich noch überwöge. So aber sind der Menschen Thaten eher ein Vorwurf der Verachtung und des Hasses,

als der Bewunderung. Gegen einen guten Dichter zählt man tausend matte Reimer; ein sinnreicher Freund verlieret sich in dem Gedränge abgeschmakter Zeitverderber; in den Schriftstellern selber, denen den Wiz ihren Zunamen giebet, wird ein gründliches Urtheil tausend Schwächen finden, und die lebhaftesten Einfälle verlieren an der Richtigkeit des Verstandes sehr oft, was sie durchs Feuer gewinnen. Stelle man sich einen Kenner der Music vor, der sein zärtliches Gehör in unaufhörlichen Verstimmungen muß martern lassen, man wird einigermassen einen Begriff haben, was ein scharfer Geschmak in den Umständen des menschlichen Lebens leidet. Wie unglükselig wird nicht der scharfsinnige von Einsicht durch die Strengigkeit seines Verstandes? Unter seiner Gesellschaft findet er niemand, der würdig seye sein Freund zu seyn, unter den Büchern keines, das seine Zeit bezahle, in seinem Leben selten etwas, worüber er vergnügt seyn könne. Selbst an seiner Schönen sieht er die wenigen Fehler, und vergißt der mehrern Zierden.

Aber um desto weniger ist dieses lebhafte Gefühl zu wünschen, weil bey den Menschen das geringste Mißvergnügen die grösten Lustbarkeiten verbittert, und hingegen die lebhaftesten Belustigungen gegen einen mittelmässigen Verdruß kraftlos sind. So verkehrt

verkehrt sind wir, daß an einem künstlichen Gemählde, eine einige falsche Abmessung, in einem Gedichte wenig matte Stellen, über alles darinn befindliche gute hervorstrahlen. Eine Zeit ist gewesen, da Ronsard, Theophile, Menantes, Postel, Dichter waren, man fand bey ihnen lebhafte Gedanken und glänzende Stellen. Alle diese Zierde ist verschwunden, und das gute von dem schwachen also verschlungen worden, daß niemand mehr in eben denjenigen Dichtern Schönheiten suchet, wo ganze Völker dieselben gefunden haben.

Was ist die gröste Ursache der mangelnden Freundschaft? Die Bemerkung der Fehler an seinem Freunde. Die Vertraulichkeit überhebt uns der Bemühung unsere Blösse zu bedeken, und eröfnet dadurch der Verachtung die Thüre. Je zärtlicher des einen Geschmak ist, je minder wird er in einem Freunde, in einem Ehegatten Vergnügen finden. Dann die Scharfsinnigkeit ist ein Vergrösserungsglas, unter welchem die angenehmen Farben verschwinden, und die Höker und Gruben zunehmen.

Zudem so schränkt sich dieses gleich scharfe Gefühl nicht in die Vorwürfe des Verstandes ein, es breitet sich in alle Empfindungen des Herzens aus. Aller menschlichen Betrübnis ist niemand lebhafter unter-

worffen, als die, deren Wiz andere überleuchtet.

Cicero fand, bey seiner Verweisung, und beym Absterben seiner werthen Tochter, in seiner Weltweisheit mehr Ursachen zum Schmerzen, als zum Troste. Horatius starb neun Tage nach seinem gutthätigen Freunde dem Mäcenas, Ovidius und Bussi Rabutin konnten in ihrem ganzen übrigen Leben ihre Entfernung vom Hofe nicht vergessen, und nicht vergebens redet von Besser den innig gerührten Caniz an

Du bist von den belebten Seelen,
Die an der Musen Brust gesäugt
Und zur Empfindlichkeit geneigt,
Sich mehr als grobe Sinnen quälen.

Ein grosser Geist plagt sich zugleich mit dem gegenwärtigen, das auch andere empfinden, und mit dem zukünftigen, das nur er einsieht. Er sieht den ganzen Zusammenhang verdrüßlicher Möglichkeiten aus ihrer Quelle mit gegenwärtig an, und dähnet seinen schmerzlichen Vorwurf in tausend wahrscheinliche Umstände aus. Der Tod einer geliebten Person, ein Angriff an der Ehre, tödet keinen Bauren, aber wohl

wohl einen Horatius, einen Creech * Wer wollte also den Wiz, ein wahres Vorrecht zu mehrerer Qual wünschen, da er die Freuden des Lebens geringer, und die Verdrüsse doppelt macht.

Der Wiz, wie wir ihr nennen, erfordert nicht nur einen klaren, sondern auch einen deutlichen Begriff der Staffeln der Schönheit, vereinigt mit der Fertigkeit, dieselben andern kenntlich zu machen. Sehr oft trennen sich diese zwey Gaben, so daß man ein gesundes Urtheil ohne Wiz, oder Wiz ohne richtigen Verstand antrift. Seht den ehrlichen von Scheu, so bündig, so gesund er urtheilet, so wenig kann er seine Gedanken andern beybringen. Unvergnügt über seine ersten Ausdrüke, sucht er andere, und ersezt diese mit neuen, die zusammen drey Abrisse seiner Begriffe machen, davon keiner kenntlich ist: wer würde seine Schriften und seine Reden dem nemlichen Manne zuschreiben? Dieser Fehler entsteht meistentheils aus einer Langsamkeit sich auszudrüken, begleitet mit einer grossen Ekelheit in der Prüfung seiner selber.

* Creech war ein Englischer Dichter, der bey der Uebersezung des Lucretius Ruhm erwarb, und als eine gleiche Arbeit am Horatius ihm nicht wohl ausfiel, vor der Verachtung seiner Mitburger sich an dem Strang rettete.

Der Wiz erfordert eine grosse Geschwindigkeit in der Ausfertigung der Worte, die eine Abschrift der Gedanken sind. Vielen Leuten mangelt dieselbe, und solche, wann sie zugleich ein scharfes Urtheil besizen, finden ihre Begriffe nicht in ihren Worten: hieraus entsteht ein Mißtrauen und ein Stammlen. Möchte also nicht das Gefallen an sich selber auch ein nöthiges Beding zum Wize seyn? Wenigstens sind eben die Völker wegen ihrer Ruhmredigkeit und wegen ihres Wizes berühmt, ehemahls die Griechen, jezt die Franzosen.

Hingegen entspringt der Wiz so wenig von einem bündigen Urtheile, daß er dasselbe in einer nehmlichen Seele auszuweichen suchet. Die Natur der Dinge ist schlecht und ungeziert, unsere Begriffe sind desto einfältiger, je deutlicher sie sind. Gereinigt von allem, was wir ihr leihen, wird die Welt zur Bewegung, zur Dichte, zu Linien. Solch abgezogenen Gemählde rühren und reizen nicht, weil sie der Einbildung widerstehen, die im undeutlichen Anblike des Zusammengesezten sich gefällt. Es werden also nicht die nehmlichen Kräfte zum Wize, und zum Erkenntnis der Dinge erfordert. Die Männer, die in ernsthaften Wissenschaften andere übertraffen, sind sehr oft am Wize unter andern gestanden, und die Dichter haben

ben hingegen in mathematischen Künsten und dem Gebrauche der Vernunft, weder gefallen noch Ruhm gefunden. Leibniz war ein grosser Weltweiser, und ein mittelmässiger Dichter; Voltaire ein guter Dichter, uud ein mittelmässiger Weltweiser. Es ist wahr, Beredsamkeit und Dichtkunst ziehen vom richtigen Gebrauch der Vernunft ab, weil sie nicht die völlig wahren Begriffe sich vorstellen, sondern solche suchen, darinn etwas über die Natur erhöhetes, etwas daran verändertes, etwas ähnliches, aber ungleiches ist. Solche heimlichen Lügen sind die Figuren, in denen doch der Unterscheid zwischen der Beredsamkeit von der gemeinen Rede bestehet. Durch den Gebrauch derselben gewöhnt man sich, etwas an der Wahrheit zu ändern, und die Sachen sich nicht einzubilden, wie sie sind, sondern wie sie uns gefallen. Die Gewohnheit macht, das ein Jäger in der Ferne, ein Uhrenmacher in der Nähe besser sieht: folglich führt der Wiz von sich selbst von der Natur ab, und macht sich eine neue Welt, darinn die Wesen verschönerte Abbilder wahrer Dinge sind. Fern davon, daß er unsre Vernunft bessern solte, ist der Wiz mit denen Künsten, wo er herrschet, ein Weg, die Vernunft zur Wahrscheinlichkeit, und Uneigentlichkeit zu verleiten. Eben darum ist in den feurigsten Dichtern die Ver-

nunft so seltsam, als die Zieraten in der Mathematic.

Vielleicht scheinet dieses Nachtheil denjenigen nicht empfindlich genug, die ihre Glükseligkeit nicht in den Kräften ihrer Seele suchen. Aber aus der unnatürlichen Vorstellung der Dinge, fliessen tausend Fehler im gemeinen Leben. Zu hoch für so schlechte Umstände, vertieffet sich der Wiz nicht gern in die niedrigen Bemühungen des bürgerlichen Lebens, und irret, weil er den rechten Weg zu gehen für allzu leicht hält. Daher sind die Dichter gar oft abgesönderte Leute gewesen, die eben so viel Gelächter bey ihren lebenden Mitbürgern, als Verwunderung bey der Nachwelt erweket haben. Aus eben der Verachtung der häuslichern Klugheit ist die Armuth eine Gespielin der Dichtkunst geworden. Dann das zeitliche Glük erfordert Aufmerksamkeit und Fleiß, nicht nur in wichtigen allein, sonder in den geringsten Geschäften. Folglich wird der Reichthum, und die Ehre, mehr durch die gesezten Gaben gemeiner Vernunft erlanget werden, als durch die flüchtigen Anfälle lebhafter Geister. Auch grosse Fürsten und Staats-Bediente, wird man eher unter mittelmäßigen Gemüthern finden, als unter denen, derer Kräften alle andere ausstechen. August hat seine Gedichte selber ausgelöscht, Dionysius durch Kerker und Marter kein Lob für seine

Traur-

Traurspiele erpressen können, Mäcenas weich und matt geschrieben, Richelieu, der alles vermochte, für seine Comödien keine Zuschauer finden können.

Vielleicht ersezt den geistreichen Köpfen die Ehre, was ihnen am Reichthum abgeht. Aber nein, die Verehrung seiner Mitbürger ist schwerer zu erlangen. Haben doch grosse Staatsleute, tiefsinnige Weisen, ruhmwürdige Patrioten, den Beyfall ihrer Bürger erst nach dem Tode erlangen können: was soll man von einigen wizigen Einfällen, oder von wohlklingenden Reimen hoffen?

Lebhafte Geister erweken meistentheils viele wiedrige Bewegungen bey andern. Der Menschen Hochmuth kann niemand über sich leiden, und sieht keinen Vorzug ohne keinen innerlichen Haß an.

Zudem so zeiget sich der Wiz nur alzuoft auf anderer Unkösten, die ihre Verkleinerung mit einem dauerhaften Widerwillen rächen. Wenige Poeten haben lange an einem Hofe leben können, noch wenigere die Liebe ihrer Bürger erhalten. Schon Griechenland hat manches Gedicht vergöttert, dessen Verfasser es Hungers sterben lassen, oder gar hingerichtet hat. Homer hat gebettelt, und Anaxagoras der Geist ist im Kerker gestorben. So verhaßt ist die Einsicht fremder Fehler,

so schwer ists Hochachtung und Liebe zugleich zu verdienen.

Ich vermeine, diese Betrachtungen seyen stark genug uns zu überzeugen, daß Wiz und Scharfsinnigkeit kein Weg zum Vergnügen, noch zur Vollkommenheit seyen. Wenigstens können sie zeigen, wie unrichtig auch die überall angenommenen Preise der Dinge sind, und wie viel nichtiges die Gaben haben, wodurch die Menschen am grösten zu seyn sich bereden.

Aletheus.

X.

Auszug
der Trankenbarischen
Missions-Berichte.

Aus der französischen Urkunde übersezt,
durch
Herrn D. Z.
1744.

Erster Abschnitt.

Vom
Lande und seinen Einwohnern.

Wir haben, in einem der leztern Theile unsrer Monatschrift *, von einer protestantischen Mission gesprochen. Es scheint diese Nachricht seye mit Vergnügen gelesen worden: wir nehmen daher Gelegenheit die Geschichte einer weit beträchtlichern Mission mitzutheilen, die sich nur gar wenig ** in solchen Ländern bekannt gemacht hat, wo die deutsche Sprache nicht gebräuchlich ist.

Schoromandalam, das die Europäer Coromandel nennen, ist der Namen einer Hälfte des grossen Vorgebürges von Asien, das sich mit dem Cap Comorin endet. Ziemlich hohe Berge, die aber den Europäern wenig

* *Bibl. raiſ. T. XXXI. P. I. 37.*

** Der Herr de la Croze hat hiervon mit vielem Eifer gesprochen im *Christianisme des Indes L. VII.* Aber seine Nachricht hört *Ao.* 1720. mit dem Tode des Herrn Gründlers auf, und die Trankenbarische Mission hat erst nach dieser Zeit ihren grösten Fortgang gehabt.

nig bekannt sind, und von den Missionarien Gad, in den Charten Gate genennt werden, sondern Coromandel oder die östliche Küste von dem eigentlichen Malabar *, nemlich von der westlichen Küste des eben benennten Vorgebürges ab.

Diese Küste ist in verschiedene Staaten abgetheilt, unter denen die allersüdlichsten ihre eigenen Könige haben, die nördlichsten aber einen Theil der Länder des Kaisers von Indostan ausmachen **. Tanjour, oder Tanschaur, welches die eigentliche Aussprache zu seyn scheinet, ist derjenige Staat, worinn die Dänische Mission ihren Siz hat.

Dieses Königreich (dann der Beherscher desselben leget sich den Namen eines Königes, und sogar eines und ein viertheil Königes zu, der sein wahrer Titel ist), lieget unter einem der heissesten Himmelsstriche in Asien, von dem zehnten Grade nördlicher Breite bis an den zwölften.

Schnee

* Malabar kommt von Maleybar, Bewohner der Gebürge, her, eine Benennung die sich die Einwohner von Coromandel niemals geben, die aber den Völkern der Westlichen Küste zugelegt wird, wo Calicut, Goa ꝛc. anzutreffen sind.

** Auch diese Länder sind nach der Zerreissung der Monarchie der Timuriden unabhängenden Fürsten unterworfen, oder stehen unter dem Brittischen Zepter.

Schnee und Eis sind in diesen Ländern gänzlich unbekannt. Die Bäume verlieren ihre Blätter nie, und die Früchte folgen auf die Blüthe in einer ununterbrochenen Ordnung.

Man hat hier, wie in andern Ländern, die zwischen den Wendezirkeln liegen, eine trokne und eine nasse Jahrszeit.

Der Monat Jenner bringt die Wärme wieder, aber die Winde, die von dem Meere herkommen, mildern die Hize, und machen sie erträglich.

Der Hornung ist viel heisser, viel trokner und ungesünder. Im Merzen wird die Hize einigermassen von den Winden vermindert.

Der Aprill ist noch heisser; Der May und Brachmonat machen die schönste Jahrszeit aus. Aber ein gefährlicher Landwind herrschet in dieser Zeit von sieben Uhr des Morgens bis zum Mittag, der so heiß ist, als die Luft, die aus einem Ofen herauskömmt, und dem das allerstärkste Temperament kaum widerstehen kann. Die Europäer halten diese Jahrszeit mit der grösten Mühe aus. Es gibet Leute unter ihnen, die sich vom frühen Morgen bis in die Nacht mit Wasser besprengen lassen, damit sie das Feuer vermindern, das sie verzehret. Die Nacht ist eben so ungesund als der Tag. Es ist gar

nicht

nicht ein seltenes Unglük, Leute mit gelähmten
Gliedern aufstehen zu sehen, die des Abends
an einem Orte, der der Nachtluft ausgesezt
war, gesund schlafen giengen. Diese Jahres-
zeit würde die Früchte der Erde zu nichte
machen, wann nicht mitten in der Hize des
Brachmonats, die Gewässer, die von den Ga-
dischen Gebürgen entstehen, immer zunäh-
men. Sie sind im Heumonat am höchsten,
und in diesem Monate wird die Hize wieder
gemäßigter.

Die Herbstzeit macht auf Malabar den
Winter aus, aber einen Winter, der unsern
Frühlingen gleich kömmt. Es ist wahr, man
hat dannzumahl viel Regen, aber wann die
Sommershize vorbey ist, so grünet alles.
Die Bäume blühen im September. Man
sammelt zum erstenmahle die Früchte der
Erde in diesem Monate und im October.
Die Luft wird abgekühlt, und durch die
balsamischen Ausflüsse der aromatischen
Pflanzen zugleich erfüllet, die ihre Blüthen
verbreiten: die Europäer finden gemei-
niglich diese Jahrszeit für die Gesundheit am
zuträglichsten. Es ist wahr, die Kranken,
und vornehmlich die Schwermüthigen, leiden
dabey hauptsächlich im November und De-
cember, wann die Kälte und die Regengüsse aufs
höchste steigen. Die halbnakten Malabaren
zittern vor Kälte zu dieser Jahreszeit, wider
welche

die sie sich weder durch die warmen Kleider, deren sie nicht gewohnt sind, noch durch die Hülfe des Holzes verwahren können, welches in einem Lande sehr selten ist, da man mehrentheils, auch in den Küchen, nur gedörten Kühmist brennet. Diese armen Leute erstarren bald in dem Grade der Wärme, der den Europäern noch kaum erlaubt, ihre Blösse zu bedeken.

Das Land ist fast durchgehends fruchtbar. Diese Fruchtbarkeit hat man den Flüssen, eben wie in Egypten dem Nilstrome, zu verdanken. Wann die Hize auf den höchsten Staffel gekommen ist, so schwellen die Ströme ohne Zweifel von dem geschmolzenen Schnee der Gebürge auf, auf denen sie ihren Ursprung haben; denn auch unter dem allerheissesten Himmelsstriche, auf der Insel St. Thomas und in Peru, gerade unter der Linie, sind die höchsten Gebürge mit Schnee und Eiß bedeket. Zu dieser Zeit nun öfnet der Landmann seine Schleussen, und ein jeder nimmt so viel Wasser vom Flusse weg, als seine Reißfelder bedörfen. Bleiben diese Nilströme aus, so ist das ganze Land eine dürre Wüste, und die Einwohner sterben zu tausenden vor Hunger und Elend. Dieses geschiehet aber mehr durch den Fehler der Menschen selbst, als durch eine Abänderung in der Natur. Dann oft hindern die Streitigkei-

ten, die diese Völker unter einander haben, die Unterhaltung der Schleussen, und alsdann ist ihr Untergang unvermeidlich.

Die Luft ist in diesen Ländern sehr durchdringend, und das Eisen wird zehnmal geschwinder von dem Roste angefressen, als bey uns in Europa. Das Licht der Sonne ist stärker, und die Augen können dasselbe am Mittage kaum vertragen. Die Sterne selbst geben ein helleres Licht von sich, und die Venus wirft einen sehr kenntlichen Schatten. Die Dämmerung ist sehr kurz, Tag und Nacht trennen sich fast ganz auf einmal, und man ist der angenehmen Erscheinungen gänzlich beraubet, die in Europa vor der Morgenröthe hergehen. Wann ein Regen oder Nebel entstehen soll, so hört man gemeiniglich ein dunkeles aber sehr starkes Geräusche aufsteigen. Man siehet öfters brennende Luftzeichen, die den Cometen ähnlich sind, aber viel minder sich erheben, und die Luft mit einer grossen Geschwindigkeit durchschneiden. Die Winde sind von einer ungemeinen Stärke: sie zerstören die Häuser, sie reissen Bäume aus, und ein Mensch, der in einem solchen Sturme auf dem Felde sich befindet, ist unumgänglich gezwungen, sich auf die Erde niederzulegen, wann er nicht will fortgetragen werden.

Die

Die Europäer sind unter diesem Himmelsstriche sehr kränklich. Die Missionarien haben nicht leicht ihr fünfzigstes Jahr erreichet, oft leben sie nicht über drey oder vier Monate.

Die Ankunft muß man insgemein mit einer Art von einem sehr schmerzhaften Purpurfieber bezahlen, wobey es tödtlich ist, sich zu erkälten, wann die grosse Hize die Schweißlöcher eröfnet hat.

Die Malabaren können ihr Clima besser vertragen, es giebt viele alte Leute unter ihnen; aber die Zahl ihrer Jahre übertrift diejenige nicht, die man in Europa erreichet. Die Krankheiten unter ihnen sind heftig: plözliche und tödtliche Convulsionen, Lähmungen, hizige Fieber. Die Pest ist ihnen gleichwohl unbekannt. Diese grausame Landplage scheint der Bottmäßigkeit der Türken eigen zu seyn, und vielleicht hat sie ihren eigentlichen Siz blos in Egypten, wo das in einer unendlichen Menge von Canälen und unterirdischen Gräben stehende Wasser, unter einem so heissen und trokenen Himmel, zu faulen, und die Luft mit einer grössern Kraft anzusteken scheinet, als in der übrigen Welt.

Die eigentliche Farbe dieser Völker ist schwarz, aber die Braminen, und überhaupt

die Maratten sind gelblicht, und in ihrer Farbe wenig von einem recht verbrannten Portugiesen unterschieden. Die Pareier, die die niedrigste Classe der Malabaren ausmachen, sind unendlich viel schwärzer, als der übrige Theil der Nation. Ein sehr natürlicher Begriff wird daher bekräftiget, den man neulich streitig machen wollte. Alle Menschen sind von eben der Art, und die drey Classen von weissen, schwarzen, und rothen Menschen, haben nur in gewissen zufälligen Eigenschaften eine Verschiedenheit an sich, die von dem Clima, von der Art sich zu kleiden, von der Auferziehung, oder von einer andern zufälligen Ursache abhängt. Vor zweyhundert Jahren war die gelbe Tulpe die einzige, die man in Europa kannte; was vor eine erstaunende Verschiedenheit von Farben hat man nicht seit der Zeit in diesen Blumen gesehen.

Die Thiere haben in diesem Lande nichts sehr besonderes. Doch giebt es kleine Hirsche, die nicht grösser als Hasen sind, und gleichwohl ein vollkommenes Gewehhe haben. Es giebt auch ganz schwarze Steinböke, sehr eifersüchtige Thiere, die mit ihren Hörnern bis auf den Tod kämpfen; Fledermäuse so groß wie Kazen, die den ganzen Tag herum fliegen, und übrigens auch ohne den geringsten

ringsten Ekel gespeiset werden; unterschiedene Arten Vögel von prächtigen Federn, deren Gesang aber um so viel unangenehmer ist, als ihre Farben reicher sind; weisse Ameisen, die sich Gebäude von Erde machen, und in solcher Menge herumschwärmen, daß man das Hausgeräthe vor ihnen nicht anders verwahren kann, als wann man die Füsse in Wasser stellt. Ich führe diese sonst genug bekannten Ameisen an, weil die Schriftsteller sagen, daß in einer jeden Schaar einige Alte aus ihrem Mittel vorkommen, die grösser seyen als die übrigen. Das sind die Mütter der Ameisen: dann diese Thiere haben sowohl als die Bienen, ein Volk ohne die Unterscheidungszeichen eines Geschlechtes, und das zur Arbeit gebohren ist; dann Mänchen, die geflügelt sind, und Weibchen in einer geringen Menge, die man Könige heissen würde, wann man sich so viele Mühe gegeben hätte, die Ameisen zu erforschen, als bey den Bienen geschehen ist.

Die Pflanzen dieses Landes haben mit den Europäischen gar nichts gemein, und man könnte kein Blümchen von der Erde aufheben, das für einen Kräuterkenner nicht eine Merkwürdigkeit wäre. Die Missionarien haben uns von vielen Gewächsen lehrreiche Nachrichten gegeben. Der Palmbaum, dessen Blätter den Malabaren anstatt des Papiers

dienen, ist von dem Cocos und dem Dattelbaum unterschieden. Der Ala, oder Wurzelbaum, der niemals so freudig wächst, als wann Vögel die Saamen desselben verschlungen haben, und nachgehends mit ihrem Kothe auf die Erde fallen lassen. Der in Asien so berühmte Betel, der sich wie die Hopfen um ein festes Punkt herum erhebt, und reyhenweise zwischen eben so vielen kleinen Gräben gepflanzet wird, die immer mit Wasser müssen angefüllet seyn. Eine Art von Melongena, die man wie Salat genießt, und die von verschiedenen Verfassern für das wahre Dudaim der heiligen Schrift gehalten wird, weil seine Frucht einer Art von einem irdenen Geschirre ähnlich ist, das man in den orientalischen Sprachen Dod nennet. Gänscho, eine berühmte Pflanze, von welcher die Missionarien sagen, daß sie der Artemisia durch ihre Gestalt und den Geruch ähnlich sey, deren Saamen und Blumen aber dem Hanf nahe kommen. Dieses ist eben die Pflanze, deren Saamen wie Tobakrauch zu sich genommen, angenehme Verwirrungen im Geiste verursacht. Die Soldaten halten viel darauf, weil bey ihnen durch die Kraft dieses Gewächses eben die mechanische Herzhaftigkeit entstehet, die das Opium bey den Türken erweket. Die Tader, eine Art von Mönchen, bedienen sich dieses Mittels auch, wann sie in Entzükungen gerathen wollen.

Man

Man spricht noch immer von der Datura, und man versichert, es seye das Stramonium, das nunmehr in Europa bekannt ist, und in Indien gebraucht wird, die Leute um ihre Sinnen zu bringen, und nach irgend einem unbekannten Orte zu schleppen, wo man sie zu Sclaven macht. Die grosse Art vom Ricinus, deren Nůsse mit Wasser abgekocht, und hernach gedörrt und eingenommen, sanft abführen, hingegen wie der Coffee gebrandt, ein Oehl von sich geben, das in Indien zu den Lampen, und auch das Haupt zu salben sehr viel gebraucht wird. Malakische Körner, die eine Art von Wolfsmilch zu seyn scheinen, ein heftiges Purgiermittel, dessen sich manchmal die Malabaren bedienen. Tamarei, eine Blume, die im Wasser wächset, und hier den Göttern geheiliget ist. Dieses kann zur Probe genug seyn, mehrere Nachrichten hierüber wird man in der neun und zwanzigsten Fortsezung antreffen. Ich will nur eine einige Beobachtung beyfügen, die eine Anmerkung des Linnäus bekräftiget: In den heissen Ländern werden die Stämme aller Gewächse viel höher als in kältern Climaten; die Melisse wird auf Malabar zu einem wahren Bäumchen, da sie in Nieder-Deutschland ein Kraut bleibt, und mit Noth die Winterkälte ausharret.

Aber die Königin der Malabarischen Pflanzen ist der Reiß. Er nährt fast allein den grösten Theil der Nation, und dient auch dem Reichen anstatt des Brodtes, weil der Weizen auf Malabar nicht fortkömmt. Der Akerbau besteht fast einzig in der Anpflanzung des Reises; diese Bemühung ist auch in Ehren, und diejenigen, die dieselbe über sich nehmen, haben vor den Handwerkern den Vorzug.

Man säet den Reiß im Junius in ein weiches Land, das zu einem wahren Morast vermittelst der ausgetrettenen Flüsse wird. Wann die Pflanze einer Hand hoch ist, so zieht man dieselbe wieder aus, und verpflanzt sie in ein bewässertes Feld. Die Erndte geht im Anfange des Winters vor sich. Nichts ist einfacher, als der Pflug, und ein Baum, der voller Aeste ist, dient ihnen anstatt der Ege.

Wann der Reiß dürre ist, so kocht man ihn mit Wasser oder Milch, und ißt ihn mit vollen Händen. Man bedienet sich auch desselben noch auf andere Art: man zieht von ihm einen Brandtewein ab, den die Europäer oft mißbrauchen: dann die Einwohner des Landes entsezen sich vor starken Geträänken, die freylich nicht anders als ihre Tage verkürzen würden; sie würden Feuer in das

Feuer

Feuer giessen, das die Menschen ohnedem nur allzusehr verzehret.

Man ißt hier beynahe kein Fleisch, auch die Europäer enthalten sich davon; die Einwohner haben keine Fleischbank, und begnügen sich mit einigen Hünern, Böklein, und Fischen. Aber die Lehre von der Seelenwanderung ist vielleicht doch nicht die wahre Ursache von dem Geseze, das den Heiden in Indien verbietet, Thiere zu schlachten. Es kan seyn, daß es nur ein heilsamer Befehl etwa eines alten Königes ist, der auf das unvermeidliche Ungemach aufmerksam war, das nach einer Nahrung folget, die in den heissen Ländern der Fäulnis so sehr unterworfen ist: oder der vielleicht die Thiere damit erhalten wollte, die zu dem Landbaue dienen, weil sie mit vieler Mühe zu ihrem Wachsthum gelangen, und auf Coromandel klein und schwach sind. Diese Vermuthung wird bestärket, weil unter allen Thieren die Kuh am höchsten gehalten wird, und die Fische von der Lehre der Seelenwanderung keinen Vortheil ziehen: die Fische arbeiten für den Menschen nicht, daher macht sich auch der Mensch auf Malabar gar kein Bedenken, dieselben zu seiner Speise zu gebrauchen.

Die Grossen, und insonderheit die Maratten, haben nicht eine gleiche Achtung für die Thiere; sie bedienen sich derselben ohne

Bedenken auf ihrer Tafel. Aber überhaupt lebt man doch fast einzig von Gewächsen. Das vornehmste Gericht bey den Grossen, ist ein Stük Ambra, das manchmal bis sechstausend Piastern werth ist, und wovon sich ein jeder Gast ein sehr kleines Bißgen herausnimmt.

Das dem Lande angemessene und auch gemeinste Getränke ist das Wasser; man kennt den Wein nicht, obschon die Trauben in den Gärten zur Zeitigung gelangen. Die Missionarien verbessern das rohe Wesen des Wassers mit etwas Mumme, einer Art eines starken Bieres, das sich unter der Linie vollkommen erhält.

Die Malabarische Nation, die man seit den Missionen nun besser kennt, ist von der Barbarey weit entfernet, und scheint auch wohl niemals in dieselbe verfallen gewesen zu seyn. Ungeachtet der Erniedrigung, in welcher sie durch eine harte, unumschränkte, und dabey nichts destoweniger beständig wankende Regierung gehalten ist, hat diese Völkerschaft dennoch ihre Künste, ihre Religion, und sogar ihre Wissenschaften: und sie scheinet vielmehr etwas von der Einsicht ihrer Vorfahren verlohren zu haben, als daß sie weiter gekommen seye. Man findet zu Sidambaram ein Schloß von vier erstaunenden Thürmen, das mit seinen Balken ganz in Felsen eingehauen ist. An

dem

dem nehmlichen Orte siehet man verschiedene Tempel von einer verwunderungswürdigen Grösse, die mit einer Menge von Figuren und unbekannten Buchstaben prangen, und alle aus blossen Felsen bestehen, die mit einer alle Einbildung übersteigenden Kunst gehauen sind. Zu Masulipatnam findet sich eine Pagode von Stein, die auf eben die Art ausgearbeitet ist, und zu Mahaliburam trift man einen abgerundeten Felsen an, dessen Masse, die von einem ungeheuren Gewichte ist, auf einem einzigen Punkte ruht, womit sie auf das spizwinklichte Ende des übrigen Berges stüzet. Die Kunst zu distillieren ist auch hier sehr alt: die Europäer haben dieselbe von den Arabern, und sie war bey jenen auch zu den Zeiten des Paracelsus noch sehr selten.

Es ist wahr, die Malabaren von der niedersten Classe sind sehr verdorben, sehr dumm und unwissend, aber ihr Elend ist es, das sie oft tief herunter bringet. Dann die Missionarien haben aus den schlechtesten Leuten, den Pareiern, sehr geschäftige und eifrige Catecheten gezogen, die durch ihre Bemühungen einen grossen Antheil an der Bekehrung der Heiden erlangt haben. Ich rede hier vom Rajanaiken, einem Pareiischen Soldaten, der, von allen Untermissionarien, sich am allermeisten durch seine Arbeiten und sein Leiden hervorgethan hat.

Die

Die Malabaren kommen, ungeachtet der Einfalt und Grobheit ihrer Werkzeuge, sehr wohl in allerhand Künsten fort. Ihre schönen gemahlten Tücher sind ein Beweiß davon. Ein Tischer ist zugleich ein Drechsler und ein Zimmermann, und zu allen diesen Arbeiten bedienet er sich blosserdings einer Art von einer sehr unvollkommnen Hake, eines Bohrers, eines Hammers, und eines Hobels. Auch findet man sogar in den Colonien wenig Europäische Handwerksleute; die Einwohner des Landes sind zulänglich, alles zu verfertigen, dessen man bedarf, und man kann ihre Arbeit gar viel wohlfeiler haben, als sie die Europäer zu liefern im Stande wären.

Die Malabaren haben eben so wie wir, ihre Wissenschaften, oft meinten sie gar dieselben allein zu besizen, und wollten nicht glauben, daß sie den Europäern bekannt seyen. Sie halten viel von der Arzneykunst, die überall den Römisch-Catholischen Catecheten den Zugang eröfnet. Auch ist dieselbe unter allen Wissenschaften die tröstlichste, und die, die uns in unsern grösten Uebeln beyspringt. Die Malabaren haben sich der Arzneykunst so sehr ergeben, daß der verstorbene Herr Gründler ein vollkommenes Lehrgebäude ihrer eigenen Kenntniß in derselben hat auszeichnen können. Ihren Bemühungen ist man haupstsächlich den prächtigen Malabarischen Garten schuldig, der durch

durch die Freygebigkeit des Herren von Rhee- den zum Vorschein gekommen ist, ein Werk das eben so merkwürdig durch seine guten Figuren, die doch alle von Malabaren gezeichnet sind, als durch die Menge der Kräuter wird, und den Dioscorides unendlich übertrift.

Diese Arzneywissenschaft der Malabaren bestehet in der Kenntniß der Pflanzen, und der Fähigkeit dieselben nach gewissen Formuln zu gebrauchen, die diese Aerzte auswendig lernen, oder von ihren Voreltern ererben. Sie verabsäumen doch auch die Chymie nicht. Sie bedienen sich verschiedener Steine und Pulver, die durch das Feuer herausgebracht werden, und sie ergeben sich sogar der Alchy- mie. Man hat in unsern Zeiten zu Tanschaur einen Landläuffer enthauptet, der dem Köni- ge versprochen hatte, aus geringern Me- tallen Gold zu machen, aber nicht im Stande war, dem Golde die Beständigkeit zu geben, die es von der Natur empfängt. Diese Liebe zu der Alchymie scheinet mir ganz besonders, weil in diesem Lande das Feuer selten und theuer ist, und es mir vorkömmt, als wann der Kühmist nicht zureiche, denjenigen Grad der Hize hervorzubringen, der zu einer rechtschaffenen Zubereitung der Metalle nöthig ist.

Doch muß man aus diesen Aerzten keine Hippocraten machen, noch dieselben mit den

Europäern in eine Vergleichung sezen. Können vornehme Herren in Indien von den leztern haben, so werden sie dieselben immer den Aerzten aus ihrem eigenen Volke vorziehen; auch hat sich zu unsern Zeiten der Mogol selbst eines Wundarztes bedienet, der in dem Gefolge eines Abgesandten der Englischen Compagnie nach Dehli gekommen war.

Die Malabaren üben sich auch in der Poesie, wenigstens nennen die Missionarien einige Malabaren Poeten, und dasjenige Verse, was sie dichten; dann ich habe weder Reim noch Silbenmaaß in einigen Proben angetroffen, die man davon in den Nachrichten von Trankenbar gegeben hat.

Ihre Sprache scheint zu der Poesie nicht geschikt. Man sagt zwar, sie seye reich, deutlich, ordentlich, und auf beständige, und auch wohl angenehme Regeln gebaut. Aber der Geschmak dieser Nation ist von dem unsrigen zu sehr verschieden. Sie lieben die Wiederholungen der Silben patta und kappa, die uns sehr unangenehm scheinen; und ihre Wörter, insonderheit die poetischen Wörter, sind von einer Länge, die in den übrigen Sprachen der Welt unbekannt ist. Ein König von Tanschaur trägt einen Namen, der aus dreyzehn Silben bestehet; und ich sehe nicht, wie man dergleichen Wörter in einem Verse anbringen kann.

Das

Das schlimmste ist, daß die Malabaren eben diese langschweifigten Wörter lieben, und daß ihre Dichter mit Vorbedacht lange Wörter aus einzelnen aneinander fliken.

Die Missionarien machen dreyerley Arten Malabarischer Sprachen: Das Tamulische, das die Sprache von Tanschaur ist, und in welchem die Bibel gedrukt ist; das Warugische oder Telugische, das in den nördlichern Gegenden gebräuchlich, und vom Herrn Schulze zuerst erlernet worden ist; und endlich das Kerendumische, welches die Sprache der Braminen ist, die auf Malabar ihren Ursprung nicht hat, und aus Cascia, einem wenig bekannten Striche von Indostan, ursprünglich herkömmt. In dieser leztern Sprache sind ihre Schriften über die mystische Gottesgelehrtheit abgefasset. Anstatt des Papiers bedienen sie sich der Olie, die lange und schmale Blätter von einer Art Palmbaumes sind, auf welchen man mit einem eisernen Griffel schreibet, und die man mit einer Art von Oel bestreicht, das in der Absicht die Feuchtigkeit abzuhalten, mit gebrandtem Zuker und Safran vermischt ist.

Giebt es Malabaren, die sich einer Wissenschaft ergeben, so muß man doch nicht glauben, die Gelehrten seyen so gemein, als in Europa. Unter zehntausend Menschen wird man nicht einen antreffen, der

fähig

fähig sey, mit einer erträglichen Volkommenheit, seine eigene Sprache zu reden und zu schreiben, dann dieses ist schon eine sehr schwere Sache, die eine Bemühung von sechs Jahren erfordert *. Die Aussprache ist auch sehr mühsam. Herr Ziegenbalg, den die allergeschiktesten

* Einige Leser werden hier billig fragen, warum man dann mit so vieler Mühe die Sprache seines Vaterlandes erlernen müsse? Das Chinesische hat in diesem Umstande mit dem Malabarischen eine grosse Aehnlichkeit: eine Nachricht von dem Wesen desselben wird dasjenige aufklären, was hier von der Malabarischen Sprache zu wissen nöthig ist, und der Herr v. Haller kann mir selbst hierinn die Hand bieten. Ich habe einen alten philosophischen Grollen, sagt Er an an einem Orte, (Extrait de la Logique de Mr. Holman in der *Biblioteque raisonnée T. XXXVII.* P. II. p. 359.) wegen der Sprache der Chineser, wider einen Gelehrten, der ein Bewunderer davon ist. Es ist wahr, eine Sprache scheint reich zu seyn, wann sie achtzigtausend Buchstaben hat. Aber man kan sich in diesem Urtheile betriegen, wann man sich blos an der Anzahl hält. Ein Cabinet von fünftausend Medaillen, die alle sehr von einander verschieden sind, ist mehr werth, als ein anderes von achtzigtausend Medaillen, die mehrentheils von gleichem Stempel wären, und nur achthundert verschiedene Reverse hätten, die bey einer jeden Art hundertmal wiederholet würden.

Die Chineser haben ein Wort für ein Pferd, ein anderes für ein Pferd von zwey Jahren, ein anderes für ein Pferd, das einen gewissen Fehler, oder eine gewisse gute Eigenschaft hat; sie haben hundert Substantiva, die nichts anderes als ein Pferd nach

schiktesten Pandarame, wegen der Reinigkeit, in welcher er diese Sprache redete, bewunderten, hat seinen Nachfolgern noch viele Fehler zur Verbesserung hinterlassen. Er machte aus einem T. ein D, und er schrieb tsch, wo er nur sch, oder s hätte schreiben sollen. Es giebt insonderheit zwey Buchstaben, die für die Fremden nicht herauszubringen sind. Der eine, den Herr Ziegenbalg rh schreibt, spricht sich fast wie rch, oder gar wie ch aus; die Europäer hingegen geben demselben den Ton eines l, Paliacatta zum Exempel anstatt Parhejakadhu. Der ander Buchstabe wird durch dh ausgedrükt, und ist vielmehr einem r ähnlich.

nach seinen verschiedenen Eigenschaften bedeuten. Ich bin immer überzeuget gewesen, diese wunderbare Sprache habe die Chinesen gehindert, sich in den Wissenschaften hervorzuthun. Man kann ihnen wirklich den Geist der Erfindung, die vollkommenste Aemsigkeit in ihren Unternehmungen, und ein gewisses abgefeimtes Wesen, das vom Climat herzukommen scheinet, nicht absprechen. Ueberdem geniessen sie noch den beträchtlichen Vorzug, ein unzählbares Volk auszumachen, das gleichen Gesezen unterworfen ist, und eben die Sprache redet, ein Volk, wo die Wissenschaften mehr geehret sind, als in der übrigen Welt. Nichts desto weniger haben es die Chinesen fast einzig in der Sittenlehre irgend wohin gebracht, die die Wissenschaft des Herzens ist, und von den Arabern, den Persern, und den erstern östlichen Völkern, ohne Drukereyen, und öfters ohne Bücher, eben so weit ist getrieben worden.

Anmerkung des Uebersezers.

Eben der Fluß wird von dem Herren la Croze Collaram, und von dem Herrn Ziegenbalg Colladham geschrieben.

Die Malabarische Rechenkunst ist ganz mechanisch. Sie lernen die Regeln derselben, und sogar die Exempel auswendig; sie haben eine unbeschreibliche Mühe, wann sie nur die Multiplicationen der einfachen Zahlen sich bekannt machen sollen.

Ihre Naturlehre ist sehr grob. Man darf nur ihre Anatomie ansehen, so wie sie in dem Wedam gelehret wird. Sie ist ganz und gar auf die Egyptische Weise eingerichtet. Bruhma herrscht in dem Gehirn; Pulejar in den Schlagadern der Huft; Wischtnu um den Nabel; Ruttiren um das Herz herum u. s. f. Sie machen, ich weiß nicht was für eine weitläuftige Eintheilung der Metalle, und sie wissen nicht die fremden, und den Hammer nicht aushaltenden, Materien von denselben abzusöndern. Sie haben zwey Arten Metall, die ziemlich besonder sind, den wahren Tambac, eine Art von Kupfer, die sie dem Golde selbst vorziehen, und die bey ihnen fremd ist; und ein klingendes Metall, das aus zwey Theilen Zinn und acht Theilen Kupfer besteht; eben dieses ist das Metall, aus welchem durch ganz Ostindien alles Küchengeschirre gemacht wird.

Ihre Astronomie ist nicht vollkommener. Sie kennen in der That sieben und zwanzig Sternbilder, in welche sie das ganze himmlische Heer, die zwölf Zeichen und die sieben Planeten eintheilen. Aber sie haben noch zwey Planeten, die ihnen eigen sind; es sind zwey Schlangen, deren sie sich bedienen, die Sonne= und Mondsfinsternisse zu erklären. Diese Himmelslichter werden durch diese ungeheuren Thiere, wie sie glauben, mit ihren zahlreichen Hydraköpfen verdekt.

Ihr Jahr ist ungefehr dem unsrigen gleich, es fängt den 31. Merz an; und alle vier Jahr bekommen sie ein Schaltjahr, das um einen Tag länger ist. Anstatt der Wochen haben sie besondere Namen für vierzehn Tage, die sich von dem Vollmond bis an den Neumond erstreken; und diese Namen kommen, wie man gefunden hat, sowohl von dem lateinischen her, als die Zahlen ihres Kerendum, der Sprache der Gelehrten. Es entstehet daher nicht ein günstiges Vorurtheil für das hohe Alter ihrer Wissenschaften. Anstatt eines Jahrhunderts, bedienen sie sich, wie viele andre Indianische Völker, eines Cycli von sechszig Jahren, den sie Antie nennen, und in welchem iedes Jahr seinen besondern Namen hat.

Ihre Geschichtskunde erstreket sich in eine unglaubliche Menge von Jahren zurück. Aber wenn sie zu viel von der Fabelwelt wissen, so ist hingegen ihr Gedächtnis in Ansehung der wahren Welt, und der neuern und wahrhaften Geschichte sehr kurz. Man hat viele Mühe gehabt, dieselbe bis an den Anfang des siebenzehnten Jahrhundertes zu bringen, weil sich kein Verfasser findet, der aufrichtig und arbeitsam genug sey, die Mühe zu nehmen, der Nachkommenschaft eine wahre und umständliche Nachricht von den Geschichten seiner Zeiten zu hinterlassen. Sie werden von Darma, von Schoren, von Pandien, und vielen andern Königen sprechen, die weit über den Anfang der Welt nach unserer Zeitrechnung hinausfallen: aber man muß sie nicht nach den Namen der Fürsten fragen, die vor drey Jahrhunderten ihr Land beherrschet haben.

Die Malabaren wollen auch noch Lehrer der Ethic, der Dialectic, der Rhetoric, der Geographie, der Politic, der Mathematic, der Music, und der Geometrie haben: Wenigstens trift man bey ihnen die Namen aller dieser Wissenschaften an; dann ich glaube nicht, daß sie vermittelst ihrer Geometrie, ihrer Geographie, oder ihrer Logic, jemals ihr Glück machen werden, wann ich nach den elenden Proben davon urtheile, die in ihrem

Wedam, das ist, in ihrer heiligen Schrift, enthalten sind. Sie kommen fast einzig in den Wissenschaften fort, die ganz allein von Vernunftschlüssen, oder vom Naturrechte abhangen, das in die Herzen aller Nationen eingeprägt ist.

Ich will es wiederhohlen, sie kennen die Tugend und die Gesetze der Natur, und man versichert, diese Tugenden würden von ihnen ausgeübet werden, wenn sie nicht unter der Tyranney schmachteten.

Die Diebe, sind selbst in den Zeiten der Unruhe, und der bürgerlichen Kriege, ziemlich selten. Das Mitleiden und diejenige Eigenschaft des Herzens, die bey den ersten Christen Charitas hieß, sind die den Malabaren am meisten angemessenen Tugenden, sie üben sie in aller ihrer Volkommenheit, und Ausdähnung, bis gegen die Thiere aus; und sie bauen auf dieselbe ihre Seligkeit.

Aber die herrschende Religion verderbet alles. Sie ist das allergröbste, und auf das äusserste ausschweifende Heidenthum.

Zwar ist eine Art von einer ziemlich vernünftigen Deisterey ihren Gelehrten nicht gänzlich unbekannt. Wann man ihnen das ungeschliffene Wesen ihrer Religion und die ungeziemenden Begriffe, die sie von der Gottheit geben, vorwirft, so wissen sie gar

klüglich die Religion der Gelehrten von der Religion des Pöbels zu unterscheiden. Sie sagen: eben der Gott, den sie dem Volk mit fünf Angesichtern, einem Hirschen in der Hand, und andern noch ungebührlichern Eigenschaften vormahlen, sey ganz eigentlich ohne Materie, ohne Farbe, auch allenthalben gegenwärtig, und trage den Namen eines obersten Wesens; denn das ist, Wort für Wort, der Sinn des Malabarischen Ausdrukes. Die Missionarien haben aller Orten Aerzte, Philosophen, Pandarame, und so gar Braminen angetroffen, die ganz rund heraus sagten, ihre Götter, und ihre geheiligten Bilder seyen nur für den Pöbel gemacht; man sey dem wahren Gotte allein alle Anbetung schuldig; die gesezmäßigen Abwaschungen dienen zu nichts, und man könne allein durch die Aufrichtigkeit und Güte des Herzens diesem obersten Wesen gefallen. Ihr Dichter, Tiru-walluwer, dann er wird so genennet, hat eine ganze Sittenlehre nach diesen Grundsätzen geschrieben; er verlacht in derselben den Dienst der falschen Götter, und dringet allenthalben auf die Reinigkeit der Sitten, und auf die Verehrung des einigen Gottes.

Wann die Braminen und Pandarame sich gezwungen sehen, die Einheit Gottes zu bejahen, so wissen sie eben die Ausflüchte zu finden, die die Römische Religion den Pro-

testanten entgegen sezt. Wir beten keine Marmor-Stüke an, sagen sie, wir machen aus denselben Bilder, blos die Aufmerksamkeit des Volkes zu erhalten, das sich keine abgezogenen Begriffe von einem unkörperlichen Wesen zu machen weiß. Unser Dienst ist, nur dem Scheine nach, diesen Sinnbildern gewidmet, er gehöret allein dem Wesen aller Wesen, dem ewigen, dem einigen Schöpfer aller Dinge zu. Ihre Gnanis oder Nianis, ihre betrachtungsvollen Gelehrten, die sich ganz den Sinnen entziehen, und, wie sie sagen, die volkommensten unter allen Menschen sind, beten wirklich, auch nicht einmal dem Scheine nach, keines von diesen Gözenbildern an, und haben für die Götter des Pöbels nichts als Verachtung. Die Türa-wark-hianen, eine unter den Nianis erhabene Secte, die alle Dinge dieser Erde nichts achtet, hält auch nichts mehr von den Ceremonien; und die Scaniacanen, das ist Leute die kein Blut haben, die gänzlich allen Gemächlichkeiten des Lebens, allem was den Sinnen angenehm seyn kann, sich entzogen haben, würden es für eine Schande halten, Göttern zu dienen, deren sie ihre Seligkeit zu würken gar nicht bedürfen, die sie ohne dem so wohl verdienen.

Andere Pandarame wissen Gründe zu finden, womit sie ihren Aberglauben und

das Christenthum vereinigen wollen. Wir haben drey grosse Götter, sagen sie, die nur einen ausmachen; das ist eure Dreyeinigkeit. Der Zweyte dieser Herren ist in menschlicher Gestalt erschienen; da habt ihr euren Christus: eine Vergleichung, die ganz eigentlich mit den Erklärungen des Bischofs von Condom überein kömmt.

Andre Gelehrte gehen in ihren Betrachtungen noch weiter, und Malabar hat seine Pirrho, seine Montagne, seine la Motte le Vayer gehabt. Der Herr Ziegenbalg versichert zwar, diese Zweifler greiffen bloß die streitigen Puncten der verschiedenen Malabarischen Secten, und nicht die Gottheit an. Dann Atheisten habe er weder unter den Hottentotten, noch unter den heidnischen Schriftstellern auf Malabar angetroffen. Aber er habe freylich freygeisterische Braminen gekannt, die nach diesem Leben nichts hoften, und ihr Glük blos in dasjenigte sezten, was die Sinne kizelt.

Ihre Schriftsteller nehmen ein mehr als stoisches Schicksal an, das sich bis auf die freyen Handlungen erstrecket; und Bruma, (das ist der Namen eines ihrer drey grossen Götter, des Schöpfers der Menschen,) hat auf die Hirnschale eines jeden Menschen die Begebenheiten und die Bestimmung seines künftigen Lebens geschrieben.

Die

Die Braminen sind kindisch genug, die kleinen gezähnten Linien, welche die drey vornehmsten Nathen der Hirnschale ausmachen, für die Handschrift des Bruma anzusehen.

Die Lehre von der Seelenwanderung ist einer der vornehmsten Puncten ihrer Religion. Sie ist es schon in den Zeiten angenommen gewesen, die weiter als die Geschichte der Griechen hinausreichen, und sie wird auch jezt noch, mit der allergrösten Leichtgläubigkeit von der Welt angenommen. Ein Englischer Capitain hätte bald eine traurige Erfahrung hierüber gemacht. Er handelte der Küste nach, und belustigte sich einmal mit der Jagd, da eine Windstille sein Schif aufhielt. Unglüklicher Weise mußte er einen Vogel tödten, den sie Perumal nennen, und für das Pferd eines ihrer Götter vom ersten Range ansehen. Jemand hatte den Capitain schiessen gesehen, und verklagte denselbeu, so gleich versammelten sich die benachbarten Dörfer. Der Englische Religionsschänder wurde gefangen, und man war im Begriff ihn aufzuopfern, da ein Mahometaner unternahm, um eine Summe Geldes, denselben zu befreyen. Er rieht ihm an, seine Missethat zu bekennen, aber zugleich einen gültigen Grund für dieselbe anzubieten.

Der unterrichtete Engelländer antwortete auf dem Stuhle der Uebelthäter: Mein Va-

ter, ist vor einiger Zeit gestorben, man hat ihn in die See geworfen, er ist eine Karpe geworden. Der Perumal war im Begrif, denselben unter meinen Augen zu verschlingen, konnte ich meinen Vater sterben lassen? Die Areopagiten des Ortes waren von der gerechten Sache des Engelländers gleich überzeuget, und es kostete ihn nichts als hundert Goldstücke, die der Mahometaner foderte, der ihm diesen heilsamen Rath gegeben hatte.

Diese Seelenwanderung ist das Fegfeuer der Malabaren. Die Menschen sagen sie, die gänzlich nach den Gesezen der Natur gelebet haben, kommen gerade nach den Tode in den Siz der Seligkeit. Aber solche Leute finden sich sehr selten: die meisten sind mit einem Laster beflekt, dem sie sich vorzüglich ergeben: damit sie nun dafür abgestraft werden, so muß ihre Seele in neuen Körpern aufleben. Die Seele eines sündigen Monarchen büßt ihre Missethaten in dem Körper einer Sau oder eines Bettlers ab: und die Seele eines Gelehrten, dessen Unschuld nicht mit seinem Erkenntnisse übereinstimmig gewesen ist, erhält zum Urtheil, in den Körper eines Königes verbannet zu werden.

An dem grossen Gerichtstage, werden die Seelen unter der Gestalt eines Wurmes, oder eines unreinen Thieres auferstehen.

Da

Da muß die Seele noch ihre Versöhnung leisten, bis sie bereitet ist, in das Land der Götter einzugehen, ein Fabelland, davon diese Völker die Charte haben, und so gar die Entfernung der Oerter und die Ausmessungen der güldenen Erde, und der Meere kennen, die von Wein und Honig fliessen, und einen Theil dieser Eliseischen Gegenden ausmachen.

Die Malabaren sind nicht gleichgültig über das Schicksal, das sie nach diesem Leben zu gewarten haben; es ist nichts, das sie nicht vornehmen, sich eines bessern Lebens zu versichern: daher sie dann auch eine unendliche Menge gottseliger Werke von allerhand Arten verrichten.

Es giebet welche, die zum Glüke der Gesellschaft, oder wenigstens zu einer Zierde derselben, und zu der Unterhaltung der Priester zielen. Man bauet Pagoden auf, und machet Stiftungen dazu: man läßt Wasserbehältnisse zu den gesezlichen Abwaschungen graben, man richtet Häuser auf, die den Reisenden zur Ruhe und zur Erquikung dienen sollen, und man vermacht zu denselben Einkünfte, die man anwendet, Wasser und Milch zum Dienste derjenigen herbeyzuschaffen, die die Müdigkeit zwinget, sich in diese Ruhstätte zu begeben. Man bezahlt die Unkosten bey dem Verlöbnisse der Armen, und sorget haupt-

sächlich

sächlich für die Bedürfnisse der Braminen; man bürdet seine Sünden einer Kuh auf, und ein Bramin übernimmt das ganze Pak zusammen mit samt der Kuh. Die Malabarischen Priester sind so sehr von der Kraft dieser guten Werke überzeuget, daß einer ihrer besten Gründe wieder die Mission war, man solle diesen Fremdlingen den Gefallen nicht erweisen, Wohlthaten von ihnen zu empfangen, die denselben eine grosse Widervergeltung zuziehen würden.

Eine zweite Classe von guten Werken bestehet in den Abwaschungen, davon die feyerlichste im Meere geschieht, wo die Götter hingetragen werden, und ganze Völker sich zusammen baden. Zu eben dieser Classe gehöret das schamlose Lingam, und die Halsbänder Rutschiram, die aus einer Art von Früchten gemacht wurden, wovon der Vorrath aus Malacca kommt. Sie meinen auf diesen Nüssen eine Vorstellung der Angesichter des Tschiwen zu finden.

Die dritte Classe machen die Bussen aus, und diese ist der einzige Weg, den die Armen haben, ihre Sünden auszusöhnen; und worzu verstehet sich der sündige Mensch nicht, damit er die Vorwürfe seines Gewissens besänftigen könne, ohne verbunden zu seyn, sein verdorbenes Herz zu bessern! Man schleppet in Italien Crucifixe nach, man trägt hä-

härene Kleider, man hat Geisseln, und zuweilen bedienet man sich derselben.

Auf Malabar thut man unendlich mehr. Man trägt Bußpantoffeln, die inwendig mit Nägeln und Dornen bewafnet sind; man läßt sich den Rüken durchstechen, ein Seil durch die zwey Oefnungen der Wunde durchziehen, und sich mit demselben an eine Art eines Galgens aufhängen.

Andere Bußfertige wälzen sich nakend in dem Sande herum, oder bringen ganze Tage darmit zu, daß sie immer auf das Angesicht fallen, und jedesmal wieder aufstehen, und eben diese Uebung so oft wiederhohlen, als sie einen Weg, der von der Länge ihres Körpers ist, zurükgeleget haben. Andere stellen sich einem langsamen Feuer bloß, das sie beräuchert. Andere lassen ihre Haare vier bis fünf Ruthen lang wachsen. Andere sezen sich der allerstärksten Sonnenhize aus, und bleiben ganze Monate mit entblößtem Leibe stehen, der die senkelrechten Strahlen von allen Seiten her empfängt. Andere streken einen Arm oder ein Bein unbeweglich von sich, bis die Muskeln durch ihre Erstarrung die Kraft das Glied zu regieren verlieren. Andere schiessen lange Gebeter ab, da sie unterdessen den Kopf im Wasser versenket halten, oder sich auf die Hände stüzen,

zen, und ihre Beine in die Höhe streken. Andere verlassen ihr Vaterland, wandern in der Irre herum, und leben blos vom Allmosen, oder vermeiden die menschliche Gesellschaft, und schlagen ihre Wohnung in Höhlen auf, wo sie sich in sich selbst verhüllen, und in der Betrachtung leben.

Man sieht aus dieser umständlichen Erzehlung, daß, so viel als die Bussen betrift, die Römischkatholischen Geistlichen die Malabaren nichts lehren werden, und daß ein Franciscus von Assis übel zu recht käme, wann er sich mit den Jogis oder den Dawaschis vergleichen wollte.

Der Begriff, den sich die Malabaren von der himmlischen Glükseligkeit machen, ist gewissermassen nicht ungereimt. Sie haben mystische Bücher, wo man diese Seligkeit in drey Staffeln abtheilet. Der erste bestehet darinn, daß man in dem nahen Anschauen Gottes lebe: der zweite, daß man seinem Bilde ganz ähnlich werde, und der dritte, daß man gänzlich mit dem Wesen aller Wesen vereiniget seye. Das Volk hat freylich viel sinnlichere Begriffe, und so gar ihr Wedam redet blosserdings von einem ganz Mahometanischen Paradiese. Was für ein anderes Paradies könnte auch wohl Thieren zukommen, die diese armen Leute gleichfalls der ewigen Seligkeit eben so fähig

hig achten, als die Menschen selbst, und aus einer gleichen Blindheit die Pareier davon ausschliessen, weil sie unreine Dinge berühren.

Ihre Hölle ist ganz körperlich, und etwa so, wie uns die Gemählde dieselbe in den Klöstern vorstellen. Wann die Seelen der Gottlosen aus ihren Körpern herausgetreten sind, wann sie ihr Endurtheil von dem GOtt des Todes Emen empfangen haben, der die Bücher des Lebens vor sich liegen hat, worinn die Thaten der Menschen enthalten sind, so werden sie in einem Sacke nach der Hölle hingetragen. Aber diese Hölle ist würklich nur ein Fegfeuer; die Seelen kommen aus derselben nach zwanzig Geschlechtern wieder heraus, und treten unter der Gestalt dieses oder jenes Thieres wieder in die Welt, und die allgemeine Ueberschwemmung der Erde, ihr Brand an dem Ende der Tage, und ein allgemeines Gericht über die Menschen, sind zu allen Zeiten in den Büchern der Malabaren erkannt worden. Die Opfer für die Verstorbenen sind bey ihnen gebräuchlich, und es giebt Priester, die Zettel verkaufen, welche dem Gotte des Todes zugeschrieben sind, und eine Empfehlung enthalten, daß man dem Vorweiser derselben ein Quartier auf der güldenen Erde, oder in einer andern glükseligen Gegend des Götterlandes verschaffe.

Nichts ist bequemer, als nach seinen Begierden, so lange als es möglich seyn kann, zu leben, und seine Seligkeit nach dem Tode auf die Unkosten seiner Erben zu bewürken. Die verdorbenen Menschen, und die Priester, werden gleich kräftig durch den Eigennuzen angehalten, dieses Lehrgebäude zu vertheidigen; man muß sich also nicht wundern, daß daßelbe in der Welt sein Glük gemacht hat.

Die Religion des Pöbels ist sehr ungeschliffen und wiedersinnisch. Sie nimmt bis auf dreyhundert und dreißig Millionen Götter an, die alle zugleich da sind, alle mächtig, alle bemühet sind, auf der Menschen Thaten acht zu haben, und dieselben dafür entweder zu belohnen oder zu strafen. Sie sind den Göttern des Homers und des Ovids durch ihre Missethaten, und durch ihre schlechten Sitten ähnlich. Sie sind der allerschändlichsten Unreinigkeit, dem Zorne, und so gar dem Diebstahl ergeben; sie sind mächtige Teufel, denen man den Namen von Göttern beygeleget hat, um denselben zu entheiligen.

Die Völker haben aber neben diesen Göttern noch wahre Teufel, die dafür erkannt sind, aber nichts desto weniger von einigen Leuten der niedersten Casten angebetet werden. Diese Teufel haben die Seelen der Menschen, die sich selbst entleibet, oder die eines plözlichen Todes gestorben sind,

zu

zu Untergebenen. Sie glauben, diese bösen Geister können die Menschen besitzen, und sie haben Beschwerungen, womit sie dieselben austreiben. Diese angeblichen Besessenen sind aber blosse Kranke, und die Betriegerey der Braminen in ihren Beschwerungen ist mehr als einmal von den Missionarien entdeket worden.

Der Dienst der Götter kömmt mit den Neigungen dieser boßhaften Gottheiten überein. Die Pagoden der Braminen sind, wie die Tempel in Cypern, mit einer Caste von liederlichen Weibsbildern angefüllet, deren einzige Beschäftigung darinn besteht, daß sie vor ihren Göttern tanzen, und die Unzucht der Priester befriedigen: Diese schändliche Caste erhält, und vermehret sich, ganz allein durch ihre Ausgelassenheit: weder diese Tänzerinnen, noch ihre Kinder, können heyrathen; und von Geschlechte zu Geschlechte pflanzt sich dieses Gesindel nicht anders, als durch eben das Laster fort, dem sie ihre Geburt schuldig sind.

Dieses unordentliche Wesen ist um so viel verwunderungswürdiger, da die Gesetze des Landes die Hurerey nicht zulassen, und den Ehebruch hart verbieten. Können diese armen Völker dann glauben, die Götter werden sich eben die Unthaten gefallen lassen, die die Menschen selber verabscheuen?

Das Indianische Heydenthum hat weder ein Oberhaupt, noch symbolische Bücher, und die Vernunft enthält sich darüber zu urtheilen; man muß sich also nicht ohne dem verwundern, wann dasselbe in 360. verschiedene Secten eingetheilet ist. Diese Secten sind freylich sehr verträglich, und es ist in ganz Indien eine herrschende Lehre, daß die Menschen, die das Gesetz der Natur beobachtet haben, selig werden sollen, sie mögen nun immer von einer Religion seyn, wie sie wollen.

Die Priester sind von verschiedenen Arten. Die einen werden dazu gebohren, die andern haben keinen Beruf, als ihren blossen Willen.

Die Braminen sind alle gebohrne Priester. Sie haben keine andre Beschäftigung, als die Pagoden zu bedienen, und die öftern Feste ihrer Götter anzuordnen. Diese Feste bestehen in Proceßionen und Tänzen. Es ist ganz natürlich, daß derselben viele sind, und daß eine iede Woche ihr eigenes hat. Nichts läßt angenehmer, als singend und tanzend seine Seligkeit zu bewürken, und den Himmel eben so zu erobern, wie die Helden in der Oper ihre Siege erhalten.

Diese Priester verstehen ganz und gar nichts, sie unterrichten niemals das Volk, und sie glauben keinen Beruff zu haben, die

Sit-

Sitten desselben zu verbessern. Tausend mal hat ihnen vor den Mißionarien das Volk vorgehalten, sie denken nur an ihren Bauch, und bekümmern sich keineswegs um das Heil der Menschen; auch dorften sie es nicht verneinen. Wirft man ihnen ihre Trägheit und ihre Unwissenheit vor, so schicken sie die Mißionarien an die Propheten, die allein sich mit der Erkenntniß der Wahrheit abgeben; und entschuldigen sich wegen der schweren Bemühungen, die ihr Götterdienst von ihnen fodert.

Die Malabaren haben zu Gesetzbüchern vier Wedam, die nicht geschrieben sind, und von den Braminen auswendig gelernt werden, so wie es vormals die Druiden thaten. Diese Vorsorge ist sehr dienlich, wann man das einträgliche Monopolium der Religion für sich behalten will. Die Mißionarien haben gleichwohl einen Braminen zu bereden gewußt, daß er seinen Orden um die vier Bücher ihres Wedam betrogen hat, und man findet dasjenige, das sie Jadsur nennen, in der sechs und vierzigsten Fortsetzung. Es enthält eine lächerliche Beschreibung ihrer eingebildeten Welten, mit einigen Anweisungen zu den Ceremonien, die den Götterdienst angehen. An die Sittenlehre ist nicht gedacht, und der Namen der Tugend ist nicht erwehnt. Der Wedam ist daher den Legenden einer gewissen Kirche nur allzu

ähnlich, nur daß diese die Leute besser zu überreden weiß. Das vierte Buch wird nicht öffentlich gelehret, und enthält blos die abergläubigen Ceremonien ihrer Zauberkunst.

Sechs andre Bücher, von einem niedrigern Range, sind das Lehrgebäude der Malabarischen Theologie, und die Lehren des Wedam sind in denselben in Ordnung gebracht. Achtzehen Bücher sind eben so viele Auslegungen von diesen, und setzen die eingebildete Geschichte ihrer Götter fort.

Ausser dieser heiligen Bücher giebt es noch eine ganze Menge, die die Sittenlehre und die Wissenschaften abhandeln. Unglücklicher weise sind alle diese Bücher in der Sprache der Gelehrten geschrieben, die dem Volke, und auch selbst einem Theile der Gelehrten unbekannt ist. Auf diese Weise werden die Braminen zu unumschränkten Herren der Religion, denen der Weg zum Heile allein bekannt ist: eine Handlung, die eben so viel abträgt, als die Gold- und Diamantminen.

Es giebet nach den Braminen noch eine ziemliche Anzahl Priester von allerhand Arten, die aus allen Classen gezogen sind. Die Jogis das ist Reisende, die Dawaschis (Bußfertige), die Pandarame (Gelehrte), und hauptsächlich die Niani (Betrachtende), sind Leute

Leute von verschiedenen Orden, die sich gänzlich der Religion gewidmet haben. Die Pareier sogar, die von den Braminen, denen sie sich nicht nähern durften, so sehr verachtet sind, haben ihre besondere Priester, die sie Waluwer nennen, und unter denen die Mißionarien geschickte Leute gefunden haben.

Da die Götter fast alle auf der Erde, und hauptsächlich in Coromandel erschienen sind, so sind daher eine unendliche Menge geheiligter Oerter entstanden, wohin man Wallfahrten anstellt, und wo man gläubt, daß die Götter sich der Sterblichen mehr annehmen, als in solchen Gegenden, die nicht mit ihrer Gegenwart beehret worden sind. In dem kleinen Königreiche Tanschaur finden sich drey hundert vier und sechszig dergleichen heilige Oerter. Hier lieget wieder eine deutliche Aehnlichkeit des Heydenthumes mit einer Kirche, die sich den Titel der Wahren anmasset, da doch ihre Lehre mit ausgedrückten Worten in beyden Büchern des alten- und neuen Testaments verworfen wird.

Das Heydenthum kömmt ferner mit eben dieser Kirche in dem Vorzuge überein, den es den Ceremonialischen Gesetzen vor den Sittlichen giebet. Schlagt euren Vater tod, ein Tutschei, das ist eine Versöhnungsceremonie, wird die Sache schon vergleichen.

Aber wenn ihr eine Kuh umbringet, so ist auch sogar um Geld kein Heil mehr zu finden. Eben so sind der Mangel der Liebe seines Nächsten, und die Treulosigkeit in den Bündnissen nur kleine Sündchen, wenn man sie mit dem Verbrechen zusammen hält, an gewissen Tagen Fleisch zu essen.

Die Tugenden, die der Aberglauben lehrt, kosten unser verdorbenes Herz nichts. Nur die Verbesserung des Innwendigen ist uns zuwieder. Wie angenehm ist es nicht zu glauben, man habe seine Pflicht gethan, wann man nichts als Fische ißt!

Dieser grossen Unvollkommenheiten ungeachtet, hat dennoch die Malabarische Religion eine Ehrerbietung für die ewigen Gesetze der Natur beybehalten. Sie verdammt die Laster, und sogar die Laster, die man nur hat begehen wollen, und die die Gesetze nicht verbieten können, obschon die Sittenlehre dieselben mißbilliget. Die Trägheit, der Undank, und das verletzte Gastrecht werden von den Malabaren unter die größten Missethaten gezählet.

Die Tugenden, die das Heydenthum anbefiehlt, sind eben die, die man in Europa hochschätzet. Der Unterscheid des Guten und des Bösen muß sehr deutlich und leicht zu fühlen seyn, weil er von allen Secten und von allen Religionen erkannt wird.

Unter

Unter den Positivgesetzen ist das allerstärkste die Enthaltung vom Fleisch, und insonderheit vom Kuhfleisch. Man muß sich gänzlich aller Nahrung, die von Thieren kömmt, enthalten, um das Lingam tragen zu dörfen, das ein unreines Sinnbild von dem Werke der Erzeugung ist, womit diese schändliche Religion durch einen ausdrüklichen Befehl einen andächtigen Menschen ausziert. Die mit gewissen Ceremonien geweyhete Asche vom Kuhmist hat eine grosse Macht auf die Götter; sie ist eine Reliquie, womit man sich die Stirne reibet, um der Gottheit angenehm zu werden. Welche Blindheit, zu glauben, Gott werde uns unsre Sünden verzeihen, weil wir einen wurmstichigen Knochen, ein wächsernes Bildchen, oder ein halbes Quentchen Asche bey uns tragen! und gleichwohl herrschet diese Blindheit unter den gesittetesten Völkern des Erdbodens.

Ein sehr gefährliches Stück der Malabarischen Religion, ist ihre Meynung von dem Ursprunge des Uebels. Sie glauben, das Verderben, das sie Zorn nennen, sey den Menschen angebohren, es sey ihm eigen, und Gott habe die Zeichen desselben auf dem Leibe des Kindes ausgedrücket, ehe es an das Tageslicht gekommen ist. Sie suchen freylich die Folgen dieser Lehre zu lindern, in dem sie zeigen, daß dieses Verderben durch

die Betrachtung, und durch die guten Werke könne überwogen werden. Aber sie bleibt nicht weniger die allgemeine Entschuldigung aller lasterhaften Menschen, denen man den schlechten Zustand ihrer Seele vorwirft.

Die Vielweiberey ist in Indien zugelassen. Doch ist nur den Königen erlaubet, bis auf fünf Weiber zu heyrathen; Halten sie sich aber einige Buhlschaften über diese Zahl hinaus, so kömmt es daher, weil sie sich über die Gesetze erhoben glauben.

Von diesen fünf Weibern ist nur eine die wahrhafte Königinn, und diese hat das Vorrecht, nach dem Tode ihres Mannes leben zu dürfen; die andern müssen mit ihm in den Tod gehen. Sie werffen sich in einen brennenden Scheiterhaufen, der ihre Asche mit der Asche des verstorbenen Gemahls vermenget. Diese Gewohnheit ist zum Gesetze geworden, und die Mißionarien haben in unsern Zeiten in den Jahren 1721. und 1738, einige Wittwen vom Adel gesehen, die sich freywillig mit ihren Männern verbrannt haben. Die Maratten, von welchen das Königliche Haus von Tanschaur herstammet, haben diese barbarische Gewohnheit nicht angenommen.

Die Regierung aller Indianischen Völker ist unumschränkt, und aufs äusserste hart; und die von Tanschaur ist es noch

mehr,

mehr, wegen der vielfältigen Streitigkeiten, die der König mit den Mogolischen Statthaltern von Aarkadhu und seinen heydnischen Nachbarn hat. Der König nimmt von seinen Unterthanen drey fünftheil ihres Reises; einen übermäßigen Antheil, der den Unterthanen kaum so viel überläßt, als sie zu ihrem Unterhalte nöthig haben. Manchmal nimmt man bis auf drey fünftheil und einen halben. Die Awalutar, oder Oberbefehlshaber, nehmen den Unterthanen ihres Bezirkes weg, was sie nur immer rauben können. Die Unterbefehlshaber bedienen sich der Feldwachen, Kühe und Lebensmittel zu stehlen. Die Grossen haben Soldaten, die ihr Recht erhalten; und die Gemeinen, die dasselbe nicht durch Gewalt sich schaffen können, haben wenig Trost von den Gesetzen zu hoffen, weil die Richter insgemein zu Gunsten dessen sprechen, der sie am besten bezahlt.

Diese Unterthanen sind in vier Casten oder Classen eingetheilet, die sich niemals durch heyrathen mit einander vermischen, und unter welchen die Niedrigern eine unendliche Ehrerbietung gegen die Obern zu bezeigen schuldig sind. Die erste Caste begreift die Braminen, die von dem Gott Bruma herstammen, und die sich über den König selbst erhaben glauben. Sie dürfen für keine Missethat mit dem Tode bestraft

werden, und sie würden sich für beflekt halten, wenn jemand aus einer niedrigern Classe sie nur berührt hätte. Es ist ihnen verboten etwas zu essen, das nicht von Braminen zugerichtet ist; mit einem Worte sie haben so viele Vorzüge, daß sie dardurch dem gemeinen Wesen unnütz werden, und sich selber gewissermassen zur Last sind.

Die Tschattiren, oder Edelleute, haben den zweiten und die Suttiren oder Bürger, den dritten Rang; der letzte ist für die Pareier, die fast aller Ehren beraubt sind, die allerniederträchtigsten Werke über sich nehmen müssen, und sich nicht einmal unterstehen dörfen, eben die Götter anzubeten, die der geehrten Casten Götter sind.

Das Königreich Tanschaur ist mehr reich als es groß ist. Seine Reichthümer kommen von der grossen Handlung her, die die Einwohner in Reiß, gemahlten Tüchern, Färberholz und andern Waaren mit den Europäern treiben, und wofür sie sich mit Silberstangen bezahlen lassen. Es ist in vier Provinzen eingetheilet, die manchmal den Brüdern des Königes zur Aussteuer dienen.

Etwa vor hundert Jahren herrschte eine andre Linie in Tanschaur. Raguola-Naicker saß im Jahr 1650. auf dem Throne. Er war ein gerechter Fürst, dessen Angedenken noch immer in Ehren ist. Er nahm nur zwey Drittheil von den Früchten der Erde weg.

Er hielt auf das genaueste aufs Recht, und des Nachts ließ er mit Fackeln die Unglücklichen aufsuchen, die Hülfe möchten nöthig haben.

Sein Sohn, dessen Namen zu weitläufig ist, als daß man ihn hier wiederholen könnte, war ein wahrer Tyrann. Er ließ zwey von seinen Söhnen Hungers sterben, weil sie zu viel Herzhaftigkeit bey einem Einfalle des Mogolen gezeiget hatten. Sein Tod war seines geführten Lebens würdig, er wurde durch den König von Tirutschinapalli in seiner Hauptstadt belagert, sie wurde bezwungen, und er selbst getödet, nachdem man den Pallast angezündet hatte, wo alle seine Reichthümer, und die zahlreichen Schönheiten seines Serails, im Rauche aufgiengen.

Eine andre Linie bestieg den Thron. Sie stammete von eben der Familie her, aus welcher Siwösi entsprungen war, den man in Europa unter dem Namen von Sevagi kennet. Sie regieret noch, und Egoschi Rascha war auf dem Thron, da die Mißion anfieng. Er war ein gerechter Fürst, und führte eine glükliche Regierung. Aber seine Söhne Saruböschi und Duccöschi schlugen aus der Art, und das Volk mußte darunter leiden. Die Indostanischen Völker verheereten das Land, viele Jahre hintereinander;

die Könige von Tanschaur wurden nach einer kurzen Regierung nach einander vom Throne gestürzet; Madurei und Tirutschinapalli wurden von dem Mogol bezwungen, und Tanschaur sollte eben ein gleiches Schicksal erleben, da der König sich entschloß, bey den Marattischen Fürsten, als seinen Anverwandten, Hülfe zu suchen.

Diese wilden, aber tapfern Völker schlugen die Mogolischen Truppen im Jahr 1740. tödteten einer ihrer Generale, machten den andern in Tirutschinapalli zum gefangnen, und wurden die Befreyer ihrer Götter, die man aus Furcht vor den Mahometanern in die Erde vergraben hatte. Aber im Jahr 1712. hatten sich diese Hülfstruppen noch nicht zurückgezogen, und verwüsteten selbst das Land, dem sie zu Hülfe gekommen waren. Eben diese Völker haben im Jahr 1740. Porto-novo geplündert, und sich angestellt, als wenn sie Pondichery, die vornehmste Colonie der Franzosen angreiffen wollten. *

So-

* Die Maratten haben sich in die Kriege verschiedentlich gemischt, die die Engelländer mit dem Franzosen auf Koromandel geführt haben. Sie wohnen weiter nach Norden in den Gatischen Gebirgen, und stehen nunmehr im Kriege mit Heyderali dem Könige von Maissur. Die Könige von

Tan-

So viel hatten wir von der Geschichte des Landes zu sagen: Nunmehr werden wir von der Mißion selber sprechen.

Tanschaur sind noch immer frey und unabhängend: aber der Nabab von Arcat hat sehr nahe an ihren Gränzen zu Tirutschinapalli seinem Sitz aufgeschlagen, und die Engelländer haben daselbst eine starke Festung. An beyden Orten, dort und zu Tanschaur, haben nunmehr die Dänischen Heydenlehrer einen freyen Zugang.

Zweyter Abschnitt.

Von den Missionen.

Nachdem wir bis hieher eine Beschreibung des Landes, der Sitten und Gewohnheiten der Einwohner von Trankenbar gegeben haben, so werden wir nunmehr dem Leser die Absicht und die Folgen einer Mißion bekannt machen, die der protestantischen Religion zur Ehre gereicht. Im Lande Tanschaur lieget nun Trankebar, oder Taragu-Wadhi, eine Dänische Colonie mit einer Festung.

Die Stadt hat Ofre Giedde, ein Edelmann aus dieser Nation, von dem Fürsten von Tanschaur, im Jahr 1621. erhandelt, und seit dem ist sie beständig von den Königen von Dännemark besessen worden. Sie enthält etwa fünfzehentausend Seelen, meistentheils

theils Heyden oder Römisch Catholische. Man findet einen genauen Plan davon in der neun und zwanzigsten Fortsetzung.

An diesem Orte hat der gottselige Friedrich IV. eine Mißion angeleget, die von Tag zu Tag auf eine beträchtliche Weise zunimmt. Das Herz dieses Fürsten war mit einer rechtschaffenen Ehrfurcht für die Religion durchdrungen. Man weiß, daß er im Jahr 1709. eine grosse Abneigung zeigte, mit den Schweden einen Krieg anzufangen, und daß er vielleicht die Niederlage bey Pultawa sich nicht zu nutz gemacht haben würde, wann sich sein Gewissensrath nicht für die Gerechtigkeit der Sache erkläret hatte. Ein solches Bedeuten wird einem Lamettrie oder einer Emilie schwach, und vielleicht niederträchtig vorkommen.

Die herrsüchtigste Religion von der Welt beugt sich vor dem Ehrgeitze der Fürsten, und ihren Beichtvätern ist es eine leichte Sache, das Gewissen der Grossen bey dem Bruche der feyerlichsten Verträge zu besänftigen. Die Andacht, die in dieser Kirche herrschet, scheint an den Höfen nur als eine Wiedervergeltung statt zu haben. Man hat den unanständigen Begriff von dem Herrn der Welt, seine Gerechtigkeit lasse sich durch die Ergebenheit befriedigen, die man seinen Priestern erweißt.

Die

Die Anhänger dieser Kirche machen eine Art eines Vergleiches mit Gott. Sie versprechen ihm in eben der Zeit Stiftungen und Tempel, in welcher sie seinen furchtbaren Namen entheiligen, und ihn blos anrufen, um ihre betriegerischen Tractaten noch betrieglicher zu machen.

Friederich IV, sah mit Bedauren, daß viele tausend Heyden unter seinem Zepter lebten, ohne daß man sich die geringste Mühe gab, sie aus ihrer Blindheit herauszuziehen. Er bemerkte mit einer gewissen Schamhaftigkeit, daß die Protestanten sich einzig mit der Handlung abgeben, ohne sich, auch so gar aus Dankbarkeit, des Heiles dieser Völker anzunehmen, von denen sie so viele Vortheile ziehen.

Der Namen Jesu Christi ist aber auf Malabar eben nicht unbekannt. Seit vielen Jahrhunderten hat sich auf der Westlichen Küste eine beträchtliche Anzahl Thomas Christen * aus der Syrischen Gemeinde befunden. Man ist nicht im Stande, die wahre Zeit ihrer Bekehrung zu bestimmen, und die Dänischen Heydenlehrer haben des berühmten Creutzes Nichtigkeit gezeigt, welches zu St. Thomas soll gefunden worden seyn,

* Der Herr de la Croze hat die Geschichte eben dieser Christen beschrieben.

seyn, wovon eine Beschreibung im Jahr 1722. zu Lissabon herausgekommen ist. Sie erweisen, daß die Namen der Könige Pandien und Schoren, die auf der Ueberschrift erscheinen, älter als Christus sind. Diese Syrischen Christen sind in drey Gemeinden abgetheilet. Ein grosser Theil derselben ist von den Römisch Catholischen in derjenigen Zeit zum Gehorsam gebracht worden, da die Portugiesen Meister von Cotschin waren: mehr als siebenzig Kirchen würden damals mit der Römischen verbunden. Ihr Oberhaupt nennte sich in diesen letztern Zeiten Mar-Gabriel; aber Mar-Thomas, der von Antiochien dahin kam, empörte sich wieder denselben, und mußte dabey sein Leben aufopfern, dann Mar-Gabriel hatte Heuchelmörder ausgeschickt, die ihn in seinem eigenen Hause umbrachten. Ein anderer Mar-Thomas ist auf denselben gefolget, und diese alte Kirche hat wieder einen Theil ihrer Freyheit erlanget. Sie hælten nichts auf den Bildern, sie verwerfen die Verwandlung in dem heiligen Abendmahl, aber sie haben die Lehrsätze des Eutyches angenommen.

Die Hauptkirche dieser Christen ist jetzt ganz nahe bey Madras. Die Christen von der Westlichen Küste gehen nach dem berühmten Berge St. Thomas hin, ihre Andacht zuverrichten, welches eine gefährliche Reise von sechszig Tagen macht. Diese heilige

Stelle steht noch unter der Bottmäßigkeit der Portugiesen, obgleich dieselben durchgehends von der Küste von Koromandel verjagt worden sind. Ein Römischer Bischof hat daselbst seinen Sitz, aber seit einigen Jahren haben ihn die Trennungen seiner Gemeinde gezwungen, anderswo zu wohnen.

Näher bey Trankenbar, und in dieser Stadt selber, finden sich andre Christen in einer weit grössern Anzahl.

Die Römisch Catholischen Mißionarien haben sich in den Konigreichen Tanschaur und Madurei vor mehr als hundert Jahren niedergelassen: und die Anzahl der Bekehrten ist in diesen letztern Zeiten bis auf hunderttausend Seelen gestiegen, die in acht und fünfzig Kirchen eingetheilet sind. Ihre vornehmsten Mißionen haben sich zu Aur, und zu Elacuridschi, nicht weit von Tanschaur, niedergelassen; Pondischeri ist auch immer mit Französischen Jesuiten wohl versehen, die sich die Bekehrung der Heyden, die unter Französischer Bottmäßigkeit stehen, angelegen seyn lassen. * Es finden sich überdem noch zwölf andre Mißionen in Madurei und Carnate.

Man

* Damals, vor der Verweisung der Jesuiten aus Frankreich.

Man muß sich aber diese vielen Bekehrungen nicht ärgern lassen *. Sie verdienen weder durch die Mittel, durch die sie

* Wir wollen hier einige Betrachtungen nachhohlen, die der Herr v. Haller bey einer andern Gelegenheit in der *Bibliotheque raisonnée* gemacht hat, (*T. XXXVII.* P. II. p. 277-279.) Man erkennet in denselben, wie in vielen Stellen der vorgetragenen Geschichte von Malabar, den Verfasser der Gedichte über Vernunft, Aberglauben und Unglauben, und über die Falschheit der menschlichen Tugenden. Die Römische Kirche und eine gewisse Gesellschaft hauptsächlich, sagt er, werfen uns alle Tage ihre Mißionen, ihre Märtyrer und ihre Wunder vor. Wir sind sehr entfernet, so wenig Mäßigung zu zeigen, als wie sie: Doch können wir uns nicht enthalten, eine Betrachtung zu wagen, die allzunatürlich und zu gerecht ist. Ist es gläublich, daß Gott zur Bekehrung der Ungläubigen, der nemlichen Art von Leuten sich bediene, die die Clement, Ravillak und Garnet beseelet? die das Blutbad im Veltlin, am St. Bartolomäustage, und in Irrland angerathen, gut geheissen und vertheidiget haben? Die die Könige zwingen, ihre getreuen Unterthanen zu verfolgen? Die die Hände verzweifelter Aufrührer mit Stahl und Feuer bewafnen? Die in ihren Verfolgungen, weder die Kraft der Bündnisse, noch die Ehrerbietung erkennen, die man der Tugend schuldig ist? Die den Königsmord predigen? Wann die Apostel den Argwohn von der allergeringsten dieser Missethaten auf sich gezogen hätten, wären sie nicht der Vorwurf der Verabscheuung des ganzen menschlichen Geschlechtes geworden? Und wäre die Chriliche Religion jemals im Stande gewesen, die Herzen der tugendhaften Heyden zu bezwingen, wann

bewürket werden, noch durch die Folgen davon, daß die Protestanten auf dieselben eifersüchtig seyen. Ich glaube, man könne den Däni=

ihre Vertheidiger nicht die sanftmuths- und geduldsvolle Sittenlehre ihres Herren Jesu ausgeübet hätten?

Man lese, wie ich, die Nachrichten von den Bekehrungen, die die Mißionarien aus dem Jesuiterorden bewürken. Siehet man die Zeichen des Christenthums an denselben? Eifer trift man an, und das ist auch, worinn sich die Neubekehrten hervorthun. Dieser Ausdruck bedeutet einen grausamen Haß, wieder die Protestanten, den ihnen ihre eigennützigen Prediger beybringen. Der P. Charveloix rühmt die gesegneten Würkung dieser Unterrichtungen, und der P. Bouchet führt an der andern Seite des ersten Meridians eben die Sprache. Die Wilden, die den Römischen Glauben angenommen haben, machen sich mit der Communion zu den barbarischen Thaten wieder die unglückseligen Englischen Pflanzer bereit, die ihnen eine unbarmherzige Religion einflößet. Nachdem sie schon fünfzig Jahre in dem Christenthum gelebt haben, fahren sie noch immer fort, ihre Feinde zu verbrennen, auszuschinden, und ihre Häute als Siegeszeichen zurück zu bringen, ohne daß ihre Mißionarien im geringsten etwas darwieder einwenden. Fraget diese Neubekehrte nicht, was sie glauben. Die tiefe Unwissenheit, in welcher man sie läßt, würde sie hindern zu antworten. Haben sie die heilige Schrift gesehen? Kennen sie die Fundamentalgeheimnisse der Verdorbenheit des Menschen, und seiner Gerechtsprechung durch den Gott, der im Fleische erschie=

nen

Dänischen Mißionarien hierüber Glauben zustellen, obgleich dieselben von einer andern Kirche sind. Ihre Nachrichten kommen allzusehr mit dem Zustande der Römischen Kirche in Italien und Spanien überein, als daß man einigen Zweifel in dieselben sezen sollte.

Diese angeblichen Neubekehrten werden auf keine Weise von ihren Priestern unterrichtet, sie hören nichts von dem Evangelio sprechen, und ihnen ausdrücklich zu lesen verboten ist. Die Mißionarien predigen niemals, und lernen sehr selten die Sprache des Landes. Die Messe und der ganze Gottesdienst wird in einer Sprache verrichtet, die dem Volke unbekannt ist. Das Geheimniß von der Erlösung wird gar nicht in ihren Unterrichtungen berühret. Man glaubt, wenn man das *Credo*, das *Pater-noster*, und die Anbetung der J. Maria gelehrt hat, so seyen Christen

nen ist? Die J. Maria beten sie an, sie verehren den heiligen Xavier, und wollen mit Ceremonien, mit Reliquien, mit Gebeten in einer unbekannten Sprache, die göttliche Gerechtigkeit befriedigen. Ich fodere diesen so gelehrten, und so sehr auf seinen Nutzen bedachten Orden aus, mir ein einiges Beyspiel einer wahren Bekehrung anzuführen, einen einigen Wilden, dessen Herz sie gebessert, und den sie zu einem erleuchteten, gerechten, und sanftmüthigen Christen gemacht haben, so wie es die Reinigkeit des Glaubens erfoderte, den sie ihnen ankündigen sollen. U. D. U.

sten gemacht, die freylich eben so erleuchtet, eben so eifrig sind, als die Einwohner von Italien oder Portugall. Oft, damit die tausende der Bekehrten vollzählig werden, nimmt man sich die Freyheit heraus, kranke, oder Fündelkinder, und Leute, die in ihren letzten Zügen liegen, auf das Verzeichnuß der Bekehrten zu setzen, die die Empirischen Catecheten ohne ihr Vorwissen mit Wasser besprenget, und dazu einige zur Austheilung des Sacramentes gehörige Wörter ausgesprochen haben. Oft haben die Heyden unverschämter Weise den Dänischen Mißionariis Geld gefodert; die Römisch Catholischen, sagten sie, würdens uns nicht versagen, wann wir in ihre Kirche gehen wollten.

Die Römischen Mißionen bestehen aus Italiänischen und aus schwarzen Priestern: jener Anzahl ist sehr geringe, diese stecken in der tiefsten Unwissenheit, und besitzen nicht die Fähigkeit, den geringsten Unterricht den Heyden zu geben. Zu diesen kommen noch die Malabarischen Catecheten hinzu.

Die weissen Priester lieben den Pracht und die Hoheit, die der Römischen Kirche so eigen ist. Sie geben den Obrigkeitlichen Personen Geld, damit sie die Erlaubniß haben, auf Elephanten zu reiten. Sie legen sich den Namen von Braminen zu, die von Rom kommen, und deren Kerendum

die

die lateinische Sprache sey. Sie lassen sich ganz ohne bedenken Swámi und Tambiram heissen, Namen, die der Gottheit eigen, und von den Braminen manchmal unrechtmäßiger Weise sich zugeeignet worden sind; die aber die Dänischen Mißionarien beständig ausgeschlagen haben. Die Römischen Priester reisen zu Pferd, und haben die Hoheit ihres Ranges, und das zärtliche Wesen ihres Temperamentes zu erhalten, einen Koch, der ein Bramine ist, hinter sich her. Aber wann diese Priester einerseits hochtrabend sind, so schmeicheln sie doch auf der andern Seite den Heyden auf eine niederträchtige Weise. Sie machen sich kein Bedenken, die Stirn mit gelber Erde, wie die Pandidischen Braminen, zu reiben, und das Ruttirá-Tschan, oder das Halsband von geheiligten Nüssen, und das Ohrgehänge nach der Braminischen Art zu tragen.

Ihre Neubekehrten sind nicht gewissenhafter. Sie behalten, ohne Bedenken, die Vielweiberey bey, die der menschlichen Verdorbenheit so angenehm ist. Es giebet welche, die Vorsteher der Heydnischen Pagoden werden, und zugleich dem Ruttiren und Christo dienen. Ihre Proceßionen gehen mit den Heydnischen auf eben die Tage vor sich, und nichts könnte einander ähnlicher seyn: sie haben gleichfalls Trommeln und Pauken, und verlarvte Tänzer, sie unterlassen

 sen

sen aber gleichmässig, in beyden Religionen, alle Arten von einem moralischen Gottesdienste. Der ganze Unterscheid lieget blos in dem Namen der Götter, deren Bilder herum getragen werden; auch hat es sich zum Glücke gefunden, daß die Namen von Xavier und Maria noch so ziemlich mit den Namen gewisser Heydnischen Gottheiten überein kommen, und daß man sie mit diesen bequem hat verwechseln können.

Die Catecheten der Römischen Kirche sind hier sehr zahlreich. Ein Mißionarius hat wohl dreyßig, die unter ihm arbeiten. Es sind Handwerksleute oder Aerzte, die sich die Stirn mit der geheiligten Asche reiben, wodurch sie den Verfolgungen entgehen, und das Land durchreisen, damit sie jemand mit der Taufe überraschen, oder irgend einen Heyden gewinnen können, der nur andre Götter anzunehmen glaubet, wann er Catholisch wird. Maria, sagen diese guten Apostel, ist wohl weit grösser als Christus, dann in dem Pater sind hundert und fünfzig Gebete an sie gerichtet, und zu Ehren ihres Sohnes erscheinen nicht mehr als drey und dreyßig.

Diese einfältigen Leute treiben eine vortheilhafte Handlung mit Reliquien, die sie mit grossem Vortheil vergeben; es sind papierne Maasse von dem Fusse Jesu Christi, mit

mit denen ein Ablaß von sieben Jahren verknüpfet wird: eben solche Maasse von dem Fusse der Maria, die dem heiligen Alfonsus erschienen ist, und andre Merkwürdigkeiten, deßgleichen man in den Erzählungen des Bocaccio nachschlagen kann.

Die Teufel treiben sie auf eine ganz einfache Weise, mit starken Stockschlägen aus, eine Cur, die sie den Bedienten der Tollhäuser nachthun.

Die Buchdruckerey ist seit langer Zeit in Goa verabsäumet worden. Man giebt sich die Mühe nicht mehr, die man von der Unterrichtung nicht trennen kann; und wann man sonst letzthin eine Presse zu Manilla gehabt hat, so ist sie doch nur für eine Schrift wieder die Protestanten gebraucht worden, die nach der bekannten Wahrheitsliebe der Römischen Kirche eingerichtet war.

Christen von dieser Art machen dem Evangelio keine Ehre; und Friedrich sah nichts desto weniger Koromandel für ein Land an, wo Christus noch gar nicht geprediget worden wäre.

Dieser König ließ den 29. November 1705. die Herren Bartholomäus Ziegenbalg und Heinrich Plütschau abreisen, die sich der Bekehrung der Ungläubigen wiedmeten. Herr Lütgens, ein Gottesgelehrter, dessen

Angedenken in Dänemark verehret wird, hatte diese Wahl getroffen.

Der erste dieser Geistlichen, der wahre Indianische Apostel *, scheint ein Mann von einer unveränderlichen Standhaftigkeit, und von einer einnehmenden Beredsamkeit gewesen zu seyn. Er hatte einen feurigen Eifer für die Religion, die er allen Vortheilen vorzog, die die menschliche Klugheit geben kann. Er war ein Mann von einem melancholischen Temperamente, das sich ganz einer einzigen Sache ergiebt, und sich allein mit dem Vorwurfe beschäftigt, den es sich zu befolgen, genommen hat.

Seine Reise war glücklich. Er langte zu Trankenbar den 9. Julius 1706. an. Hier befand er sich in einer neuen Welt, wo die abergläubischen Ceremonien der Heyden unter seinen Augen vorsich giengen, ohne daß es denselbigen ein einziges Wort entgegen setzen konnte.

Die zwey Mißionarien mußten den Anfang mit Erlernung zweyer Sprachen machen, die eine war die Portugiesische, die an-

* So nennet ihn der Herr de la Croze, weil er der erste ist, der das Evangelium in die Malabarische Sprache übersetzet, und zuerst den Namen Jesu Christi ohne eingemischte Fabeln gepredigt hat.

andere das auf Coromandel gebräuchliche Tamulische. Die Portugiesische Sprache, wie sie in Indien geredet wird, ist ein verdorbenes Mischmasch, der einige Ueberbleibsel der Eroberungen, die diese Nation vormahls gemacht hatte, eine Sprache, die sich zu dem wahren Portugiesischen, wie die sogenannte Lingua Franca zum Italiänischen verhält. Es ist die ordentliche Sprache der Sclaven und der Soldaten der Compagnie, davon ein grosser Theil aus braunen Portugiesen besteht, die von den erstern Bezwingern von Indien herstammen, und deren viele lieber in dem Lande haben bleiben wollen, wann schon andere Nationen sich ihrer festen Plätze bemächtigt hatten.

Das Malabarische ist den Europäern sehr schwer; Baldaeus und Geddes haben ihnen alle Hofnung abgesprochen, und versichert, es seye unmöglich diese Sprache zu erlernen, wenn man nicht im Lande gebohren ist. Die Römischen Mißionarien nehmen selten die Mühe mit einem so beschwerlichen Werke sich abzugeben: Und in der That wie soll man diese Sprache lernen? Herr Ziegenbalg fand nicht einen einzigen Europäer, der genug Malabarisch verstund, daß er eine Uebersezung hätte schreiben können, er traf auch kein Buch an, das ihm zu einer Anleitung gedienet hätte. Er fand einen einzigen Weg zu seiner Unterrichtung

vor sich, einen Weg, der für einen jeglichen Menschen allzudemüthigend wäre, der einen andern Zweck vor sich hätte, als den Dienst des Evangelii. Er machte mit einem Malabarischen Schulmeister einen Vertrag, und setzte sich zu seinen Füssen unter eine Schaar von Kindern nieder, die bey ihm lesen und schreiben lernten. Er lernte da auf dem Sande Characteren schreiben, davon man ihm wohl die Aussprache begreiffen half, deren Deutung ihm aber unbekannt blieb, und nahm das nehmliche Tagwerk über sich, das dieser nackten Jugend aufgetragen wurde. Was für eine Einfalt! Wie standhaft muß man nicht seyn, sich so weit zu erniedrigen! Dann nichts wiedersteht dem angebohrnen Stolze des Menschen so sehr, als was uns lächerlich macht.

Die Begierde des Herrn Ziegenbalgs war so groß, daß er in weniger als einem Jahre die Malabarische Sprache so wohl erlernte, daß auch die gelehrtesten Leute in diesem Lande die Zierlichkeit seiner Ausdrücke bewunderten. Von dieser Zeit, und vom Jahr 1708. an, bemühte er sich das Evangelium zu übersetzen, kam damit im Jahr 1711. zum stande, und ließ es im Jahr 1714. in Trankenbar drucken. Er setzte auch ein Wörterbuch von zwanzig tausend Wörtern auf, und ein anderes, wo er siebenzehntausend Wörter in Ordnung gebracht

hatte,

die aus den Dichtern gezogen waren. So bald er reden konnte, bediente er sich dieser neuen Gabe allein zur der Ausbreitung des Christlichen Glaubens. Er fand sich bey den Heydnischen Festen, in den Pagoden, bey den geheiligten Teichen, und überhaupt an allen Orten ein, wo sich die Heyden versammelten. Da beschämte er die Braminen, indem er ihnen das lächerliche ihrer Götterlehre zeigte, und erweckte die Verwunderung bey den Heyden, die niemals einen Menschen hatten reden hören, wie dieser Deutsche Priester sprach. Oft hielten die vornehmsten Gelehrten, aus den Heyden und Mahometanern, ordentliche Versammlungen, und disputirten mit ihm der Ordnung nach. Die Reinigkeit der Christlichen Sittenlehre hat einen Glanz, der auch die härtesten Herzen der Barbaren einnimmt. Man sah, wie die Pandarame, die Lewi, (die Mahometanischen Priester), und die Braminen, die Kraft der Wahrheit empfanden, und nicht anders als stammelnd antworten konnten. Alle diese Gespräche sind nach den Aufsätzen abgedruckt, die Herr Ziegenbalg auf der Stelle abfassen ließ, und die für die männliche Beredsamkeit dieses Mißionarii sehr rühmlich sind.

Man weiß, daß die Mahometaner fast unverbesserlich sind, und daß sich wenig Exempel von Bekehrungen finden, die unter ihnen gewürket

gewürket worden wären. Ihre Religion ist von dem Fabelhaften etwas mehr befreyet, da die Priester dasselbe mehrentheils zu Allegorien machen, eben deßwegen scheint sie nicht unvernünftig genug, daß sie darüber erröthen dürften. Sie glauben an einen Gott, sie glauben, demselben die schuldige Ehre zu erweisen, und bilden sich ein, dieses seye ihm zu gefallen genug. Ihr Fundamentalfehler ist, daß sie die äusserste Verdorbenheit des Menschen nicht erkennen, und sich schmeicheln, der Mensch könne sich selbst mit der Gottheit aussöhnen. Ueberdem macht sie ein gewisser äusserlicher Glanz ihrer Religion stolz, weil sie in Europa, Asien und Africa mächtig ist, es pflanzet ihnen eine unbillige Verachtung gegen die demüthige Wahrheit des Evangelii ein.

Die Malabaren sind viel unterwürfiger und biegsamer. Sie kamen von allen Seiten her, das wahre Gesetz anzuhören, dann sie gaben ihm diesem Namen. Die Braminen selber nahmen mit Sanftmuth die Unterichtung der Mißionarien, und sogar die Vorwürfe an, die man ihnen über ihre schändliche Gleichgültigkeit für das Heil ihres Volkes machte. Sie bekannten mehr als einmal, es fehle ihnen die wahre Weisheit, und ihre Ceremonien, und ihr Götterdienst, haben keinen andern Endzweck, als ihre Familien zu ernähren. Wie groß ist nicht diese Demüthigung an Priestern! Was für Pein, was

für

für Marter würde man nicht erfinden, den Uebermuth desjenigen zu bestrafen, der sich unterstünde, den Vorstehern der Römischen Kirche diesen Vorwurf zu machen, die doch gewiß weit mehr Macht und Einkünfte besitzt, als die Braminen.

Ziegenbalg und Plutschau erfuhren bald, daß es ihnen leicht sey zu überwinden, aber daß Siege nicht Eroberungen sind.

Herr Bourguet * räth ihnen in einem merkwürdigen Brief an, den er dem Herrn Ziegenbalg zuschrieb, sie sollten die Bekehrungen mit einem aus der Natur hergenommenen Erweise des Daseyn eines Gottes anheben.

Diese Ueberzeugung mangelt den Heyden nicht, und in übrigen ist die Absicht nicht, sie blos zu beschämen, sondern sie müssen gebessert werden. Dieses ist die grosse Hinderniß bey der Bekehrung, und der wahre Unterscheid zwischen der Arbeit der Römischen und Trankenbarischen Mißionen. Die Catholicken suchen nur zu bereden, die Protestanten wollen die Menschen unterrichten und sie bessern.

Der

* Man findet denselben in dem 2ten Theile der *Amanitat. Literar.* des Herrn Schelhorn.

Herr Ziegenbalg wiederholte alle Tage die traurige Erfahrung, daß eben die Leute, die so sehr von seinen Predigten gerühret, und durch die Vortreflichkeit der Christlichen Sittenlehre so innig überzeuget waren, nichts destoweniger Heyden blieben. Es erfordert mehr, als man wohl gläubt, einem verdorbenen Herzen dasjenige zu entreissen, was seine Lust gemacht hat; einen Menschen, der von Natur träg ist, zu bewegen, sich dem Hasse der Seinigen, und der Armuth bloß zu setzen; und sich seinen liebsten Lastern zu entziehen, einzig und allein, weil das Gewissen überzeuget ist. Die Malabaren bekannten insgemein am Ende ihrer Unterredungen, sie lebten in der Sünde, und in der Unwissenheit; Herr Ziegenbalg lehre den wahren Weg zum Heile, aber sie blieben dabey, es seye ihnen nicht möglich, diesen Weg zu betreten, da er überdem nicht der einzige seye; da man der Gottheit durch die Mildthätigkeit und die guten Werke gefallen könne, der äusserliche Gottesdienst möge dann seyn, wie er immer wolle: und endlich geben sie vor, sie lebten in solchen verdorbenen Zeiten, in welchen man sich der Sünde nicht erwehren könne.

Diese traurigen Erfahrungen brachten den Herrn Ziegenbalg dahin, eine andere Lehrart zu versuchen, die den Römischen Mißionarien unbekannt war, und sich mit ihrem

ihrem Stolze nicht vergleichen ließ. Er nahm sich vor, aus den Händen der Unschuld sich Kinder zu wählen, deren Herz noch nicht Zeit gehabt hatte, sich zu verderben, und nicht eher von ihnen zu weichen, als bis er sie in den Armen der wahren Religion verlassen konnte. Mit einem Worte, Herr Plütschau und Er machten öffentlich bekannt, daß sie unentgeldlich Schule halten wollten, wo allerhand Kinder aufgenommen, und daselbst lesen, schreiben, rechnen, und alles lernen sollten, was man von der Kindheit verlangen kann.

Der Zulauf bey diesen Schulen war ungemein groß. Schon im Jahre 1714. waren derselben in der Stadt und in den umliegenden Gegenden vier und zwanzig, und fünfhundert fünf und siebenzig Kinder wurden in denselben unterrichtet. In diesen Anfängen, da die Mißionarien keine andern Gehülfen als die Heydnischen Schulmeister hatten, konnten sie die Kinder nichts lehren, als die Sittenlehre, und einige aus der Bibel gewählte Sprüche, deren Vortreflichkeit den Heyden selbst gefiel. Aber nach und nach fanden sie Mittel und Wege, die Schulmeister selbst zu überzeugen, und die Herzen der Kinder zu gewinnen; und diese Anordnung trug am allermeisten zu der Fortpflanzung des Evangelii bey. Die Malabaren selbst bewunderten die Gutthätigkeit, die die-

se erleuchteten Vorsteher ihrer Schulen beseelte, und zählten dieselben unter die alleredelsten Werke.

Man ließ es aber nicht einzig bey den Schulen bewenden. Herr Ziegenbalg trat mit den Braminen und Pandaramen in einem Briefwechsel ein, er kündigte denselben den Weg zum Heile an, und diese gaben ihm anderseits von ihrer elenden Mythologie Nachricht. Man hat zwey ganze Bücher von diesen Briefen, die sehr merkwürdig und lehrreich sind. Man sieht in denselben das innere Gemüth der Nation, so wie es die Natur selbst entworfen hat. H. Ziegenbalg übernahm auch noch, öffentliche Unterweisungen für die Sclaven und Kinder der Christen zu halten, und sparte nichts, was zu der Erleuchtung dieser armen Leute dienen konnte, die in der Unwissenheit aus Mangel der Prediger und Schulen waren auferzogen worden. Die Die Herren Ziegenbalg, Schulze, Preßier, und einige andre von ihren Nachfolgern begnügten sich nicht mit der stillen Bemühung, in den Schulen, Unterweisungen und Zusammenkünften; sie thaten verschiedene Reisen mit vieler Mühseligkeit in das innere des Landes, und kündigten das Evangelium an Oertern an, wo es gänzlich unbekannt war. Dann ist es das Evangelium, das die Römischen Mißionarien predigen? Ist Jesus Christus in die Welt gekommen, uns von

Ro=

Rosenkränzen, von Ave Maria und Bildern zu unterrichten?

Tausend und tausend Hindernisse wurden ihren gottseligen Bemühungen in den Weg geleget. Die erste kam von denjenigen her, die ihnen beyspringen sollten. Der Dänische Commandant wiedersetzte sich der Mission, er that alles, was in seinem Vermögen war, ihren Fortgang zu hindern, er ließ es so gar zu einem offenbaren Ausbruche kommen, und setzte den Herrn Ziegenbalg in dem Schlosse gefangen, der, feuriger als sein Mitarbeiter, die Sache mit dem meisten Ernste betrieb.

Es finden sich unter allen Nationen Vorurtheile. Die Malabaren haben die ihrigen, die nicht geringer sind, als diejenigen, die man bey den Mittägigen Völkern von Europa antrift. Sie haben eben die Ehrfurcht für das vorzügliche Alter ihrer Religion, eben die Zuneigung zu nichts verbessernden Ceremonien, eben das Vertrauen auf ein selbstverleugnendes Leben, und auf die guten Werke. Sie haben ausser dem einen unendlichen Widerwillen wieder das, was sie Unreinigkeit nennen. Ihre Gelehrten wissen den Mißionarien nichts vorzuwerfen, als ihr Wein trinken, ihr Kuhfleisch essen, die Vermengung der Casten, und die Unterlassung der Ceremonialischen Abwaschungen.

Diese Vorurtheile würkten mit mehrerer Macht nach dem Verhältnisse der angebohrnen Trägheit dieser Nation, die sehr leicht anhöret und mit Ja beantwortet, aber fast ganz und gar nicht mit Gründen in Bewegung gesetzet wird.

Die Braminen begriffen nur allzusehr die Vortreflichkeit unserer Sittenlehre, und die Anständigkeit unsrer Gedanken von dem obersten Wesen; aber sollten sie ihre Pagoden, den einzigen Unterhalt für Leute verlassen, die allzuadelich sind, etwas zu lernen.

Die Wahrheit blieb ohne Würkung, und der Bramin gieng hin, eben die Götter zu verehren, die er blos vorher für Steine erkannt hatte.

Die Verfolgung hat zu allen Zeiten die Predigt des Evangelii begleitet. Die Bekehrten mußten sehr bald alle Arten derselben ausstehen. Die Handwerke sind durch ganz Indostan in den Familien erblich. Die Heyden machten ein neues Gesetz, einen jeden aus ihrem Mittel zu stossen, der ein Protestant geworden wäre; dieses war ein Bann, der einen Menschen auf einmal der Möglichkeit beraubte, sein Handwerk auszuüben, und von seinen nächsten Anverwandten einige Hülfe zu hoffen. Die Catholicken hatten diese neue Strafe unter

dem

dem Vorwande erfunden, daß die Neubekehrten aus Trankenbar meistentheils Pareier wären: folglich würden diejenigen von einem erhabnern Stamme, die dem Dänischen Glauben beysielen, sich verunehren, und selbst Pareier werden.

Die Kraft des Vorurtheiles ist hier so groß, daß die niedrigern Classen ohne Widerwillen sich dem stolzen Unterscheide ergeben, der sie den Edlern unterwirft, und würklich noch, da viele tausend Heyden das Evangelium angenommen haben, darf man doch nicht einen Catecheten, der sich durch seine Arbeit hervorgethan hatte, zum Priester ordnen, einzig und allein, weil er ein Pareier ist, und die Suttiren niemals das Abendmahl aus seiner Hand empfangen würden.

Diese Verfolgung gieng bey den Catholicken wohl viel weiter. Die Heiden rissen zwar die Schule zu Tillearhi nieder, obgleich dieselbe auf dem Dänischen Boden erbauet war: aber jene begnügten sich nicht, Steine um zu reissen. Sobald als die Dänische Mißion in dem Lande bekannt war, so schrieb Beschi, ein Mißionarius zu Elacuritschi aus, man müsse mit den Ketzern nicht einmal sprechen, und befahl, man sollte ihre Cathecheten mit Prügeln abweisen. Er ließ die Protestantischen Bücher und die Namen

einiger Personen aus seiner Kirche verbrennen, die zu Trankenbar das Abendmahl empfangen hatten. Da die Uebersetzung des Evangelii heraus kam, begieng er die Niederträchtigkeit auszustreuen, man lasse in demselben zu, seine eigene Schwester zu heyrathen, weil man in der Epistel an die Corinther die Ausdrücke des Paulus beybehalten hatte. Man erlaubte sich lächerliche Verläumdungen wider Luthern, der, wie man sagte, als einer der zwölf Apostel des Pabstes, sich wieder denselben empöret habe, weil er wegen Schändung einer Jungfrau zur Strafe hätte gezogen werden sollen.

Auch hierbey bleiben die Römischen Priester noch nicht stehen, das Blut der Ketzer ist ihnen viel zu angenehm, als daß sie dasselbe nicht überall, wo sie im Stande sind den Meister zu spielen, vergiessen sollten. Zu St. Thomas ertapten sie einen neubekehrten Protestanten, und legten ihn in Bande, um mit demselben an einem Auto-da-Fe zu Goa prangen zu können. Die Mahometaner, auf deren Gebiete sie diese Grausamkeit begangen hatten, bekamen zu allem Glücke Nachricht davon, und befreyten diesen Unglückseligen. Rajanaiken, ein eifriger Catechete, war sehr oft in Gefahr, von ganzen Schaaren aufrührischer Catholicken, die ihre Catecheten zu Anführern hatten, ermordet zu werden. Sein Vater verlohr in einem andern Auflau-

se, der durch die dieser Kirche so eigene Wuth war erreget worden, würklich das Leben. Josua, ein Protestantischer Catechet, brachte das Seinige mit Noth aus den Händen dieser Mörder davon, die ihn für todt auf dem Platz gelassen hatten.

Die Reisen durch das Land sind hier mit vielen Beschwerden begleitet. Der König von Tanschaur ist auf einen jeden Weissen sehr eifersüchtig, der durch seine Staaten geht. Man trift bey jedem Dorfe Zöllner an, die die Europäer auf die unbarmherzigste Weise mit Auflagen beschweren: sie thun noch mehr, sie halten sie an, bis man durch schweres Geld ihre Befreyung von dem Hofe zu Tanschaur erhalten hat, welches ohne eine Menge Geschenke niemals geschiehet. Die Hitze des sandigten Landes, und der Sonne, die viel stärker ist als bey uns, der Mangel an einer Europäischen Zubereitung der Speisen, sind gleichfalls Hindernisse, die ohne eben unübersteiglich zu seyn, dennoch abschrecken können.

Der Mangel an Arbeitern ist aber eine weit grössere Hinderniß. Was konnten doch zwey Menschen unter so vielen tausend Heyden thun, die sich nur einer nach dem andern ergaben, nachdem man sie zwanzig mal überzeuget hatte.

Auch die Armuth der Mißion war der Aufnahme derselben hinderlich. Man muß unumgänglich die Kinder der Armen ernähren, wann man sie unterrichten will; und diejenigen Erwachsenen, die sich unterweisen liessen, waren unvermeidlich verbunden, ganze zwey Monate in Trankenbar zu verbleiben, wo sie sich nicht anders, als durch die Gutthaten der Mißion, erhalten konnten. In den ersten acht Jahren war die Armuth der Missionarien sehr groß; sie befanden sich daher ausser Stand, im geringsten etwas zu unternehmen, das eine Auslage von Geld erforderte. Sie hatten nichts, als ihre Pension von 200 Thalern, davon mehr als die Hälfte zum Unterhalt der Schule angewandt wurde; und die Beysteuern, die man ihnen aus Europa zusandte, giengen durch Schiffbrüche und andre Zufälle verlohren.

Alle diese Beschwerlichkeiten verminderten den Eifer des Herrn Ziegenbalgs im geringsten nicht. Er hatte die Zeit seines Lebens der Bekehrung der Heyden gewidmet, was konnte ihm mehrers wiederfahren, als sein Opfer mit dem Tode zu vollenden? Die Mißionarii wandten im Jahre 1707. eine Hälfte ihrer Pension zu Erbauung einer Kirche an, die man Jerusalem nannte, und die seit der Zeit von neuem wieder auf eine Art erbauet worden, die des Gottes, den man in derselben anbetet, minder unwürdig war. Ein andrer

Theil

Theil ihrer Besoldung war zum Dienst der Schulen gewidmet, und sie behielten für sich selbst nicht mehr, als was sie hindern konnte, Hungers zu sterben.

Der göttliche Seegen belohnete ihre Beständigkeit. Das Bestreben der Mißionarien die Heyden zu unterweisen, die Reinigkeit der Lehre, die sie predigten, und ihre erhabene Einsicht, pflanzten den Malabaren eine tiefe Ehrerbietung für so tugendhafte und so erleuchtete Priester ein. Zwar hat noch kein Bramine sich dem demüthigen Evangelio ergeben, das den König mit dem Hirten in eine Reyhe setzet; aber Pandarame, und Dichtern erkannten nach und nach die Wahrheit des Christlichen Glaubens, und das gemeine Volk gab die meisten Proselyten her.

Die Catholicken sollen hierüber nicht triumphiren. Jesus Christus selbst bekehrte nur, was arm und verachtet war, und die Schriftgelehrten legten ihm keinen Glauben bey, da er doch mit der Kraft Wunder zu thun, und mit den Vollkommenheiten seines himmlischen Vaters ausgerüstet war.

Sie sollen auch über die Allmosen der Protestanten keine Verläumdungen ausstreuen. Diese kaufen ihre Neubekehrte nicht für Reiß; ihre Capitalien sind zu geringe, zu solchen Ausgaben zuzureichen, und die Auf-

richtigkeit ihrer Nachrichten ist viel zu groß, als daß man ihnen nicht Glauben beymessen sollte, wann sie die Mittel erzählen, deren sie sich bey ihren Bekehrungen bedienen.

Im Jahre 1712. hatten sich schon hundert und siebenzehen Malabarische Heyden zum Christlichen Glauben bekannt. Die Arbeit der Herren Ziegenbalg und Plütschau wurde bald in Asien und Europa bekannt; und die Ehrerbietung, die sich diese Apostolischen Männer zuzogen, brachte ihnen von allen Seiten her eben so starke als unverhofte Hülfsmittel zu. Der König von Dänemark bewilligte im Jahre 1711. eine jährliche Zulage von 2000 Thalern auf der Stelle zu beziehen, die den Bedürfnissen der Mißion abhelfen sollte, und oft verdoppelten ausserordentliche Geschenke diese Summe.

Die Gottseligkeit des jetzt regierenden Königes (Christian des VI.) hat dieses so überaus rühmlich und christlich angelegte Capital vermehret.

Deutschland wurde durch die Nachrichten, die man in Halle von der Mißion bekannt machte, beweget, und schicklich im Jahr 1709. an, grosse Summen zum Unterhalte derselben hin.

Engelland aber that am meisten für die Fortpflanzung des Evangelii. Vom Jahr

1709.

1709. an, wußte die Gesellchaft zu Fortpflanzung des Christlichen Glaubens freygebige Hände zu finden, die Herrn Ziegenbalg kräftig unterstützten; und die Summe, die man ihm im Jahre 1713. aus Engelland schickte, belief sich auf tausend ein hundert vier und neunzig Pfund Sterling, eine Summe, die bey weitem die ganze jährliche Einnahme der Mißion übersteiget, so wie sie seit einigen Jahren gewesen ist.

Man sah mit Vergnügen die Protestanten endlich von ihrer Schlafsucht aufwachen. Man gab den Herrn Plütschau, der nach Europa zurückgekommen war, tausend Zeichen der Achtung, die man für ihn trug, und man hat niemals aufgehöret, die Dänischen Mißionarien, die von dieser Zeit an, sich mehrentheils über Engelland, und auf Schiffen von dieser Nation, nach Indien begeben haben, mit allen Arten von Gunstbezeugungen zu überhäufen. Man schenkte ihnen auch eine Portugiesische Druckerey, die von den Franzosen in Rio de Janeiro, im Jahre 1711. weggenommen, ihnen abgekauft, und nach Trankenbar gesandt wurde. Bey dieser Gelegenheit theilte man 250. Exemplare von einer in London gedruckten Portugiesischen Uebersetzung des neuen Testaments in Brasilien unter die Portugiesen aus, die für

ihre

ihre Nation hierdurch die erste Gelegenheit erhielten, das Evangelium zu lesen.

Engelland hat seit der Zeit mit Macht fortgefahren, die Mißion von Trankenbar zu unterstützen. Die Mißion zu Madras, die der Herr Schulze angefangen hat, und die zu St. David, die von dem Herr Sartorius herkömmt, wird einzig aus Engelland unterhalten, und in den letztern Jahren sind diese Mißionen noch auf eine besondere Weise der Vorwurf ihrer Mildthätigkeit geworden.

Zwey Erzbischöfe von Canterbury, Tennison und Wake, gaben das Exempel einer aufzunehmenden Steuer; die hohe Schule von Cambridge folgte diesem gottseligen Beyspiele, und König Georg I. beehrte die Mißionarien mit einem von seiner Königlichen Hand geschriebenen Briefe.

Man siehet mit Vergnügen die Reformirte Religion sich vor allen Kirchen in der Welt, durch ihre Entfernung von allem Eigennutzen, und durch die Billigkeit hervorthun, die sie gegen die übrigen Religionen ausübet. Was für eine andre Kirche hat jemals ihre Schätze eröfnet, um Bekehrungen zu veranstalten, die würklich nicht für sie waren. Sie ist unendlich mehr gemäßiget, sie ist weit klüger, als die andre Protestantische Kirche, und sieht sich selbst, als die aller-

lerreineste an, ohne ihre Schwester zu verdammen, wann sie etwas zu viel von den Ceremonien und andern Grundsätzen der Römischen Religion beybehalten hat. Sie ist so nachsichtig gegen diese kaltsinnige Schwester, daß sie ihre Arbeiter zu Ebenetzer, zu Cudulur, zu Madras (zu Tirutschinapalli und zu Calcutta) unterhält, und niemals unterlassen hat, auf das zärtlichste an den Unglücksfällen Theil zu nehmen, die die Lutherische Kirche auszustehen gehabt hat. Wie groß wäre das Glück der Protestantischen Kirche nicht, wann die Lutheraner allemal eben so wären gesinnet gewesen! Zweymal haben die Lutherischen Fürsten in Deutschland die Erzbischöfe von Cölln lassen zu Grunde gehen, die die Reformirte Religion ergriffen hatten, und Sachsen half Friederich, den König in Böhmen, blos deswegen vom Throne stürzen, damit seine Religion nicht einzig den Nutzen eines glücklichen Erfolges genösse.

Tausend Dinge fehlten damals der Mission, und hauptsächlich war ein eigentlicher Begriff von ihren Arbeitern nöthig. Herr Plütschau kam zuerst nach Europa zurück, Herr Ziegenbalg folgte ihm nach, der in Deutschland, in Engelland und Dännemark die Könige, und die Vorsteher der Kirche von dem wahren Zustand der Mißion belehrte. Er fand Leute aus seiner Religion, die eifersüchtig genug waren, ihm bey allem dem,

nichts

nichts als weltliche Absichten zuzuschreiben, da doch sein Einkommen auf zweyhundert Thaler eingeschränket war, davon er nur die Hälfte sich zukommen ließ, und für eine so geringe Summe Europa und sein Vaterland verlassen hatte. Er trat im Jahr 1714. seine Reise an, da unterdessen Herr Gründler die Schulen besorgte. Er hatte, ehe er sich auf den Weg begab, eine vollkommene Vergebung alles dessen unterschrieben, was er von den Verfolgungen des Commandanten auszustehen gehabt hatte, und er hielt so wohl sein Wort, daß man kaum noch eine Spur davon in den spätern Nachrichten antrift. Seine Reise hatte gänzlich den guten Erfolg, den er erwarten konnte. Friederich IV. gab ihm vor Stralsund, das er belagerte, ein gnädiges Gehör, und ertheilte ihm seinen Königlichen Schutz. Neue Missionarien wurden erwählet, ihm in seiner Arbeit behülflich zu sein. Man richtete im Jahr 1715. in Coppenhagen ein Collegium zur Fortpflanzung des Glaubens auf, unter welches seit der Zeit die besondere Aufsicht der Mißion gekommen ist. Herr Ziegenbalg kam mit Ehrenbezeugungen und Beysteuren aller Nationen, deren Länder er durchreiset war, überschüttet, im Jahr 1716. nach Trankenbar zurück, um daselbst das Opfer seines Lebens zu vollbringen.

Die Sachen nahmen nach seiner Zurückkunft eine ganz andre Gestalt an. Man besaß schon zwey Druckereyen, dann Deutschland hatte eine für das Malabarische hergegeben. Man ließ die Pressen für die Bekanntmachung des Evangelii und die Ausgabe solcher Bücher arbeiten, die zur Bekehrung der Heyden bestimmet waren. Man streute durchgehends drey sehr kurze Tractaten aus. Der erste hatte zur Aufschrift: Brief an die Malabaren. Der zweyte: Der Weg zum Heile; und der dritte: Wiederlegung des Heydenthumes. Diese Bücher, und noch mehr das allen Menschen nunmehr verständlich gemachte Evangelium, hatten eine bewunderungswürdige Würkung. Die Catholicken so gar wurden ihren Priestern zum erstenmal ungehorsam, und kamen, dieses Evangelium zu begehren, das sie, ohne es zu kennen, zum Grunde ihrer Religion angenommen hatten.

Herr Ziegenbalg machte sich wieder an die Malabarische Uebersetzung der ganzen heiligen Schrift, die erst im Jahre 1725. durch Herrn Schulzen zum Stande gebracht wurde. Er catechesirte öffentlich mit den Kindern, um gewissermassen die Heyden zu zwingen, das Evangelium anzuhören. Er machte eine vortrefliche Einrichtung in allen Gottesdienstlichen Verrichtungen; und Herr Stevenson, ein Englischer Geistlicher, der nach

nach Trankenbar kam, den Herrn Ziegenbalg zu besuchen, spricht mit Verwunderung von von der Anständigkeit des Gottesdienstes, und der guten Ordnung, die er bey allen Evanlischen Bemühungen angetroffen hatte.

Herr Ziegenbalg wurde von dem Könige mit dem Titel eines Probstes beehret, den er bis hieher allein unter den Mißinarien getragen hat, und drey neue Gehülfen kamen aus Europa an, da der Tod ihn in seinem sechs und dreyßigsten Jahre den 23. Hornung 1719. hinwegraffte. Herr Gründler, sein getreuer Gehülfe, der sich insbesondere der Besorgung der Schulen gewidmet hatte, überlebte ihn nur um ein Jahr, und hatte blos noch Zeit, Herrn Schulzen den Priesterorden zu ertheilen, der der älteste und bemühteste von den drey neuen Dienern des Evangelii war.

Diese zwey Todesfälle zernichteten gewissermassen die Mißion. Die neuangekommenen Lehrer fanden sich in eben dem Zustande, in dem die Herren Ziegenbalg und Plütschau bey dem Anfange der Mißion gewesen waren. Sie mußten die Sprachen lernen, und einen Grundriß ihrer Arbeit entwerfen, wozu sie keine andre Beyhülfe, als in den Büchern ihrer Vorgänger fanden. Die Schulen wurden zerstreut, weil unter den Schulmeistern und den Mißionarien keine Ver-

Verbindung übrig war; da diese sich jenen nicht verständlich machen konnten. Diese Abnahme der Kräfte der Mißion daurte verschiedene Jahre hindurch, und die Bekehrungen beliefen sich im Jahr 1724. nur auf acht und zwanzig. Herr Schulze war nicht im Stande, allein den Pflichten der Mißion zureichend abzuwarten, die ganz einzig bis 1725. auf ihm ruhten.

Die Catholicken erfreuten sich schon über den nahen Untergang der Ketzerischen Mißionen. Aber diese Freude währte nicht lange, und das Evangelium ist erst seit diesen gefährlichen Zeiten am allermeisten ausgebreitet worden.

Herr Schulze übte seine Pflichten mit einem grossen Eifer aus, er that verschiedene Reisen auf der Küste, und trat mit Telungu-Rascha, dem Oheime des Königs von Tanschaur, der viele Achtung für ihn bezeugte, in einen Briefwechsel ein. Die Uebersetzung der heiligen Schrift brachte er im Jahr 1725. zum Stande; und es kamen neue Arbeiter, in einer grössern Anzahl, dem wankenden Gebäude der Mißion wieder aufzuhelfen.

Gott wußte auch noch andere Wege zu der Ausbreitung des Glaubens zu eröfnen. Er begeisterte Malabaren, Catholische Malabaren, zu nüzlichen Werkzeugen desselben.

Das Evangelium drang bis in Tanschaur durch die Bemühungen des Rajanaiken durch, eines Mannes, der in der Römischen Religion gebohren war, und der eifrigste unter den Protestantischen Catecheten wurde. Aaron und Diogo, die man aus den Malabaren nahm, wurden tüchtig genug erfunden, das Evangelium zu verkündigen, und der erstere im J. 1733. und der andere in 1741. zu Priestern angenommen. Diese Mißionarien, die aus den Einwohnern selbst hergenommen waren, hatten zu Trankenbar ihre Unterweisung über die Grundsätze des Glaubens, und die Apostolischen Pflichten eines Priesters, erhalten. Man ließ sie durch verschiedene Staffeln gehen, und erhob sich nach und nach zu schwerern und ansehnlichern Bedienungen. Man gab ihnen Predigten, die ins Malabarische übersetzt waren, und Diogo lernte so viel Deutsch, daß er sich die vortreflichen, in dieser Sprache über die ausübende Gottesgelehrtheit geschriebenen Werke, zu nutzen machen konnte.

Die Braminen fanden sich von allen Seiten her beschämt, und die Römisch Catholischen wurden gerühret. Beschi selbst, der als ein wahrer Priester der Römischen Kirche seiner Heerde befohlen hatte, die Ketzer zu ermorden, wurde durch die mildthätigen Bemühungen des Rajanaiken für einen sterbenden Römischen Catecheten, der

wie-

wieder ihn am allermeisten war erboßt gewesen, gezwungen die Güte zu erkennen, davon er selbst kein Beyspiel gegeben hatte; und die Mißionarien empfiengen einen Brief von ihm, durch den Beschi die Belohnung ihres gemeinsamen Meisters ihnen verhieß, unter dem sie alle arbeiteten; es waren seine eigenen Ausdrücke.

Herr Preßier, ein neuer Mißionarius, dessen Leben allzukurz gewesen ist, wurde zweymale eingeladen nach Tanschaur zu dem Prinzen Telungu-Rascha zu gehen, und von demselben mit vielen Ehren- und Freundschaftsbezeugungen empfangen. Ein grosser Pandaram, der einen erhabenen Rang unter den Heydnischen Priestern hatte, bat sich seine Freundschaft aus, und man sah mit Erstaunen die vornehmsten Braminen ihr hohes Ansehen vergessen, und die Evangelischen Predigten der Mißion anhören. Ein Heydnischer Priester, den man für einen Zauberer hielt, bekannte sich zur Wahrheit im Jahr 1727. und übergab den Mißionarien die Werkzeuge seiner Betriegereyen.

Herr Dal legte sich einzig auf das Portugiesische. Er gab verschiedene erbauliche Bücher heraus, die er in diese Sprache übersetzet hatte, und hundert der vornehmsten Lieder der Lutherischen Kirche wurden zum Dienste des Volkes in Portugiesische Lieder verwandelt.

delt. Die Mißion dähnte sich aus, und war im stande Colonien anzulegen. Herr Schulze gieng im Jahr 1726. nach Madras, daselbst eine Schule wieder aufzurichten, die man zum Dienste der Malabaren unter dem Herrn Ziegenbalg aufgerichtet hatte, und die nach der Zeit aus Mangel der Arbeiter war verlassen worden. Er erlernte da die Warugische Sprache, und übersetzte in dieselbe im Jahr 1732. die ganze heilige Schrift.

Herr Sartorius brachte gleichfals die Schule zu Cudulur wieder zu stande, die Herr Stevenson im Jahr 1718. aufgerichtet hatte. Beyde Mißionarien empfanden den Seegen ihrer Arbeit in den Bekehrungen, und sie waren noch behülflich, Catecheten zum Dienste der Holländischen Kirchen zu ziehen. Die Englische Gesellschaft unterhielt allein diese beyden Mißionen.

In Deutschland fuhr man fort, auf eine mildthätige Weise die Evangelischen Arbeiten zu unterstützen. Viele gottselige Personen nahmen eines oder mehrere Malabarische Kinder über sich, die sie auf ihre Unkosten auferziehen, und mit selbstgewählten Namen benennen liessen, Unkosten die sehr geringe waren, weil in solchen Zeiten, da Theurung und Hungersnoth im Lande herrschte, dennoch die jährliche Unterhaltung

eines Schülers sich auf nicht mehr als acht bis fünfzehn Thaler belief.

Die Holländer leisteten der Mißion alle nur erdenkliche Beyhülfe. Der Herr van Cloon, Gouverneur von Batavia, vermachte ihnen tausend Thaler, und die Einkünfte stunden immer in einem gleichen Verhältnisse mit den Ausgaben, die mit der Anzahl der unterhaltenen Kinder, der Gebäude, und der Kirchendiener zunahmen.

Zwey Aerzte kamen von Halle aus, den Mißionen beyzuspringen, die durch die öftern und plötzlichen Todesfälle der Mißionarien in Unordnung geriethen. Herr Knolle, einer dieser beyden, der (damals) noch lebet, hat eine grosse Menge Malabarischer mit ihren in der Landsprache tragenden Namen bezeichneter, sehr wohl aufgetrockneter Pflanzen nach Europa gesandt: wir haben eine Sammlung von Gräsern in den Händen, die von ihm herkommen.

Man hatte so gar den traurigen Trost, den einigen Sieg der Catholicken in nichts verschwinden zu sehen. Ein Wathiar oder Dichter, der von Herrn Ziegenbalg war bekehret worden, hatte sich in Pondischeri zu der Römischen Kirche bekannt, weil er bey der damaligen Dänischen Regierung keine Beyhülfe mehr fand, und sich

von den Heyden verfolget sah, von denen er sich abgesöndert hatte. Es war ein Triumph für die Mißionarien der Römischen Kirche. Aber eben dieser Elende wandte sich endlich wieder zu seinen alten Irrthümern, er ist würklich Vorsteher einer Pagode, und hat hierdurch die weltlichen Absichten seiner Jesuitischen Bekehrung entdecket.

Die Anzahl der Bekehrten nahm im Jahre 1730. sehr stark zu. Es fanden sich derselben zusammen sechs tausend zweyhundert zwey und fünfzig in den fünf und dreyßig Jahren der Mißion, die mit dem 5ten October 1742. sich endigen, eine Auzahl, die ohne fabelhaft oder wunderbar zu seyn, nichts destoweniger einen beträchlichen Zuwachs der Evangelischen Kirche, und eine Belohnung ausmacht, die der Zahl und den Arbeiten der Mißionarien angemessen ist. Diese Neubekehrten leben zum Theil in Trankenbar, und der Ueberrest sind hin und wieder in dem Königreiche Tanschaur zerstreut, wo die Mißionarien fünf Kirchspiele unter dem Heyden aufgerichtet haben.

Die Trankenbarische Mißion bestund im Jahr 1742. in acht Mißionarien, zwey Malabarischen Geistlichen, drey Catecheten vom ersten Range, und einer angemessenen Zahl von Untercatecheten und Gehülfen.

Die Schulen dieser Stadt sind in einer sehr guten Ordnung, es finden sich in denselben bey zweyhundert Kinder, die auf die Unkosten der Mißion erhalten werden, es sind auch neue Schulen in der Provinz Tanschaur angeleget worden.

Die Geschäfte der Mißionarien bestehen in Predigen, in der Unterweisung der Kinder, und in dem sechswöchigen Unterrichte derjenigen, die ihre Lehre angehöret haben, und in Trankenbar sich zu der Taufe bereiten. Sie versammeln sich alle Wochen, halten Unterredungen über den allgemeinen Zustand der Mißion, und verbinden ihre Räthe und ihr Hebet. Sie bringen den Unterricht der Catecheten selbst zum Stande, und stärken sie in dem Glauben, auf daß sie fähig sein mögen, das Evangelium mit gutem Erfolge zu verkündigen. Oft thun sie Reisen zu den Heyden, und suchen sie in ihren Pagoden und in ihren Ruheställen auf, um sie von der Wahrheit zu überführen.

Die Malabarischen Geistlichen und die Catecheten sind zu dieser Arbeit viel geschickter, als die Europäischen Heydenlehrer selbst. Die Malabaren bezeigen mehr Vertrauen zu denselben, weil sie aus ihrem Volke Art sind. Neben dem ist ihnen das Reisen weniger beschwerlich, und sie werden nicht mit einer gleichen Ehrsucht beobachtet.

Ihre Pflicht ists in dem Lande herum gehen, die Neubekehrten zu unterweisen, und das Evangelium den Heyden anzukündigen. Sie sollen die Vortreflichkeit des Glaubens denselben bekannt machen, und sie hernach auf Trankenbar führen, wo ihnen die Missionarii selber die Wahrheit desselben bestätigen. Man ist gar nicht eilfertig, die Taufe nach der Römisch Catholischen Art zu geben, nachdem man nur zu oft den Betrug dieser plötzlichen Bekehrungen erfahren hat, die blos auf eine vorübergehende Erweckung des Gewissens gegründet waren. Man schiebt die Taufe auf, oder man schlägt sie aus, wann man bey denjenigen, die sich in die Unterweisung begeben, herrschende Laster, oder Zeichen eines Leichtsinnes antrift. Die Heydnischen Anverwandten wenden in diesen Umständen alle ihre Bestrebungen an, die Lehrjünger des Evangelii durch Drohungen und Versprechungen von demselben abzuschrecken. Sie werfen sich zu ihren Füssen, und beschweren sie, ihre Familie nicht zu verunehren. Sie drohen ihnen die Weiber von ihren Brüdern, und die Bräutigame von ihren Töchtern wegzunehmen, wann sie in ihrer gefaßten Meynung verbleiben. Oft entstehet daher ein Eindruck auf schwachen und wenig erleuchteten Gemüthern, und man darf sich wieder diese Versuchungen nicht in Sicherheit glauben, als

bis man aus der Erfahrung weiß, daß von der Wahrheit tiefe Wurzeln in ihre Herzen geworfen sind.

Man ist verbunden gewesen einige Catecheten für die Suttiren, und andre für die armen Pareier zu wählen. Dann Leute von einem höhern Range haben einen unüberwindlichen Wiederwillen, einen Pareier in ihre Häuser zu lassen. Alle Monate senden die Catecheten ein Tagregister ihrer Arbeiten an die Mißionarien. Diese beschwerliche Bedienung trägt ihnen nicht mehr als monatlich drey Thaler ein, welches kaum zu ihrem Lebensunterhalte zureicht. Josua, einer der Catecheten, ist nach der Art des Landes ein Arzt, und diese Kunst ist ihm bey den Heyden sehr zuträglich gewesen. Herr Stevenson war sehr gegründet, da er den Mißionarien anrieth, die Diener des Evangelii bey der Mißion die Arzneykunst lernen zu lassen. Diese Wissenschaft ist unumgänglich nothwendig. Sie öfnet den Zutritt in vornehme Häuser, die ohne dieselbe, für Catecheten aus dem gemeinen Volke, verschlossen bleiben würden, und sie zwinget diese Leute, den Catecheten in der gelegensten Zeit zu berufen. Der nahe Tod wecket das Gewissen auf, er überzeuget uns auf eine lebhafte Weise von un-

serm Verderben, und das Evangelium rühret in diesen drohenden Umständen auch die allerhärtesten Herzen.

Eine aufrichtige und umständliche Nachricht von der Mißion und der Fähigkeit der Catecheten ist in der fünften, dreyzehnden und neun und zwanzigsten Fortsetzung enthalten. Man verschweiget in demselben keineswegs die Fehler der Diener des Evangelii, noch die Ursachen, die sich der Fortpflanzung der Wahrheit entgegen setzen. Wann sich die Menschen wohl bedächten, so wären sie nicht eitel, sie wären keine Lügner. Man lese nur die *Lettres édifiantes*, fünfzig Seiten sind zureichend, uns fünfzig ihrer Bände verdächtig zu machen.

Die Namen der Mißionarien, die in den Protestantischen Mißionen gearbeitet haben, sind: Ziegenbalg, Plütschau der nach Europa zurückgekehret ist, Gründler *, Schulze, Kistenmacher, Dal, Bosse, Pressieer, Walther, Worm, Richtsteeg, Obuch, Wiedebrock, Kohlhof, Sartorius, Geister, Fabricius, Zeglin, Kiernander.

Die

* Herr Böving, den der Herr de la Croze unter die Mißionarien zählt, ist nur ein Candidat der Mißion gewesen: Er hat sich, ich weiß nicht, aus was für Ursachen von derselben entfernet und ist nach Europa zurückgekommen.

Die Nachrichten, davon wir einen Auszug geben, sind in einer einfältigen Schreibart aufgesetzet, wo Lob und Vorwurf sehr sparsam angebracht wird. Man trägt in denselben fast immer die eigenen Worte der Neubekehrten oder Ungläubigen vor. Sie sind mit besondern Geschichten von ihren Bekehrungen und erbaulichen Todesfällen angefüllet. Wer aber kein Liebhaber der Gottseligkeit ist, oder die Bekänntnisse eines überführten Gewissens verachtet, der muß diese Nachriten nicht lesen. Er würde wenig Seiten antreffen, die ihm gefallen, oder ihn belustigen könnten. Dennoch finden sich eine unzählbare Menge merkwürdiger Sachen in der grossen Anzahl von Bänden ausgestreuet, die die Geschichte der Mißion ausmachen. Sie betreffen die Bürgerliche- und die Natur-Historie von Indien, die Erlernung der Sprachen, die genaue Kenntniß des Heydenthum, den Zustand des Christenthums in Asia; es finden sich auch in denselben eine grosse Menge von Tageregistern der Reisen, die die Mißionarien vorgenommen haben, wo sich ein jeder angemerkt hat, was am allermeisten mit seinem Temperamente, und seinen vorzüglichen Bemühungen, überein kam.

Wir haben aus den meisten dieser Classen ausgezogen, was uns schien in einer Monatschrift platz finden zu können, da ein Artickel eben kein Buch ausmachen soll. Wir wollen

von den Heyden verfolget sah, von denen er sich abgesöndert hatte. Es war ein Triumph für die Mißionarien der Römischen Kirche. Aber eben dieser Elende wandte sich endlich wieder zu seinen alten Irrthümern, er ist würklich Vorsteher einer Pagode, und hat hierdurch die weltlichen Absichten seiner Jesuitischen Bekehrung entdecket.

Die Anzahl der Bekehrten nahm im Jahre 1730. sehr stark zu. Es fanden sich derselben zusammen sechs tausend zweyhundert zwey und fünfzig in den fünf und dreyßig Jahren der Mißion, die mit dem 5ten October 1742. sich endigen, eine Anzahl, die ohne fabelhaft oder wunderbar zu seyn, nichts destoweniger einen beträchlichen Zuwachs der Evangelischen Kirche, und eine Belohnung ausmacht, die der Zahl und den Arbeiten der Mißionarien angemessen ist. Diese Neubekehrten leben zum Theil in Trankenbar, und der Ueberrest sind hin und wieder in dem Königreiche Tanschaur zerstreut, wo die Mißionarien fünf Kirchspiele unter dem Heyden aufgerichtet haben.

Die Trankenbarische Mißion bestund im Jahr 1742. in acht Mißionarien, zwey Malabarischen Geistlichen, drey Catecheten vom ersten Range, und einer angemessenen Zahl von Untercatecheten und Gehülfen.

Die Schulen dieser Stadt sind in einer sehr guten Ordnung, es finden sich in denselben bey zweyhundert Kinder, die auf die Unkosten der Mißion erhalten werden, es sind auch neue Schulen in der Provinz Tanschaur angeleget worden.

Die Geschäfte der Mißionarien bestehen in Predigen, in der Unterweisung der Kinder, und in dem sechswöchigen Unterrichte derjenigen, die ihre Lehre angehöret haben, und in Trankenbar sich zu der Taufe bereiten. Sie versammeln sich alle Wochen, halten Unterredungen über den allgemeinen Zustand der Mißion, und verbinden ihre Räthe und ihr Hebet. Sie bringen den Unterricht der Catecheten selbst zum Stande, und stärken sie in dem Glauben, auf daß sie fähig sein mögen, das Evangelium mit gutem Erfolge zu verkündigen. Oft thun sie Reisen zu den Heyden, und suchen sie in ihren Pagoden und in ihren Ruhestätten auf, um sie von der Wahrheit zu überführen.

Die Malabarischen Geistlichen und die Catecheten sind zu dieser Arbeit viel geschickter, als die Europäischen Heydenlehrer selbst. Die Malabaren bezeigen mehr Vertrauen zu denselben, weil sie aus ihrem Volke Art sind. Neben dem ist ihnen das Reisen weniger beschwerlich, und sie werden nicht mit einer gleichen Ehrsucht beobachtet.

Ihre Pflicht ists in dem Lande herum gehen, die Neubekehrten zu unterweisen, und das Evangelium den Heyden anzukündigen. Sie sollen die Vortreflichkeit des Glaubens denselben bekannt machen, und sie hernach auf Trankenbar führen, wo ihnen die Missionarii selber die Wahrheit desselben bestätigen. Man ist gar nicht eilfertig, die Taufe nach der Römisch Catholischen Art zu geben, nachdem man nur zu oft den Betrug dieser plötzlichen Bekehrungen erfahren hat, die blos auf eine vorübergehende Erweckung des Gewissens gegründet waren. Man schiebt die Taufe auf, oder man schlägt sie aus, wann man bey denjenigen, die sich in die Unterweisung begeben, herrschende Laster, oder Zeichen eines Leichtsinnes antrift. Die Heydnischen Anverwandten wenden in diesen Umständen alle ihre Bestrebungen an, die Lehrjünger des Evangelii durch Drohungen und Versprechungen von demselben abzuschrecken. Sie werfen sich zu ihren Füssen, und beschweren sie, ihre Familie nicht zu verunehren. Sie drohen ihnen die Weiber von ihren Brüdern, und die Bräutigame von ihren Töchtern wegzunehmen, wann sie in ihrer gefaßten Meynung verbleiben. Oft entstehet daher ein Eindruck auf schwachen und wenig erleuchteten Gemüthern, und man darf sich wieder diese Versuchungen nicht in Sicherheit glauben,

als

bis man aus der Erfahrung weiß, daß von der Wahrheit tiefe Wurzeln in ihre Herzen geworfen sind.

Man ist verbunden gewesen einige Catecheten für die Suttiren, und andre für die armen Pareier zu wählen. Dann Leute von einem höhern Range haben einen unüberwindlichen Wiederwillen, einen Pareier in ihre Häuser zu lassen. Alle Monate senden die Catecheten ein Tagregister ihrer Arbeiten an die Mißionarien. Diese beschwerliche Bedienung trägt ihnen nicht mehr als monatlich drey Thaler ein, welches kaum zu ihrem Lebensunterhalte zureicht. Josua, einer der Catecheten, ist nach der Art des Landes ein Arzt, und diese Kunst ist ihm bey den Heyden sehr zuträglich gewesen. Herr Stevenson war sehr gegründet, da er den Mißionarien anrieth, die Diener des Evangelii bey der Mißion die Arzneykunst lernen zu lassen. Diese Wissenschaft ist unumgänglich nothwendig. Sie öfnet den Zutritt in vornehme Häuser, die ohne dieselbe, für Catecheten aus dem gemeinen Volke, verschlossen bleiben würden, und sie zwinget diese Leute, den Catecheten in der gelegensten Zeit zu berufen. Der nahe Tod wecket das Gewissen auf, er überzeuget uns auf eine lebhafte Weise von un-

serm Verderben, und das Evangelium rühret in diesen drohenden Umständen auch die allerhärtesten Herzen.

Eine aufrichtige und umständliche Nachricht von der Mißion und der Fähigkeit der Cathecheten ist in der fünften, dreyzehnden und neun und zwanzigsten Fortsetzung enthalten. Man verschweiget in demselben keineswegs die Fehler der Diener des Evangelii, noch die Ursachen, die sich der Fortpflanzung der Wahrheit entgegen setzen. Wann sich die Menschen wohl bedächten, so wären sie nicht eitel, sie wären keine Lügner. Man lese nur die *Lettres édifiantes*, fünfzig Seiten sind zureichend, uns fünfzig ihrer Bände verdächtig zu machen.

Die Namen der Mißionarien, die in den Protestantischen Mißionen gearbeitet haben, sind: Ziegenbalg, Plütschau der nach Europa zurückgekehret ist, Gründler *, Schulze, Kistenmacher, Dal, Bosse, Pressieer, Walther, Worm, Richtsteeg, Obuch, Wiedebrock, Kohlhof, Sartorius, Geister, Fabricius, Zeglin, Kiernander.

Die

* Herr Böving, den der Herr de la Croze unter die Mißionarien zählt, ist nur ein Candidat der Mißion gewesen: Er hat sich, ich weiß nicht, aus was für Ursachen von derselben entfernet und ist nach Europa zurückgekommen.

Die Nachrichten, davon wir einen Auszug geben, sind in einer einfältigen Schreibart aufgesetzet, wo Lob und Vorwurf sehr sparsam angebracht wird. Man trägt in denselben fast immer die eigenen Worte der Neubekehrten oder Ungläubigen vor. Sie sind mit besondern Geschichten von ihren Bekehrungen und erbaulichen Todesfällen angefüllet. Wer aber kein Liebhaber der Gottseligkeit ist, oder die Bekänntnisse eines überführten Gewissens verachtet, der muß diese Nachriten nicht lesen. Er würde wenig Seiten antreffen, die ihm gefallen, oder ihn belustigen könnten. Dennoch finden sich eine unzählbare Menge merkwürdiger Sachen in der grossen Anzahl von Bänden ausgestreuet, die die Geschichte der Mißion ausmachen. Sie betreffen die Bürgerliche- und die Natur-Historie von Indien, die Erlernung der Sprachen, die genaue Kenntniß des Heydenthum, den Zustand des Christenthums in Asia; es finden sich auch in denselben eine grosse Menge von Tageregistern der Reisen, die die Mißionarien vorgenommen haben, wo sich ein jeder angemerkt hat, was am allermeisten mit seinem Temperamente, und seinen vorzüglichen Bemühungen, überein kam.

Wir haben aus den meisten dieser Classen ausgezogen, was uns schien in einer Monatschrift platz finden zu können, da ein Artickel eben kein Buch ausmachen soll. Wir wollen

wollen mit einigen besondern Umständen enden, die uns merkwürdig vorgekommen sind.

Die Holländische Ostindische Compagnie hat sehr vieles zur Fortpflanzung des Evangelii beygetragen, aber sie könnte etwas mehr thun, ohne fast die unermeßlichen Reichthümer anzugreiffen, die sie besitzet. Sie hat freylich in den grossen Städten eine gewisse Anzahl von Predigern, Vorlesern und Schulvorstehern errichtet. Sie hat in Portugiesischer Sprache das neue Testament des Juan Ferrero d'Almeida, eines Proseliten aus dieser Nation, abdrucken lassen, die bis hieher keine Uebersetzung von der Bibel in ihrer Sprache besessen hat. Die Holländer haben auch in zwey Dialecte der malayischen Sprache die Bibel übersetzen und drucken lassen. Viele hundert tausend Indianer stehen unter ihrer Herrschaft, die äusserlich die Reformirte Religion bekennen. In Ceylan, und hauptsächlich in der Provinz Jaffanapatnam, lebt eine sehr beträchtliche Anzahl dieser Bekehrten, und man hat daselbst noch neulich eine Pflanzschule für die Eingalesen aufgerichtet, (sie ist wieder eingegangen). Es sind auch zwey Candidaten aus dieser Nation entstanden, denen die Holländer eben die Würden haben zukommen lassen, die ein Pfarrer hat. Der Herr von Imhof, der als General von In-

Indien neulich nach Batavia abgereiset ist, hat auf seine Unkosten eine Cingalesische Druckerey zu Colombo errichtet, und das Evangelium in der Landessprache bekannt zu machen gesucht.

Diese Anstalten zusammen beweisen auf eine überzeugende Art, daß die Protestanten nicht alle die Vorwürfe verdienen, die ihnen die Römische Kirche macht. Aber es bleibt noch eine Stiftung übrig, die der Mildthätigkeit dieser blühenden Gesellschaft, der mächtigsten Compagnie von Privatpersonen, die in der Welt ist, vollkommen würdig wäre.

Das Evangelium leidet in Indien Mangel an Arbeitern, und die Geistlichen sind daselbst in einer so kleinen Anzahl, daß sie kaum zum Unterrichte der Europäer zureichen, und um so viel weniger im Stande sind, sich unter den Ungläubigen auszudähnen. Die Trankenbarische Mißion besteht aus acht Europäischen Priestern, und sie beklaget sich dennoch, mit recht, daß die Missionarii der nöthigen Arbeit nicht gewachsen sind. Dieses ist ohne Zweifel die Ursache, die gehindert hat, daß nicht ganze millionen Indianer, die der Compagnie untergeben sind, sich zu dem Evangelio bekannt haben. Dann so lange wir Christen seyn wollen, müssen wir glauben, das Evangelium sey Gottes Wort, und die Verkündigung desselben besitze

eine

eine obere Kraft, die nicht von den Gaben der Natur abhängt. Unser Gottesdienst, der allerreineste, den man auf der Erde findet, muß bey allen uneingenommenen Menschen den Beyfall finden, den das Gewissen und die Natur selbst der Wahrheit giebt. Aber man muß den Heyden das Evangelium ankündigen, damit sie sich zu demselben bekennen, man muß gelehrte Leute, von einer hochachtungswürdigen Aufführung haben, die sich einzig hierzu widmen, und von der Regierung in einer Gemächlichkeit und in einer Würde unterhalten werden, die das Evangelium in den Augen der Irdischgesinnten, und dem äusserlichen Glanze ergebenen Heyden, ehrwürdig mache.

Es hat dem Evangelio bis hieher an einer Anordnung gefehlet, die demselben dergleichen Arbeiter hätte zu wege bringen können. Es ist vielleicht aus Mangel der Unterweisung geschehen, daß die Cingalesen, die dem äusserlichen nach Reformirte seyn wollen, in dem Herzen blosse Portugiesische Catholicken sind, denen die Priester insgeheim die Sacramente zubringen, und ihre Taufe erneuern.

Man müßte, um bessere Christen zu machen, in Holland eine Pflanzschule aufrichten, wo fünfzig oder auch wohl hundert der Gottes-

tesgelehrtheitbeflissene auf Unkosten der Compagnie leben mußten. Sie sollten die verschiedenen Indianischen Sprachen erlernen, und hernach ausgehen, das Evangelium einzig unter den Heyden, in unterschiedenen Gegenden und zu verschiedenen Zeiten, nach dem Verhältnisse ihrer Gaben, und ihrem Fortgange in der Tugend und der Gelehrtheit zu predigen. —

Tausend arme Studenten, so gar aus Deutschland, würden mit Vergnügen in einem zum Dienste Gottes so angemessenen Berufe einen ehrlichen Unterhalt suchen. Und warum sollte die Wahrheit nicht können geprediget werden, da doch der Irrthum tausend Mißionarien findet, die einen fabelhaften Gottesdienst lehren? Die zu einer Stiftung nöthigen Gelder wären nicht unendlich groß. Man siehet in Holland eine beträchtliche Menge Waysen- und prächtiger Krankenhäuser, wovon ein einziges vielleicht mehr Unkosten erfodert, als die Pflanzschule für die Indianischen Mißionen.

Ich habe nur noch ein Wort zu sagen. Man findet in den Nachrichten von Trankenbar sehr vieles von den Orientalischen Sprachen, und von ihrer Aehnlichkeit mit dem Griechischen und Hebräischen. Die, so sich dieser Sprachen befleissen, werden hier mit Vergnügen die Ursprünge von vielen Wör-

tern der Griechischen Sprache finden, die fremd scheinen, und man nirgend weiß herzuleiten. Tscha-hal-paa, oder Vierzigfuß, ist der Ursprung von dem Worte Scolopendra. Mandragora kommt von Mardcorab, welches auf Persianisch Menschen ähnlich heißt. Saccarey ist auf malabarisch der Saft von Zuckerrohren, und Kanthu bedeutet eben daßelbige in einem andern Dialect. Man findet auch noch in eben den Nachrichten Proben von Warugischen, Peguanischen, und Cingalesischen Buchstaben.

In der Nachricht vom Jahre 1727. trift man eine umständliche und genaue Erzählung von der Mahometanischen Religion an. In der 31. Fortsetzung kömmt eine Dissertation über die Insel Taprobana vor, die um so viel mehr original ist, da sie sich auf Wortdeutungen gründet, die aus den Sprachen dieser Länder hergenommen sind, wovon kein Bochard und kein Saumaise nichts wußte.

Die neue Historie von Indien, die uns insgemein erst funfzig Jahre nach dem Verlaufe der Sachen bekannt wird, ist hin und wieder hier beschrieben, und bis auf unsere Zeiten fortgesetzet. Man lieset hier eine kurze Erzählung der Staatsveränderungen in Indostan vom Jahre 1707. an, da der alte Aureng-Zeb starb. Sein Sohn Asem-

Schach

Schach folgte ihm nach, der von dem Schach-Alem vom Throne gestürzet wurde. Dieser regierte noch im Jahre 1720. In den zehen Jahren, die von 1720 bis 1730. verflossen, sassen nicht weniger als sechs Kayser auf dem Throne: Mues-Addin, Farruch-Ser, Rasiel-dara-Schach, Chaijan und Mahumed-Schach, der den Thron der Tapferkeit des Tschingel-Chan zu danken hatte, und das Joch der zwey Gebrüder Saidos abwarf, das diese der Königlichen Familie bis hierher auferleget hatten, und vermittelst dessen unumschränkter Herren des Reiches, und auch dem Lebens der Kaiser geworden waren. Eben dieser Mahumed-Schach, den Tschingel-Chan im Jahre 1734. verließ, ist der Fürst, dem Schach-Nadir das Reich wieder gab, nachdem er sich seiner Schätze bemächtiget hatte.

Das Frauenzimmer verliert eine Crone in Indien, die ihm eigen war. Das Königreich Adschin, welches in dem vorigen Jahrhunderte von einer Königinn war beherrschet worden, hatte im Jahre 1727. einen König. Seine Unterthanen setzten ihn ab, wurden aber reuig, und boten ihm den Thron von neuem wieder an. Aber er schlug denselben aus, weil er zu sehr von ihrer Unbeständigkeit gerühret war, und gieng nach Mecca, um daselbst sein Leben zu enden.

Die Jesuiten sind, wie man durchgehends weiß, sehr in Gunsten bey dem Kayser Kang-hi in China, gewesen. Sein Sohn war ihnen zu wieder, er verwieß einige, andere ließ er umbringen, beschloß die Kirchen, und überließ den Christen nur die Stadt Canton, die er ihrem Aufenthalte wiedmete.

Ein andrer Kayser hat im Jahre 1736. den Thron bestiegen, der die Befehle seines Vorfahrers zu wiederrufen noch nicht gut gefunden hat. Aber die Römisch Catholischen Mißionarien wagen es, sich nach und nach unter allerhand Verstellungen wieder einzuschleichen.

In Tunking ist das Christenthum ganz ausgerottet, und mehr als hundert tausend Neubekehrte sind mit ihren Lehrern zu gleich ermordet worden.

XI.

Beurtheilung
der berühmten
Geschichte der Clarissa.
Aus der französischen Urkunde übersetzt,
durch
Hrn. D. Z.

XI.

Beurtheilung
der berühmten
Geschichte der Clarissa.

Aus der französischen Urkunde übersetzt, durch Hrn. D. Z. *)

Der Buchhändler Richardson in Bath, ist der Verfasser dieses berühmten Romans, man schreibet eben demselben die Pamela zu. Ein Vorurtheil, das für seinen

* Man hat eine Englische Uebersetzung dieser Nachricht von der Geschichte der Clarissa in London in dem Gentleman's Magazine geliefert, und dieselbe mit verschiedenen Anmerkungen begleitet, die hauptsächlich die gemachten Einwürfe des damals unbekann-

Geschmack und seine Geschicklichkeit sehr günstig ist.

Man kann die Clarissa eine jüngere Schwester der Pamela nennen, sie ist auf eben die Art geschrieben. Aber es scheint, der Verfasser habe die Criticken, die man wieder sein erstes Werk gemacht hatte, zu seinem Nutzen angewandt; er hat insonderheit in demselben die langweilige Ernsthaftigkeit vermieden, die in dem letzten Bande der Pamela herrschet, er hat die Schreibart und die Gedanken nach eben dem Maasse erhoben, nach dem sich die Geschichte ihrer Entwickelung nähert, und die Aufmerksamkeit des Lesers wird ganze sieben Bände durch nicht nur erhalten, sondern beständig vermehrt. Eine jede Linie, so natürlich sie scheint, hat ein Leben und ein Feuer, das man bewundern würde; wann nicht alle Linien gleich rührend und lebhaft wären. Da über dem in der Clarissa eine weit grössere Anzahl von Personen erscheint, so wußte auch der Verfasser eine weit grössere Anzahl von Characteren in derselben aufzuführen, und gab ihr also

kannten Verfassers mit vieler Achtung und Bescheidenheit beantworten. Herr Richardson selbst hat auch seit dem derselben, auf eine dem Herrn von Haller gewiß nicht unangenehme Art gedacht.

Anmerkung des Uebersezers.

also durch diese Abwechslung einen Vorzug, den die Pamela nicht besitzt. Da die Hauptpersonen, die in der Clarissa vorkommen, meistentheils Leute von Stande sind, bey denen der Verstand durch die Auferziehung auf eine Weise mußte ausgeziert seyn, die man von einem Baurenmädgen nicht erwarten soll, so hat auch hierdurch ihr Verfasser sich eine Gelegenheit geschaft, in dem Verfolge des ganzen Buches eine Menge wohlausgesuchter, und auf die Erfahrung gegründeter Betrachtungen einzustreuen, die demselben mit einem grössern Nutzen einen vorzüglichen Glanz geben. Anstatt eines phlegmatischen Liebhabers, der fast niemals spricht, führt hingegen der Liebhaber der Clarissa in den meisten Briefen die Feder, und wirft in dieselben ein Feuer, und eine wundersame Munterkeit, die aus der Feder eines Frauenzimmers mit keinem Anstande hätte fliessen können.

Die merkwürdigen Beschreibungen finden sich hier in einer weit grössern Menge als in der Pamela; sie folgen fast ohne Aufhören auf einander; der Leser hat niemals Zeit stille zu stehen, und seine Ungedult wird immer auf eine angenehme Weise unterhalten. Auch ist die Clarissa in Engelland ungemein wohl auf genommen worden, und alle Leser, die wir kennen, haben sich verei-

nigt, derselben den ersten Platz unter den Romanen zu geben.

Dieser Ausdruck wird die Franzosen wieder mich aufbringen, die Franzosen, die so viele Romanen geschrieben, und die sich schmeicheln, dieselben so wohl geschrieben zu haben. Doch nehmen sie vielleicht die Betrachtung an, die ich machen werde. Die französischen Romanen, die den meisten Beyfall gefunden haben, stellen überhaupt die grossen Thaten grosser Leute vor, sie unterlassen gänzlich in das gemeine Leben einzutreten, und führen blosse Helden auf, die weder unsere Bedürfnisse, noch unsere Lebensart, noch unsere Tugenden, noch unsere Laster haben. Die Eigenschaften, die man diesen Helden zuschreibt, gehen fast einzig nur auf die Tapferkeit, manchmal auf die Großmuth, und am allermeisten auf eine Beständigkeit und eine Ergebenheit gegen ein Frauenzimmer, die die Helden aufs äusserste verkleinert. Es ist lächerlich, wann man einen Cyrus ganz Asien blos deßwegen mit seinen Triumphen erfüllen sieht, damit er seine zehnmal entführte Schöne wieder finde. Die Liebe herrschet so allmächtig in allen Schriften der Franzosen, daß es scheint, sie kennen neben ihr keine andern Tugenden.

Der Herr von Marivaux hat sich freylich bemühet, seine Landsleuthe auf die Natur

tur zurückzuführen. Seine Mariane, sein Paisan parvenu, stellen wahre Menschen vor; Er läßt den Helden mehr als den Verfasser reden. Aber dieser witzige Mann hat sich doch nicht gänzlich der Mode entziehen können, er hat sich nicht unterstanden, seine Nation mit dem Innern des gemeinen Lebens zu unterhalten. Seine Mariane spricht als ein witziges Frauenzimmer, sie liebet eine gewisse allgemeine Tugend, die darinn bestehet, daß sie ihre Ehre allem dem vorzieht, was ihr sonst zu nächst am Herzen lieget. Aber man findet hier nicht eine umständliche Beschreibung des Betragens, das ein tugendhaftes Leben ausmacht, man findet keine Abschilderung von ihren eigentlichen Beschäftigungen, und von ihrer Aufführung gegen die Personen, die sie um sich hat, und die entweder über sie erhoben, oder unter ihr sind. Die ganze Geschichte ist eine blosse Chronick, wo man nichts als einige merkwürdige und wohlbeschriebene Vorfallenheiten antrift: da hingegen die Clarissa eine eigentliche Historie ist, wo eine Begebenheit aus der andern fließt, und der Zusammenhang der Thaten mit ihren Ursachen niemals unterbrochen wird.

Mariane ist ein vornehmes Frauenzimmer, die weder die Pflichten der Haushaltung, noch die Pflichten bey der Auferziehung

der Kinder, noch die Beschäftigungen kennet, die die Tage und das Leben einer Person von Verdienst erfüllen sollen. Sie erscheinet niemals anderst, als im ihrem Putze, damit sie ihrer Gutthäterinn, oder ihrem Liebhaber gefallen könne. Clarissa ist eine hiervon ganz verschiedene Person. Sie ist ein vornehmes Frauenzimmer, aber sie kennet alle ihre Pflichten, und übet dieselben alle aus. Sie drücket in ihren Briefen auf das allergenaueste, und in der vollkommensten Ausdähnung, ihre Pflichten gegen Gott, (die gänzlich von solchen französischen Büchern verbannet sind) ihre Pflichten gegen ihre Eltern, gegen ihr Haus, ihre Freundinnen, ihr Gesinde, und gegen sich selber aus. Man findet in ihrer Geschichte eine genaue Abschilderung aller Stunden eines vollkommenen Lebens, und der Beschäftigungen, die dessen Vollkommenheit ausmachen.

Die Betrachtungen, die Anmerkungen, die dieselbe mit einer so grossen Anmuth in ihre Briefe einfliessen läßt, sind die Folgen einer grossen Erfahrung in dem menschlichen Leben. Alles steht in einer Verbindung mit unsern Begriffen, alles kann uns dienen, und unsere Wege beleuchten.

Mariane belustiget blos, Clarissa unterrichtet und belustiget zugleich weit mehr, weil

sie

sie die Natur abmahlt, und weil uns nichts rühren kann, als die Natur selbst.

Die Methode, deren sich der Verfasser der Clarissa bedient hat, ist eben dieselbe, die in dem Leben der Pamela vorkömmt. Es sind Briefe, die auf der Stelle von denen Personen geschrieben werden, die in die Geschichte eingeflochten sind.

Der Verfasser hat auf diese Weise einen Vortheil gefunden, den keine andre Art von Erzählung haben kann.

Die Umstände der Begebenheiten, die Gedanken und die Reden können mit aller der Lebhaftigkeit vorgestellet werden, die die gegenwärtigen Gemüthsbewegungen einflössen, sie bekommen alle die Ausdähnung, die nur das Gedächtniß einer ganz frischen Geschichte zu geben fähig ist. Die gemeinen Romanen, diejenigen, davon der Herr von Marivaux der Verfasser ist, wie die andern, haben gar keine Wahrscheinlichkeit, weil man dabey zum Grunde setzet, die Geschichte sey erst nach dem Ausgang derselben verfasset worden. Man muß hierbey ein Ebentheuer von einem Gedächtniß bey den Personen annehmen, die in der Geschichte vorkommen, ein Gedächtniß, das ihnen eine Unterredung in allen ihren Umständen nach vielen Jahren vorzustellen fähig sey: oder

man

man ist gezwungen, eine noch weit ungläubwürdigere Vertraulichkeit zum Grunde zu setzen, in welcher der Verfasser der Geschichte mit den Helden derselben müßte gelebt haben.

Doch die Wahrheit zu sagen, die Art eine Geschichte in Briefe einzukleiden, hat auch ihre Unbequemlichkeit: Sie erfodert, daß die vornehmsten Personen der Geschichte einander in einem ausserordentlichen Geschmacke für den Briefwechsel ähnlich seyen, und sie setzet zum Grunde, daß sie keine Begebenheit, keine merkwürdige Unterredung vorbeygehen lassen, ohne dieselbe gleich auf der Stelle zu Papier zu bringen. Was die Verwahrung der Briefe betrift, so hat der Verfasser auf eine angemessene Weise dafür gesorget, und diese glaubwürdig gemacht.

Laßt uns zu der Geschichte selbst übergehen, die wir mit einigen Anmerkungen begleiten werden. Clarissa, ein junges Frauenzimmer, das mit den vollkommensten Verdiensten eine ausnehmende Schönheit besitzet, verwirft verschiedene Heyraths-Vorschläge, theils aus einem allzufeinen Geschmacke, und theils aus einer Abneigung wieder die Gemüthscaractere ihrer Liebhaber. Lovelace, ein junger Herr von vornehmem Hause, der überaus gut aussieht, und zugleich voller

Witz und Geist ist, läßt sich die schöne Clarissa gefallen. Sein Oheim führt ihn aus einem Misverstande zur ältern Schwester der Clarissa, die eben so unangenehm, als diese liebenswürdig ist. Da die Anverwandten dieses Herren sich so weit erkläret hatten, daß er sich mit der Schwester, die er nicht liebte, einlassen mußte, so mußte er es auf eine List ankommen lassen, damit er diese unbequeme Schwester bewegt, ihm den Abschlag zu geben. Sein Herz war verdorben, er besaß eine ungemeine Geschicklichkeit, seine Neigungen durch Verstellung und Intriguen zu befriedigen, es gelingt ihm, und er macht nunmehr der Clarissa selber seine Aufwartung, die ihn, mit dem Beyfall ihrer Eltern, nicht ungern siehet. Ihr stolzer und geitziger Bruder, der seinen Vater gänzlich regiert, kömt dazwischen. Weil er dem Lovelace zu wieder ist, so schlägt er seine Beystimmung zu dessen Heyrath mit seiner Schwester aus, er läßt sich mit ihm in einen Duel ein, wird aber von demselben verwundet und entwafnet.

Die nunmehr erzürnte und von der Schwester, die den Lovelace verworffen hatte, nochmehr aufgebrachte Familie, verbietet demselben das Haus. Man bringt einen unangenehmen Freyer auf das Tapet, der die Gunst der Eltern für sich hat, die sehr

übel mit Clarissen umgehen, sie zu bewegen den Liebhaber zu heyrathen, den sie verwirft. Sie hat eine Art von Biefwechsel mit der Genehmhaltung ihrer Mutter mit dem Lovelace angefangen, der ihr gar nicht mißfällt: sie führt denselben aus zulänglichen Gründen, vielleicht auch aus Wohlgefallen fort, und hierdurch wird sie endlich, nach vielen Scenen, die vortreflich gemahlt sind, dahin gebracht, daß sie dem bey den Eltern so übel angeschriebenen Liebhaber zu einer Unterredung verhilft: diese endigt sich, durch einen neuen Streich des Lovelace, in eine Entführung, welche zwar wieder Clarissens Willen vor sich geht, weil sie sich durch eine falsche Furcht übernehmen läßt, die in einem jungen Frauenzimmer nicht unwahrscheinlich ist. Lovelace hat nicht so bald diese schöne Beute in seinen Händen, da er schon in seinem Entschlusse zu einer Heyrath zu schreiten wanket: Er bemühet sich seine Schöne zu vermögen, daß sie auf dem Fusse einer Buhlschaft mit ihm lebe, und ungeachtet die Regungen der Tugend, und der Großmuth manchmal in ihm aufwachen, und ihn bewegen, einem so vollkommenen Verdienste Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, so behält doch immer sein schändlicher Entschluß die Oberhand.

Da-

Damit er nun um so viel eher zu seinem Zwecke komme, so bringt er die Clarissa in ein der Unzucht geweyhetes Haus, wo sie sich eine Zeitlang aufhält, ohne ihre Gefahr zu kennen: er spricht ihr von Heyrath und von dem Erlaubnißzettel der geistlichen Obrigkeit, in der Absicht, ihre Zurückhaltung einzuschläffern. Er dringt ihr ein Bekänntniß ihrer Gegenliebe ab, und versucht, vermittelst einer Feuersbrunst, die er mit den Leuten im Hause abgeredet hat, um Mitternacht dieselbe zu überfallen. Clarissa weiß sich aus dieser bösen Schlinge zu ziehen, sie entflieht, und findet zu Hampstead einen sichern Ort. Lovelace suchte sie auf, und bringt es durch seine Intriguen dahin, daß er ihr allen Briefwechsel mit ihrer Freundinn abschneidet, von welcher wir unten sprechen werden. Clarissa wird durch einen neuen Streich betrogen, sie wird noch einmal nach dem schändlichen Hause gebracht, aus dem sie entwichen war, man bringt ihr Opium bey, und sie muß die allerniederträchtigste Beleidigung ausstehen. Die erschrecklichsten Scenen folgen auf diese Missethat: Clarissa entweicht einen zweyten Anfall des Lovelace, in dem sie es in ihre Gewalt stellet, sich selbst das Leben zu nehmen, und begiebt sich zum zweyten mal auf die Flucht. Die unseligen Dirnen, aus deren Bande sie sich kaum losgemacht hatte, entdecken sie, und lassen sie un-

Geschmack und seine Geschicklichkeit sehr günstig ist.

Man kann die Clarissa eine jüngere Schwester der Pamela nennen, sie ist auf eben die Art geschrieben. Aber es scheint, der Verfasser habe die Critiken, die man wieder sein erstes Werk gemacht hatte, zu seinem Nutzen angewandt; er hat insonderheit in demselben die langweilige Ernsthaftigkeit vermieden, die in dem letzten Bande der Pamela herrschet, er hat die Schreibart und die Gedanken nach eben dem Maasse erhoben, nach dem sich die Geschichte ihrer Entwickelung nähert, und die Aufmerksamkeit des Lesers wird ganze sieben Bände durch nicht nur erhalten, sondern beständig vermehrt. Eine jede Linie, so natürlich sie scheint, hat ein Leben und ein Feuer, das man bewundern würde; wann nicht alle Linien gleich rührend und lebhaft wären. Da über dem in der Clarissa eine weit grössere Anzahl von Personen erscheint, so wußte auch der Verfasser eine weit grössere Anzahl von Characteren in derselben aufzuführen, und gab ihr also

kannten Verfassers mit vieler Achtung und Bescheidenheit beantworten. Herr Richardson selbst hat auch seit dem derselben, auf eine dem Herrn von Haller gewiß nicht unangenehme Art gedacht.

Anmerkung des Uebersezers.

also durch diese Abwechslung einen Vorzug, den die Pamela nicht besitzt. Da die Hauptpersonen, die in der Clarissa vorkommen, meistentheils Leute von Stande sind, bey denen der Verstand durch die Auferziehung auf eine Weise mußte ausgeziert seyn, die man von einem Baurenmädgen nicht erwarten soll, so hat auch hierdurch ihr Verfasser sich eine Gelegenheit geschaft, in dem Verfolge des ganzen Buches eine Menge wohlausgesuchter, und auf die Erfahrung gegründeter Betrachtungen einzustreuen, die demselben mit einem grössern Nutzen einen vorzüglichen Glanz geben. Anstatt eines phlegmatischen Liebhabers, der fast niemals spricht, führt hingegen der Liebhaber der Clarissa in den meisten Briefen die Feder, und wirft in dieselben ein Feuer, und eine wundersame Munterkeit, die aus der Feder eines Frauenzimmers mit keinem Anstande hätte fliessen können.

Die merkwürdigen Beschreibungen finden sich hier in einer weit grössern Menge als in der Pamela; sie folgen fast ohne Aufhören auf einander; der Leser hat niemals Zeit stille zu stehen, und seine Ungedult wird immer auf eine angenehme Weise unterhalten. Auch ist die Clarissa in Engelland ungemein wohl auf genommen worden, und alle Leser, die wir kennen, haben sich vereis

nigt, derselben den ersten Platz unter den Romanen zu geben.

Dieser Ausdruck wird die Franzosen wieder mich aufbringen, die Franzosen, die so viele Romanen geschrieben, und die sich schmeicheln) dieselben so wohl geschrieben zu haben. Doch nehmen sie vielleicht die Betrachtung an, die ich machen werde. Die französischen Romanen, die den meisten Beyfall gefunden haben, stellen überhaupt die grossen Thaten grosser Leute vor, sie unterlassen gänzlich in das gemeine Leben einzutreten, und führen blosse Helden auf, die weder unsere Bedürfnisse, noch unsere Lebensart, noch unsere Tugenden, noch unsere Laster haben. Die Eigenschaften, die man diesen Helden zuschreibt, gehen fast einzig nur auf die Tapferkeit, manchmal auf die Großmuth, und am allermeisten auf eine Beständigkeit und eine Ergebenheit gegen ein Frauenzimmer, die die Helden aufs äusserste verkleinert. Es ist lächerlich, wann man einen Cyrus ganz Asien blos deßwegen mit seinen Triumphen erfüllen sieht, damit er seine zehnmal entführte Schöne wieder finde. Die Liebe herrschet so allmächtig in allen Schriften der Franzosen, daß es scheint, sie kennen neben ihr keine andern Tugenden.

Der Herr von Marivaux hat sich freylich bemühet, seine Landsleuthe auf die Natur

tur zurückzuführen. Seine Mariane, sein Païsan parvenu, stellen wahre Menschen vor; Er läßt den Helden mehr als den Verfasser reden. Aber dieser witzige Mann hat sich doch nicht gänzlich der Mode entziehen können, er hat sich nicht unterstanden, seine Nation mit dem Innern des gemeinen Lebens zu unterhalten. Seine Mariane spricht als ein witziges Frauenzimmer, sie liebet eine gewisse allgemeine Tugend, die darinn bestehet, daß sie ihre Ehre allem dem vorzieht, was ihr sonst zu nächst am Herzen lieget. Aber man findet hier nicht eine umständliche Beschreibung des Betragens, das ein tugendhaftes Leben ausmacht, man findet keine Abschilderung von ihren eigentlichen Beschäftigungen, und von ihrer Aufführung gegen die Personen, die sie um sich hat, und die entweder über sie erhoben, oder unter ihr sind. Die ganze Geschichte ist eine blosse Chronick, wo man nichts als einige merkwürdige und wohlbeschriebene Vorfallenheiten antrift: da hingegen die Clarissa eine eigentliche Historie ist, wo eine Begebenheit aus der andern fließt, und der Zusammenhang der Thaten mit ihren Ursachen niemals unterbrochen wird.

Mariane ist ein vornehmes Frauenzimmer, die weder die Pflichten der Haushaltung, noch die Pflichten bey der Auferziehung

der Kinder, noch die Beschäftigungen kennet, die die Tage und das Leben einer Person von Verdienst erfüllen sollen. Sie erscheinet niemals anderst, als im ihrem Putze, damit sie ihrer Gutthäterinn, oder ihrem Liebhaber gefallen könne. Clarissa ist eine hiervon ganz verschiedene Person. Sie ist ein vornehmes Frauenzimmer, aber sie kennet alle ihre Pflichten, und übet dieselben alle aus. Sie drücket in ihren Briefen auf das allergenaueste, und in der vollkommensten Ausdähnung, ihre Pflichten gegen Gott, (die gänzlich von solchen französischen Büchern verbannet sind) ihre Pflichten gegen ihre Eltern, gegen ihr Haus, ihre Freundinnen, ihr Gesinde, und gegen sich selber aus. Man findet in ihrer Geschichte eine genaue Abschilderung aller Stunden eines vollkommenen Lebens, und der Beschäftigungen, die dessen Vollkommenheit ausmachen.

Die Betrachtungen, die Anmerkungen, die dieselbe mit einer so grossen Anmuth in ihre Briefe einfliessen läßt, sind die Folgen einer grossen Erfahrung in dem menschlichen Leben. Alles steht in einer Verbindung mit unsern Begriffen, alles kann uns dienen, und unsere Wege beleuchten.

Mariane belustiget blos, Clarissa unterrichtet und belustiget zugleich weit mehr, weil

sie

sie die Natur abmahlt, und weil uns nichts rühren kann, als die Natur selbst.

Die Methode, deren sich der Verfasser der Clarissa bedient hat, ist eben dieselbe, die in dem Leben der Pamela vorkömmt. Es sind Briefe, die auf der Stelle von denen Personen geschrieben werden, die in die Geschichte eingeflochten sind.

Der Verfasser hat auf diese Weise einen Vortheil gefunden, den keine andre Art von Erzählung haben kann.

Die Umstände der Begebenheiten, die Gedanken und die Reden können mit aller der Lebhaftigkeit vorgestellet werden, die die gegenwärtigen Gemüthsbewegungen einflößen, sie bekommen alle die Ausdähnung, die nur das Gedächtniß einer ganz frischen Geschichte zu geben fähig ist. Die gemeinen Romanen, diejenigen, davon der Herr von Marivaux der Verfasser ist, wie die andern, haben gar keine Wahrscheinlichkeit, weil man dabey zum Grunde setzet, die Geschichte sey erst nach dem Ausgang derselben verfasset worden. Man muß hierbey ein Ebentheuer von einem Gedächtniß bey den Personen annehmen, die in der Geschichte vorkommen, ein Gedächtniß, das ihnen eine Unterredung in allen ihren Umständen nach vielen Jahren vorzustellen fähig sey: oder

man

man ist gezwungen, eine noch weit ungläubwürdigere Vertraulichkeit zum Grunde zu setzen, in welcher der Verfasser der Geschichte mit den Helden derselben müßte gelebt haben.

Doch die Wahrheit zu sagen, die Art eine Geschichte in Briefe einzukleiden, hat auch ihre Unbequemlichkeit: Sie erfodert, daß die vornehmsten Personen der Geschichte einander in einem ausserordentlichen Geschmacke für den Briefwechsel ähnlich seyen, und sie setzet zum Grunde, daß sie keine Begebenheit, keine merkwürdige Unterredung vorbeygehen lassen, ohne dieselbe gleich auf der Stelle zu Papier zu bringen. Was die Verwahrung der Briefe betrift, so hat der Verfasser auf eine angemessene Weise dafür gesorget, und diese glaubwürdig gemacht.

Laßt uns zu der Geschichte selbst übergehen, die wir mit einigen Anmerkungen begleiten werden. Clarissa, ein junges Frauenzimmer, das mit den vollkommensten Verdiensten eine ausnehmende Schönheit besitzet, verwirft verschiedene Heyraths-Vorschläge, theils aus einem allzufeinen Geschmacke, und theils aus einer Abneigung wieder die Gemüthscaractere ihrer Liebhaber. Lovelace, ein junger Herr von vornehmem Hause, der überaus gut aussieht, und zugleich voller

Witz

Witz und Geist ist, läßt sich die schöne Clarissa gefallen. Sein Oheim führt ihn aus einem Misverstande zur ältern Schwester der Clarissa, die eben so unangenehm, als diese liebenswürdig ist. Da die Anverwandten dieses Herren sich so weit erkläret hatten, daß er sich mit der Schwester, die er nicht liebte, einlassen mußte, so mußte er es auf eine List ankommen lassen, damit er diese unbequeme Schwester bewegt, ihm den Abschlag zu geben. Sein Herz war verdorben, er besaß eine ungemeine Geschicklichkeit, seine Neigungen durch Verstellung und Intriguen zu befriedigen, es gelingt ihm, und er macht nunmehr der Clarissa selber seine Aufwartung, die ihn, mit dem Beyfall ihrer Eltern, nicht ungern siehet. Ihr stolzer und geitziger Bruder, der seinen Vater gänzlich regiert, kömt dazwischen. Weil er dem Lovelace zu wieder ist, so schlägt er seine Beystimmung zu dessen Heyrath mit seiner Schwester aus, er läßt sich mit ihm in einen Duel ein, wird aber von demselben verwundet und entwafnet.

Die nunmehr erzürnte und von der Schwester, die den Lovelace verworffen hatte, nochmehr aufgebrachte Familie, verbietet demselben das Haus. Man bringt einen unangenehmen Freyer auf das Tapet, der die Gunst der Eltern für sich hat, die sehr

übel

übel mit Clarissen umgehen, sie zu bewegen den Liebhaber zu heyrathen, den sie verwirft. Sie hat eine Art von Biefwechsel mit der Genehmhaltung ihrer Mutter mit dem Lovelace angefangen, der ihr gar nicht mißfällt: sie führt denselben aus zulänglichen Gründen, vielleicht auch aus Wohlgefallen fort, und hierdurch wird sie endlich, nach vielen Scenen, die vortreflich gemahlt sind, dahin gebracht, daß sie dem bey den Eltern so übel angeschriebenen Liebhaber zu einer Unterredung verhilft: diese endigt sich, durch einen neuen Streich des Lovelace, in eine Entführung, welche zwar wieder Clarissens Willen vor sich geht, weil sie sich durch eine falsche Furcht übernehmen läßt, die in einem jungen Frauenzimmer nicht unwahrscheinlich ist. Lovelace hat nicht so bald diese schöne Beute in seinen Händen, da er schon in seinem Entschlusse zu einer Heyrath zu schreiten wanket: Er bemühet sich seine Schöne zu vermögen, daß sie auf dem Fusse einer Buhlschaft mit ihm lebe, und ungeachtet die Regungen der Tugend, und der Großmuth manchmal in ihm aufwachen, und ihn bewegen, einem so vollkommenen Verdienste Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, so behält doch immer sein schändlicher Entschluß die Oberhand.

Damit er nun um so viel eher zu seinem Zwecke komme, so bringt er die Clarissa in ein der Unzucht geweyhetes Haus, wo sie sich eine Zeitlang aufhält, ohne ihre Gefahr zu kennen: er spricht ihr von Heyrath und von dem Erlaubnißzettel der geistlichen Obrigkeit, in der Absicht, ihre Zurückhaltung einzuschläffern. Er dringt ihr ein Bekänntniß ihrer Gegenliebe ab, und versucht, vermittelst einer Feuersbrunst, die er mit den Leuten im Hause abgeredet hat, um Mitternacht dieselbe zu überfallen. Clarissa weiß sich aus dieser bösen Schlinge zu ziehen, sie entflieht, und findet zu Hampstead einen sichern Ort. Lovelace suchte sie auf, und bringt es durch seine Intriguen dahin, daß er ihr allen Briefwechsel mit ihrer Freundinn abschneidet, von welcher wir unten sprechen werden. Clarissa wird durch einen neuen Streich betrogen, sie wird noch einmal nach dem schändlichen Hause gebracht, aus dem sie entwichen war, man bringt ihr Opium bey, und sie muß die allerniederträchtigste Beleidigung ausstehen. Die erschrecklichsten Scenen folgen auf diese Missethat: Clarissa entweicht einen zweyten Anfall des Lovelace, in dem sie es in ihre Gewalt stellet, sich selbst das Leben zu nehmen, und begiebt sich zum zweyten mal auf die Flucht. Die unseligen Dirnen, aus deren Bande sie sich kaum losgemacht hatte, entdecken sie, und lassen sie

un-

unter dem Vorwand einiger Schulden anhalten: man führt sie in ein häßliches Gefängniß, wo sie tausendfältig von diesen schamlosen Creaturen beleidiget wird. Lovelake wird endlich durch seine Gewissensbisse, und durch die gerechte Ehrfurcht, die ihm die unglückliche Tugend abzwingt, gerührt, er empfindet ihre Bedrängniß mit wahrem Mitleiden; er schickt einen Freund aus, einen alten Gefährten seiner Thorheiten, der aber aufrichtiger und tugendhafter ist als er; und läßt sie durch ihn befreyen. Belford, welches der Namen dieses Freundes ist, bringt sie aus ihrem Gefängnisse heraus: aber das Elend, das sie ausgestanden hat, und die barbarische Begegnung, die sie von ihren eignen Eltern und Anverwandten in diesem tiefen Unglücke erfahren muß, wirst sie auf das Krankenbette, und beraubet sie durch eine Auszehrung des Lebens. Lovelace kömmt im Duel durch die rächende Hand eines Vetters der Clarissa um, und alle Personen, die in seiner Missethat verwickelt waren, empfangen auf eine angemessene Weise ihre Strafe. Alle diese Begebenheiten tragen sich in dem Verlaufe von etwa acht Monaten zu.

Die vornehmsten Charactere, nach der Clarissa und dem Lovelace, sind die folgenden: Fräulein Howe ist eine Herzens-Freundinn der

der Clarissa; die Briefe der letztern sind an diese Fräulein geschrieben: Sie hat mit sehr guten Eigenschaften zu viel Feuer und Ungedult; die Heftigkeit ihres Temperaments erhebet die Sanftmuth der Clarissa.

Belford ist ein vertrauter Freund des Lovelace; er ist es, dem man zuschreibt, er habe die Briefe gesammelt, aus welchem das ganze Werk besteht. Er hatte in seiner Jugend mehr als zu viel Auszweifungen begangen, er läßt sich aber durch den Reitz der Tugend, und durch die Gedanken überwinden, die ihm bey dem Hinscheid verschiedener seiner Freunde und Anverwandten aufsteigen, deren Tod er gesehen hat, und auch mit unnachahmbaren Zügen beschreibt: er wird an dem Ende des Werkes die Hauptperson der Geschichte, und sammelt die Belohnungen ein, die dem Lovelace, der sich allzusehr durch seine Laster hinreissen ließ, sonst zugedacht waren. Er macht sich seines Glückes, durch den großmuthigen Schutz würdig, den er der Clarissa in ihren äussersten Bedrängnissen giebet. Seine Schreibart ist natürlich, sie hat den Schimmer der Lovelacischen nicht, doch ist sie voll guter Betrachtungen, und nimmt sich vorzüglich durch die Schildereyen heraus.

Noch etwa zwanzig Charactere sind wesentlich mit dem Hauptvorwurfe der Geschich-

te verbunden; der Verfasser hat dieselben auf eine Art unveränderlich durch das ganze Werk zu erhalten gewußt, die unendlich viel Geschmack und Aufmerksamkeit erfordert. Es kömmt keine einzige von diesen Personen vor, deren Character nicht in allen ihren Briefen, wie das Bild eines Prinzen auf allen seinen Münzen, gleichförmig geschildert seye. Man erkennet ohne Mühe, was aus der Feder der tugendhaften Norton, der grausamen Arabella, des gutmüthigen Johann Harlowes, und des schnaubenden Antons fließt. Auch sogar die mittelmäßigen Charactere sind genau ausgezeichnet, welches dabey viel schwerer ist, als solche Charactere zu mahlen, die mehr ausnehmendes und in die Augen fallendes haben. Die Briefe der Clarissa haben eine ganz besondere Art an sich. Die Schreibart des Lovelace ist mit neuen und selbstgemachten Wörtern angefüllt, die in der Englischen Sprache angehen, und eine ganz besondere Kraft besitzen, seine Begriffe auszudrücken. Bey den übrigen ist dieselbe immer angemessen. Durchgehends aber herrschet eine natürliche Anmuth, die ganz allein diesem Buche einen vorzüglichen Werth geben würde, wann schon die Art zu denken, die in demselben durch und durch beybehalten wird, nicht so vollkommen wäre, als sie es würklich ist. Wir sagen nichts, als was die ganze sonst

eben nicht leicht zu gewinnende Englische Nation sagt, wann wir die Clarissa für ein Meisterstück in der Abschilderung der Sitten, der Art zu denken, und sich natürlich und dennoch witzig auszudrücken, für ein Muster der neuesten, reinsten und zugleich der blumenreichesten Englischen Schreibart ansehen. Da die merkwürdigsten Scenen in Gesprächen ausgedrückt werden, so muß man mit Aufmerksamkeit auf die Abwechslungen der redenden Personen acht haben, die zu bemerken der Verfasser der Mühe nicht werth gefunden hat.

Das rührende, das traurige, das bewegliche ist nirgends weiter getrieben worden. Wir sind durch überzeugende Beyspiele versichert, daß die allerhärtesten und fühllosesten Herzen ihre Thränen zu hemmen nicht fähig gewesen sind, wann sie die Betrübniß der Clarissa, ihre Unfälle, und ihren Tod lasen.

Die unempfindlichsten Gemüther haben die Würkung des unwiederstehbarn Pathos empfunden, und Augen haben geweint, die bey wahren Unglücken ihrer Freunde beständig trocken geblieben sind. Wir haben in keiner Sprache etwas gelesen, daß der Geschichte der Clarissa hierinn beykomme; dann die Natur ist hier in allen ihren Umständen abgeschildert, und die Natur allein kann

unser Herz erregen. Wir sehen eine tugendhafte Person, die mit uns von gleichem Stande ist, wir sehen sie mit der erhabensten Reinigkeit des Herzens und einer verwunderungswürdigen Beständigkeit leiden. Die Unglücksfälle einer Ariane bewegen mich nicht, das Schicksal einer Prinzeßinn von Cleve rührt mich gar nicht. Diese Personen sind zu weit von mir entfernet, ihre Unfälle stehen in keiner Verhältniß mit denen, die mir selbst wiederfahren können, sie entstehen grossen theils aus strafbarer Liebe, ich empfinde, daß ich eine Fabel lese, und sogleich hört alle Rührung bey mir auf.

Die Beschreibungen sind eine der größten Zierden der Geschichte der Clarissa. Ich finde einige dergleichen, die sehr gut sind, in der Pamela, aber hier kommen derselben viel mehrere vor, sie sind edler und aufgeweckter, als in dem erstern Buche. Beltons Tod ist mit Zügen gemahlt, die den ruchlosesten Menschen, so unerschrocken er immer seyn mag, in die äusserste Bestürzung drängen müssen. Das Leiden der Clarissa in ihren grausamen Gefängnisse, die Zubereitungen zu ihrem Tode, ihr Tod selbst, ihre edelmüthige Vertheidigung wieder den zweiten Anfall des Lovelace, ihre Reu, ja so gar die Verstöhrung ihres Gemüthes, ihr Lei-

Leichenbegängniß, ist mit einem lebhaften, rührenden, einnehmenden, überzeugenden, und des ganzen Herzens sich bemeisternden Pinsel gemahlt. Ich habe nur eine Meynung hierüber gehört.

Aber was die Geschichte der Clarissa fast unschätzbar macht, das ist die Gottesfurcht, die Tugend, die Großmuth, die Klugheit, die Demuth, die in der Person der Heldinn, in ihren Thaten und in ihren Worten herrschet. Man kann die drey letzten Bände nicht lesen, ohne eine Erhabenheit des Herzens, ein gewisses reines und edles Vergnügen zu empfinden, wann man die menschliche Natur in ihrer allerhöchsten Vollkommenheit vorgestellet siehet, zu der sie die Gnade, und die reineste Tugend erheben kann.

Aber sollte diese Geschichte der Clarissa, die man uns so sehr anpreiset, keine Fehler haben? Diese Betrachtung bietet sich oft einem Leser an, wann man derselben allzusichtbarlich vorzukommen suchet. Das menschliche Herz ist von Natur böse, es tröstet sich in der Nothwendigkeit zu bewundern noch blos mit dem Vergnügen, sein Lob mit etwas Tadel zu mildern; Dieses Betragen nähert uns um etwas dem Grade der Vollkommenheit, den wir uns nicht erwehren

können, zu erheben. Aber laßt uns im Ernste und mit Billigkeit sprechen: Clarissa hat wenigstens ihre Fehler, in so fern ich dieselbe nach unsern Sitten und nach unserer Lebensart beurtheile, dann ich will nicht für allgewiß versichern, daß es Fehler für einen Englischen Leser sind.

Ich rede nicht von solchen Fehlern, die Clarissa selbst begeht, und die ihren Untergang nach sich ziehen. Es ist gewiß, daß sie mit ihrer Tugend und der vollkommenen Reinigkeit ihres Herzens, allen Briefwechsel mit dem Lovelace hätte abbrechen sollen, so bald dieses ihrer Mutter Wille gewesen ist. Die Nothwendigkeit diesen Briefwechsel fortzusetzen, damit sie ein Unglück verhüten möchte, scheint nur ein Vorwand zu seyn. Eine gute Absicht berechtiget uns nicht, übel zu handeln. Clarissa begeht auch noch einen beträchtlichen Fehler, da sie es zweymal mit ihrem Liebhaber zu einer heimlichen Unterredung kommen läßt, dessen liederlichs Leben genugsam ihr bekannt, und der ausdrücklich von ihrem Hause, durch Eltern, die sie ehret und hochschätzet, verbannet ist. Es scheint mir auch, sie nehme sich allzusehr des Lovelace wieder ihre Verwandten an, sie sollte wenigstens die Klagen, die sie wieder ihn führen, anhören,

hören, und sich gerne zu rechte weisen lassen. Sie begegnet dem Solmes viel zu übel, den sie wohl ohne Hofnung lassen, aber nicht beleidigen sollte. Auf der andern Seite ist ihre Aufführung viel zu genau, nachdem sie sich hat entführen lassen: Sie hätte mit dem Lovelace unverzüglich zur Heyrath schreiten sollen, der mehr als einmal bey den Aufwallungen, die bey ihm auch wider Willen ausbrachen, ihr seine Hand anbot. Ein junges Frauenzimmer, das sich in die Gewalt ihres Liebhabers begiebet, ist nicht mehr im Stande, die Spröde zu spielen.

Ich muß es aber wiederhohlen, diese kleinen Unvollkommenheiten der Heldinn sollen des Lesers Beyfall nicht ermindern. Clarissa mußte unglücklich werden, und dieses sollte theils den Eltern, theils den Töchtern eine Warnung seyn: jenen, daß sie ihre Kinder auf keine harte Art zu einer unangenehmen Heyrath zwingen, und diesen, daß sie sich niemals wegen einer verhoften Besserung der Willkühr eines unordentlich lebenden Liebhabers übergehen mögen. Damit nun diese Lehre um so viel natürlicher und gemeinnütziger herbeygebracht würde, that der Verfasser nicht übel, eine überaus tugendhafte Person durch die wenigen Fehler, die sie noch hat, in ihr Unglück zu führen.

ren. Was für Betrachtungen müssen nicht junge Weibspersonen hierüber machen, die alle diese Fehler haben, ohne eine einzige der erhabensten Tugenden der Clarissa zu besitzen!

Es ist auch noch wahr, daß der Verfasser das Vorrecht misbrauchet hat, das ihm die herrschende Freyheit seiner Nation giebet. Er hat in vielen Stellen seines Buches die Freyheiten, die Lovelace weit über die Schranken der sich Geziemenheit heraus nimmt, allzu umständlich beschrieben. Das allzugemüthigende Unglück, das der tugendhaften Hauptperson der Geschichte begegnet, hat etwas, das unserer Zärtlichkeit wiedersteht, und macht, daß ich für Clarissen, wenigstens in Frankreich, das Schicksal befürchte, das die Theodora des Corneille gehabt hat. Alle die liederlichen Marquises zu Paris, alle die galanten Weiber, die vor der Sache selbst gar nicht erschracken, stiessen sich an der Häßlichkeit des Ausdruckes, und die Vorstellung eines Spieles, das den Pierre Corneille zum Verfasser hatte, konnte nicht einmal zu Ende gebracht werden.

Ich weiß auch nicht, ob das Wahrscheinliche in dieser verabscheuungswürdigen Dreistigkeit des Lovelace genugsam beobachtet

tet ist *). Ein vornehmes Frauenzimmer in ein liederliches Haus zu führen, sie daselbst gefangen zu halten, ihr Mohnsaft beyzubringen, und sie zu schänden, kann dieses alles wohl in einer Nation angehen, die auf ihre Gesetze und auf ihre Freyheit so eifersüchtig ist? Konnte sich wohl Lovelace, dem es nicht am Verstande fehlte, und der auch dachte, ein Peer von Engelland zu werden, den Gefahren blos stellen, die die Nachforschungen einer mächtigen und wieder ihn aufgebrachten Familie nach sich ziehen müßten? Gebohrne Engländer müssen diesen Zweifel beantworten.

Es kömmt noch eine Scene vor, in welcher Belford mit den eckelhaftesten Farben

*) Die Geschichte der Clarissa ist mit der Schwachheit der Fräulein, die sich einmal von einem freydenkenden und freylebenden Jüngling entführen lassen, mit dem heftigen Gemüthe des Lovelace, und mit dem nur allzuwahren Verderben, das in Londen regiert, so verknüpft, daß sie zwar eine Unzufriedenheit bey einem tugendhaften Leser, aber keinen Zweifel an der Wahrscheinlichkeit erwecken kann. Es ist wie ein Dissonanz in einer künstlichen Music, die das Nachfolgende vortreflich erhöhet, und der Verfasser hat auch dessen ungeachtet die Heldinn in eine solche Erhabenheit wieder zu bringen gewußt, die fast mehr bey den Engeln als bey den Menschen ist. Haller in den G. g. Z. 1749. 202. und hauptsächlich 1750. S. 610.

Anmerkung des Uebersetzers.

ben, das eigentliche Leben einiger öffentlichen Weibsbilder beschreibet. Alles ist gut gemahlt, aber was es nöthig es zu mahlen, und müssen einem etwas feinen Geschmacke dergleichen Schildereyen nicht wiederlich seyn?

Hat man nicht zu sehr in Kleinigkeiten bey der Nachahmung der krummen und übel angeordneten Linien herunter gelassen, die die Clarissa in der Verstöhrung ihres Verstandes geschrieben hat? oder in ihrer Unterschrift, die man in einem Holzstiche nachgeahmt hat, die, um es nur im Vorbeygange zu sagen, etwas gezwungen läßt *)? Sollte Lovelace auch nicht selbst in dem Zweykampfe, der ihn zum Tode führt, allzuwenig strafbar seyn? Morden hatte ihm gedroht, wird Lovelace hierdurch, nach den Begriffen der Welt, nicht allzuwohl entschuldiget? und konnte man ihn nicht seinem Untergange durch den blossen Hang seiner unordentlichen Leidenschaften entgegen gehen lassen?

Doch wir brechen ab. Man wird niemals ein Buch sehen, das ohne Fehler sey, oder wenigstens niemals ein Buch antreffen, wo man nicht Mängel anträfe, wann man gar zu

*) Diese Kleinigkeiten sind in den neuen Auflagen der Clarissa weggeblieben.

Anmerkung des Uebersetzers.

zu stark wünschet, Mängel zu finden. Wir preisen solche Schriftsteller glücklich, die, wie der Verfasser der Clarissa, die Herzen einer ganzen Nation unleugbar gewinnen, und bloß noch etwa für den Beyfall einiger wahrer Kunstrichter zu sorgen haben.

XII.

Schreiben des Herrn von Haller, an den Herrn von Maupertuis

wegen einer Schrift des Herrn Ofrai de la Metrie, nebst einer Antwort des Herrn von Maupertuis.

1751.

Vorbericht.

Der Tod des Herrn de la Metrie, der an eben dem Tage erfolgte, an welchem der Herr von Haller sich über ihn beschwerete, macht die Bekanntmachung dieser Briefe nöthiger als jemals. Der Herr de la Metrie ist nicht mehr vorhanden, und kann folglich das Unrecht, das er gethan hat, nicht wieder gut machen, die Beschuldigung besteht noch. Sie könnte dem Herrn von Haller aller Orten schaden, wo man ihn nicht persönlich kennet. Er wird durch die Antwort des Herrn von Maupertuis völlig gerechtfertiget. Ich mache diese beyde Briefe mit so viel grösserm Vergnügen bekannt, da sie zugleich das Unrecht des Herrn de la Metrie mindern. Seine Satyre und sein Unglauben waren nur ein Schwindel, und eine Ausschweifung des Witzes. Er hat mehr böses gethan, als er zu thun Willens war.

XII.

Schreiben des Herrn von Haller.

Hochwohlgebohrner Herr!

Die Stelle, welche ich in ihrer Academie zu bekleiden die Ehre habe, giebet mir einen gegründeten Anspruch auf ihre Gewogenheit, und auf den Schutz des Königes.

Die gnädigen Gesinnungen, welche das großmächtigste Haupt dieser berühmten Gesellschaft gegen mich hat blicken lassen, und deren rechten Werth zu erkennen, ältere

Verbindungen mich gehindert haben a: Die Gütigkeit welche Ew. Hochwohlgebohrnen gehabt haben, mich davon zu benachrichtiden: macht mich so dreist, daß ich diejenigen Klagen, zu welchem ein anderes Mitglied der Academie mir Anlaß gegeben hat, Ihrer erleuchteten-Einsicht unterwerfe.

Ew. Hochwohlgebohrnen kennen, und zwar besser als ich, den Verfasser einer unlängst zum Vorscheine gekommenen Schrift b. Er hat sich nicht die Mühe gegeben, unbekannt zu bleiben. Er giebt sich zwar für meinen Freund, für meinen Zuhörer, und für einen Gefährten meiner Belustigungen aus; Allein dieser Freund liebet auf eine so ausserordentliche Art, daß ich mich wieder seine Freundschaft zu vertheidigen genöthigt bin.

Es sind vier Jahre verflossen, seit dem er mir die unvermuthete Ehre anthat, und mir

a Dieser Brief ergieng an den Herrn von Haller im Jahr 1749. und der König von Preussen lud ihn damals mit grossen Bedingungen an seinen Hof ein. Im Jahr 1755. wurde er nochmal als Kanzler und Curator der Universität zu Halle in Preußische Diensten verlangt. Das erstemal ließ ihm die Dankbarkeit gegen den Großbritannischen Hof nicht zu, die angebottene Freygebigkeit anzunehmen, und das letztere opferte er alles der Liebe zum Vaterlande auf.

b Le petit Homme.

mir ein Buch c zueignete, in welchem er den allgemeinen Grundsatz aller Religionen, nemlich das Daseyn des höchsten Wesens, in Zweifel zu ziehen, übernimmt. Man verwunderte sich sowohl in Paris, als in meinem Vaterlande, da man mich in einer Verbindung mit einem Schriftsteller sah, der von demjenigen, was der übrige Theil der Menschen für das Heiligste hält, mit so weniger Mäßigung spricht. Man gab mir diese Verwunderung zu erkennen. Sollte der Herr von Haller, sagte man, auch wohl dem Herrn de la Metrie ähnlich seyn? Ich war eben mit einem Werke beschäftiget, das zur Vertheidigung eben derselben Religion dienen sollte d, die dieser Arzt angriff. Seine Zuschrift und meine Denkungsart machten einen Wiederspruch mit einander aus, den ich mich verbunden glaubte zu heben. Ich schrieb deswegen an den Herrn von Reaumür, und dieser machte meinen Brief bekannt, den ich in den behutsamsten Ausdrücken gefaßt hatte. Ich begnügte mich blos die Welt zu versichern, daß ich weder ein Freund noch ein Lehrmeister des Mannes wäre, dessen Denkungsart so wenig mit der meinigen übereinstimmte; daß ich

c L'homme machine.

d Die Vorrede, die den Anfang dieser Sammlung macht.

ihn auch niemals gesehen, noch den geringsten Umgang mit ihm gehabt hätte.

Es scheint, dieser in dem Journal des Savants e bekannt gemachte Brief habe meinen vermeynten Schüler aufgebracht. Seine Schrift, die vor mir liegt, ist vermuthlich in der Absicht geschrieben, mich wegen der Art und Weise zu bestrafen, mit welcher ich seine Lobsprüche angenommen habe.

Ew. Hochwohlgebohrnen werden vielleicht einwenden, es seye alles nur eine Spötterey, und ein Scherz, der nichts zu bedeuten habe, weil die Falschheit der Erzählung einem jeden in die Augen fällt, weil der Verfasser selbst von allem demjenigen, was er gesagt hat, nichts glaubt, und weil man auf jeder Seite Spuren antrift, die den Leser verhindern, sich zu meinem Nachtheile zu betriegen. Allein es giebet allemal mehr als einen Bäyle, und es werden sich beständig Sammler geheimer Nachrichten finden; Je beissender, je wiedersprechender dergleichen Nachrichten dem Character sind, zu dem ein Schriftsteller sich öffentlich bekannt hat, desto mehr Vortheile glauben diese Sammler aus denselben zu ziehen. Was für ein Wiederspruch wäre es nicht, zu eben derselben Zeit für die Religion zu schreiben, in welcher

e Im Mayen. 1749.

cher ich mit einem Demetrius die Atheisterey predige, und zwar in Gesellschaften, die sich mit dem Tone meines ganzen Lebens so wenig reimen.

Ew. Hochwohlgebohrnen sehen, wie weit sich die Rache des Herrn de la Metrie erstrecken könnte. Sie zielet auf nichts geringers ab, als mich sowohl bey den Christen, mit welchen ich lebe, als bey den Freygeistern, denen er mich beygesellet, verhaßt zu machen.

Was für eine Schmach würde ich nicht, so wohl den Menschen als den höchsten Wesen anthun, wenn ich beyde zugleich zubetriegen suchte: Wann ich Empfindungen der Religion vorgebe, die mein Herz mit Lügen strafte, und die ich in der Gegenwart eines Menschen verläugnet hätte, der so geneigt ist, sich meine Unvorsichtigkeit zu Nutzen zu machen. Würde man sich wohl entbrechen können, einen solchen Menschen, als der Herr de la Metrie aus mir gemacht hat, auf das äusserste zu verachten? Und was für ein Zustand kann wohl grausamer seyn, als der Zustand eines Menschen, der von dem schätzbarsten Theile der Welt, nemlich, von allen denjenigen verachtet wird, welche die Wahrheit und Tugend lieben!

können, zu erheben. Aber laßt uns im Ernste und mit Billigkeit sprechen: Clarissa hat wenigstens ihre Fehler, in so fern ich dieselbe nach unsern Sitten und nach unserer Lebensart beurtheile, dann ich will nicht für allgewiß versichern, daß es Fehler für einen Englischen Leser sind.

Ich rede nicht von solchen Fehlern, die Clarissa selbst begeht, und die ihren Untergang nach sich ziehen. Es ist gewiß, daß sie mit ihrer Tugend und der vollkommenen Reinigkeit ihres Herzens, allen Briefwechsel mit dem Lovelace hätte abbrechen sollen, so bald dieses ihrer Mutter Wille gewesen ist. Die Nothwendigkeit diesen Briefwechsel fortzusetzen, damit sie ein Unglück verhüten möchte, scheint nur ein Vorwand zu seyn. Eine gute Absicht berechtiget uns nicht, übel zu handeln. Clarissa begeht auch noch einen beträchtlichen Fehler, da sie es zweymal mit ihrem Liebhaber zu einer heimlichen Unterredung kommen läßt, dessen liederlichs Leben genugsam ihr bekannt, und der ausdrücklich von ihrem Hause, durch Eltern, die sie ehret und hochschätzet, verbannet ist. Es scheint mir auch, sie nehme sich allzusehr des Lovelace wieder ihre Verwandten an, sie sollte wenigstens die Klagen, die sie wieder ihn führen, anhören,

hören, und sich gerne zu rechte weisen lassen. Sie begegnet dem Solmes viel zu übel, den sie wohl ohne Hofnung lassen, aber nicht beleidigen sollte. Auf der andern Seite ist ihre Aufführung viel zu genau, nachdem sie sich hat entführen lassen: Sie hätte mit dem Lovelace unverzüglich zur Heyrath schreiten sollen, der mehr als einmal bey den Aufwallungen, die bey ihm auch wider Willen ausbrachen, ihr seine Hand anbot. Ein junges Frauenzimmer, das sich in die Gewalt ihres Liebhabers begiebet, ist nicht mehr im Stande, die Spröde zu spielen.

Ich muß es aber wiederhohlen, diese kleinen Unvollkommenheiter der Heldinn sollen des Lesers Beyfall nicht ermindern. Clarissa mußte unglücklich werden, und dieses sollte theils den Eltern, theils den Töchtern eine Warnung seyn: jenen, daß sie ihre Kinder auf keine harte Art zu einer unangenehmen Heyrath zwingen, und diesen, daß sie sich niemals wegen einer verhoften Besserung der Willkühr eines unordentlich lebenden Liebhabers übergehen mögen. Damit nun diese Lehre um so viel natürlicher und gemeinnütziger herbeygebracht würde, that der Verfasser nicht übel, eine überaus tugendhafte Person durch die wenigen Fehler, die sie noch hat, in ihr Unglück zu führen.

ren. Was für Betrachtungen müssen nicht junge Weibspersonen hierüber machen, die alle diese Fehler haben, ohne eine einzige der erhabensten Tugenden der Clarissa zu besitzen!

Es ist auch noch wahr, daß der Verfasser das Vorrecht misbrauchet hat, das ihm die herrschende Freyheit seiner Nation giebet. Er hat in vielen Stellen seines Buches die Freyheiten, die Lovelace weit über die Schranken der sich Geziemenheit heraus nimmt, allzu umständlich beschrieben. Das allzugemüthigende Unglück, das der tugendhaften Hauptperson der Geschichte begegnet, hat etwas, das unserer Zärtlichkeit wiedersteht, und macht, daß ich für Clarissen, wenigstens in Frankreich, das Schicksal befürchte, das die Theodora des Corneille gehabt hat. Alle die liederlichen Marquises zu Paris, alle die galanten Weiber, die vor der Sache selbst gar nicht erschracken, stiessen sich an der Häßlichkeit des Ausdruckes, und die Vorstellung eines Spieles, das den Pierre Corneille zum Verfasser hatte, konnte nicht einmal zu Ende gebracht werden.

Ich weiß auch nicht, ob das Wahrscheinliche in dieser verabscheuungswürdigen Dreistigkeit des Lovelace genugsam beobachtet

tet ist *). Ein vornehmes Frauenzimmer in ein liederliches Haus zu führen, sie daselbst gefangen zu halten, ihr Mohnsaft beyzubringen, und sie zu schänden, kann dieses alles wohl in einer Nation angehen, die auf ihre Gesetze und auf ihre Freyheit so eifersüchtig ist? Konnte sich wohl Lovelace, dem es nicht am Verstande fehlte, und der auch dachte, ein Peer von Engelland zu werden, den Gefahren blos stellen, die die Nachforschungen einer mächtigen und wieder ihn aufgebrachten Familie nach sich ziehen müßten? Gebohrne Engländer müssen diesen Zweifel beantworten.

Es kömmt noch eine Scene vor, in welcher Belford mit den eckelhaftesten Far-

*) Die Geschichte der Clarissa ist mit der Schwachheit der Fräulein, die sich einmal von einem freydenkenden und freylebenden Jüngling entführen lassen, mit dem heftigen Gemüthe des Lovelace, und mit dem nur allzuwahren Verderben, das in Londen regiert, so verknüpft, daß sie zwar eine Unzufriedenheit bey einem tugendhaften Leser, aber keinen Zweifel an der Wahrscheinlichkeit erwecken kann. Es ist wie ein Dissonanz in einer künstlichen Music, die das Nachfolgende vortreflich erhöhet, und der Verfasser hat auch dessen ungeachtet die Heldinn in eine solche Erhabenheit wieder zu bringen gewußt, die fast mehr bey den Engeln als bey den Menschen ist. Haller in den G. g. Z. 1749. 202. und hauptsächlich 1750. S. 610.

Anmerkung des Uebersetzers.

ben, das eigentliche Leben einiger öffentlichen Weibsbilder beschreibet. Alles ist gut gemahlt, aber was es nöthig es zu mahlen, und müssen einem etwas feinen Geschmacke dergleichen Schildereyen nicht wiederlich seyn?

Hat man nicht zu sehr in Kleinigkeiten bey der Nachahmung der krummen und übel angeordneten Linien herunter gelassen, die die Clarissa in der Verstöhrung ihres Verstandes geschrieben hat? oder in ihrer Unterschrift, die man in einem Holzstiche nachgeahmt hat, die, um es nur im Vorbeygange zu sagen, etwas gezwungen läßt *)? Sollte Lovelace auch nicht selbst in dem Zweykampfe, der ihn zum Tode führt, allzuwenig strafbar seyn? Morden hatte ihm gedroht, wird Lovelace hierdurch, nach den Begriffen der Welt, nicht allzuwohl entschuldiget? und konnte man ihn nicht seinem Untergange durch den blossen Hang seiner unordentlichen Leidenschaften entgegen gehen lassen?

Doch wir brechen ab. Man wird niemals ein Buch sehen, das ohne Fehler sey, oder wenigstens niemals ein Buch antreffen, wo man nicht Mängel anträfe, wann man gar

zu

* Diese Kleinigkeiten sind in den neuen Auflagen der Clarissa weggeblieben.

Anmerkung des Uebersetzers.

zu stark wünschet, Mängel zu finden. Wir preisen solche Schriftsteller glücklich, die, wie der Verfasser der Clarissa, die Herzen einer ganzen Nation unleugbar gewinnen, und bloß noch etwa für den Beyfall einiger wahrer Kunstrichter zu sorgen haben.

XII.

XII.

Schreiben des Herrn von Haller, an den Herrn von Maupertuis

wegen einer Schrift des Herrn Ofrai de la Metrie, nebst einer Antwort des Herrn von Maupertuis.

1751.

Vorbericht.

Der Tod des Herrn de la Metrie, der an eben dem Tage erfolgte, an welchem der Herr von Haller sich über ihn beschwerete, macht die Bekanntmachung dieser Briefe nöthiger als jemals. Der Herr de la Metrie ist nicht mehr vorhanden, und kann folglich das Unrecht, das er gethan hat, nicht wieder gut machen, die Beschuldigung besteht noch. Sie könnte dem Herrn von Haller aller Orten schaden, wo man ihn nicht persönlich kennet. Er wird durch die Antwort des Herrn von Maupertuis völlig gerechtfertiget. Ich mache diese beyde Briefe mit so viel grösserm Vergnügen bekannt, da sie zugleich das Unrecht des Herrn de la Metrie mindern. Seine Satyre und sein Unglauben waren nur ein Schwindel, und eine Ausschweifung des Witzes. Er hat mehr böses gethan, als er zu thun Willens war.

XII.

Schreiben des Herrn von Haller.

Hochwohlgebohrner Herr!

Die Stelle, welche ich in ihrer Academie zu bekleiden die Ehre habe, giebet mir einen gegründeten Anspruch auf ihre Gewogenheit, und auf den Schutz des Königes.

Die gnädigen Gesinnungen, welche das großmächtigste Haupt dieser berühmten Gesellschaft gegen mich hat blicken lassen, und deren rechten Werth zu erkennen, ältere

Verbindungen mich gehindert haben a: Die Gütigkeit welche Ew. Hochwohlgebohrnen gehabt haben, mich davon zu benachrichtiden: macht mich so dreist, daß ich diejenigen Klagen, zu welchem ein anderes Mitglied der Academie mir Anlaß gegeben hat, Ihrer erleuchteten-Einsicht unterwerfe.

Ew. Hochwohlgebohrnen kennen, und zwar besser als ich, den Verfasser einer unlängst zum Vorscheine gekommenen Schrift b. Er hat sich nicht die Mühe gegeben, unbekannt zu bleiben. Er giebt sich zwar für meinen Freund, für meinen Zuhörer, und für einen Gefährten meiner Belustigungen aus; Allein dieser Freund liebet auf eine so ausserordentliche Art, daß ich mich wieder seine Freundschaft zu vertheidigen genöthigt bin.

Es sind vier Jahre verflossen, seit dem er mir die unvermuthete Ehre anthat, und mir

a Dieser Brief ergieng an den Herrn von Haller im Jahr 1749. und der König von Preussen lud ihn damals mit grossen Bedingungen an seinen Hof ein. Im Jahr 1755. wurde er nochmal als Kanzler und Curator der Universität zu Halle in Preußische Diensten verlangt. Das erstemal ließ ihm die Dankbarkeit gegen den Großbritannischen Hof nicht zu, die angebottene Freygebigkeit anzunehmen, und das letztere opferte er alles der Liebe zum Vaterlande auf.

b Le petit Homme.

mir ein Buch c zueignete, in welchem er den allgemeinen Grundsatz aller Religionen, nemlich das Daseyn des höchsten Wesens, in Zweifel zu ziehen, übernimmt. Man verwunderte sich sowohl in Paris, als in meinem Vaterlande, da man mich in einer Verbindung mit einem Schriftsteller sah, der von denjenigen, was der übrige Theil der Menschen für das Heiligste hält, mit so weniger Mäßigung spricht. Man gab mir diese Verwunderung zu erkennen. Sollte der Herr von Haller, sagte man, auch wohl dem Herrn de la Metrie ähnlich seyn? Ich war eben mit einem Werke beschäftiget, das zur Vertheidigung eben derselben Religion dienen sollte d, die dieser Arzt angriff. Seine Zuschrift und meine Denkungsart machten einen Wiederspruch mit einander aus, den ich mich verbunden glaubte zu heben. Ich schrieb deswegen an den Herrn von Reaumür, und dieser machte meinen Brief bekannt; den ich in den behutsamsten Ausdrücken gefaßt hatte. Ich begnügte mich blos die Welt zu versichern, daß ich weder ein Freund noch ein Lehrmeister des Mannes wäre, dessen Denkungsart so wenig mit der meinigen übereinstimmte; daß ich

c L'homme machine.

d Die Vorrede, die den Anfang dieser Sammlung macht.

ihn auch niemals gesehen, noch den geringsten Umgang mit ihm gehabt hätte.

Es scheint, dieser in dem Journal des Savants e bekannt gemachte Brief habe meinen vermeynten Schüler aufgebracht. Seine Schrift, die vor mir liegt, ist vermuthlich in der Absicht geschrieben, mich wegen der Art und Weise zu bestrafen, mit welcher ich seine Lobsprüche angenommen habe.

Ew. Hochwohlgebohrnen werden vielleicht einwenden, es seye alles nur eine Spötterey, und ein Scherz, der nichts zu bedeuten habe, weil die Falschheit der Erzählung einem jeden in die Augen fällt, weil der Verfasser selbst von allem demjenigen, was er gesagt hat, nichts glaubt, und weil man auf jeder Seite Spuren antrift, die den Leser verhindern, sich zu meinem Nachtheile zu betriegen. Allein es giebet allemal mehr als einen Bäyle, und es werden sich beständig Sammler geheimer Nachrichten finden; Je beissender, je wiedersprechender dergleichen Nachrichten dem Character sind, zu dem ein Schriftsteller sich öffentlich bekannt hat, desto mehr Vortheile glauben diese Sammler aus denselben zu ziehen. Was für ein Wiederspruch wäre es nicht, zu eben derselben Zeit für die Religion zu schreiben, in welcher

e Im Mayen. 1749.

cher ich mit einem Demetrius die Atheisterey predige, und zwar in Gesellschaften, die sich mit dem Tone meines ganzen Lebens so wenig reimen.

Ew. Hochwohlgebohrnen sehen, wie weit sich die Rache des Herrn de la Metrie erstrecken könnte. Sie zielet auf nichts geringers ab, als mich sowohl bey den Christen, mit welchen ich lebe, als bey den Freygeistern, denen er mich beygesellet, verhaßt zu machen.

Was für eine Schmach würde ich nicht, so wohl den Menschen als den höchsten Wesen anthun, wenn ich beyde zugleich zubetriegen suchte: Wann ich Empfindungen der Religion vorgebe, die mein Herz mit Lügen strafte, und die ich in der Gegenwart eines Menschen verläugnet hätte, der so geneigt ist, sich meine Unvorsichtigkeit zu Nutzen zu machen. Würde man sich wohl entbrechen können, einen solchen Menschen, als der Herr de la Metrie aus mir gemacht hat, auf das äusserste zu verachten? Und was für ein Zustand kann wohl grausamer seyn, als der Zustand eines Menschen, der von dem schätzbarsten Theile der Welt, nemlich, von allen denjenigen verachtet wird, welche die Wahrheit und Tugend lieben!

Mir einige Ducaten zu entwenden, heißt mir den hundertsten Theil meines Vermögens rauben, den ich leicht wieder erwerben kann, ja dessen hundertfacher Verlust nicht unersetzlich ist. Mich bey allem Freunden des Guten und des Wahren verhaßt machen, heißt mir alles dasjenige nehmen, was mein Daseyn erträglich machen kann, und mir alle Menschen überhaupt zu Feinde machen, nach deren Freundschaft ich strebe.

Ich berufe mich auf Ew. Hochwohlgebohrnen. Kann ich anders als wünschen, einen wenigstens wegen seiner Absichten so gefährlichen Feind zu entwafnen! Kann ich meinen Character so sehr verachten, daß ich ihn nicht zu vertheidigen würdigen sollte, wann man mich mit den Heuchlern und den Freygeistern zugleich in eine Classe setzet! Mein Stillschweigen würde das Ansehen einer Ueberzeugung haben. Gegen einen Freund, der die ganze Falschheit der Satyre einsiehet, findet man zehn hochachtungswürdige Personen, die wie Ew. Hochwohlgebohnen mich nicht persönlich kennen: und deren Hochachtung das kostbarste Geschenk der Vorsehung ist.

Der Herr de la Metrie, hat mich, wie er sagt, im Jahre 1735. gesehen, gekannt f, und meine Vorlesungen angehöret; er hat sich im Jahre 1736. bey mir aufgehalten, und ist so gar eine lange Zeit mit mir umgegangen g, Er hat vermuthlich seine Ursachen gehabt, warum er eben dieser Zeitpuncten bestimmet; Es scheint, er seye noch im Jahre 1736. nach Frankreich zurück gegangen, da er im Jahre 1735. sein Lehrgebäude von den venerischen Krankheiten, und in den folgenden Jahren andre Werke hat drucken lassen.

Allein wann gleich das Jahr 1735. mit seiner Geschichte übereinstimmet: so stimmet es doch mit der Meinigen nicht überein. Wie hat er mich im Jahre 1735. zu Göttingen kennen, und meine Vorlesungen anhören können, da ich erst gegen das Ende des Jahres 1736. dahin gekommen bin? Ueberdem findet sich sein Namen in unsern Registern nirgends aufgezeichnet: Und ein Franzose, der eine Deutsche Hohe Schule besuchet, ist eine gar zu ungewöhnliche Erscheinung, als daß man solche nicht bemerken sollte.

f p. 38.

g. p. 50.

Er hat, sagt er, im Jahre 1736. eine gelehrte Probschrift h, unter meinem Vorsitze vertheidiget. Er führet so gar den Innhalt derselben an. Ich habe im Jahre 1736. gar nicht disputiret, und niemals eine Streitschrift vertheidiget, die von der güldenen Ader handelt?

Ich habe den Herrn de la Metrie bey dem Herrn Steiger von Wittighofen bekannt gemacht, den er allein uns hat kennen gelehret, und den ich gar nicht kenne. Er hat vermuthlich vergessen, daß er mich zu Göttingen gesehen, und dieser Herr Steiger beständig in der Schweitz gelebt hat. Es würde mir schwer gefallen seyn, den Herrn de la Metrie zu einem Manne zu führen, von dem wir beyderseits, wie der Herr de la Metrie selbst bekennet, 150 Meilen entfernt waren, er in Hollaud, ich in Göttingen.

Er und sein eingebildeter Freund haben mit mir auf eine unerlaubte Art ausgeschweifet, und bey unzüchtigen Weibern Mahlzeiten gehalten i.

Diese Geschichte ist abscheulich, und es kostet mich viel Gedult, daß ich sie nicht mit dem

h p. 39.

i p. 46.

dem Titel einer Verläumdung belege. Was für Meynungen auch manche witzige Köpfe von den Sitten hegen, so ist doch meine Meynung jederzeit dahin gegangen, daß die Sitten mit unsern Lehrsätzen übereinstimmen müssen. Wann ich gleich nicht so regelmäßig hätte denken wollen, so würde doch meine beständig schwächliche, und von harten Krankheiten unterbrochene Gesundheit, mich zum Begriffe der Nüchternheit, die den Plan meiner Lebensart bilden, gar bald zurück gerufen haben. Ich habe fast mein ganzes Leben in der Einsamkeit zugebracht, weil meine Beschäftigungen, und die Sorge für meine Gesundheit, solches erfoderten.

Was das Jahr 1751. anbelangt, welches der Herr de la Metrie bestimmt, indem er mich meine Vorrede zu der deutschen Uebersetzung der allgemeinen Historie der Natur des Herrn von Büffon anführen läßt k, so ist es gewiß grausam, daß er mir andichtet, ich habe auch damals bey Buhlschaften gespeiset. Mein Alter, die Anzahl meiner Kinder, der Wiederspruch, den eine öffentliche Ausschweifung mit den Sitten und der Lebensart zu Göttingen, einem kleinem Orte wo nichts verborgen bleibt, und mit dem regelmäßigen Leben macht, dessen ich mich

k p. 64.

jederzeit beflissen habe: Der Zustand meiner Gesundheit, die eben, wie es Ew. Hochwohlgebohrnen nicht unbekannt ist, durch eine gefährliche Krankheit aufs neue geschwächt war, alles kömmt mir zu Hülfe, um den Wiederspruch recht deutlich zu machen, den die Erzählung meines leichtsinnigen Gegners würket. So viel Bürger, so viele Studierende, als auf unserer Hohen Schule sind, so viel Zeugen werden ihn wiederlegen. Sollte es wohl erlaubt seyn, einem Menschen Sitten anzudichten, die von den Sitten derselben so gänzlich unterschieden sind! Duldet das gemeine Wesen Leute, die ihr ganzes Leben damit zubringen, daß sie diejenigen, die sie zu hassen für gut finden, mit allen den Farben abschildern, die eine erhitzte Einbildungskraft ihnen leyhet!

Die Rede, welche der Herr de la Metrie mir zu leyhen, die Gütigkeit gehabt hat, hat zum Glücke die Merkmahle seiner Hand behalten. Es ist ihm nicht gelungen, meine Sprache nachzuahmen. Das Glück des Herrn Bouillac, und einiger andern Aerzte des französischen Hofes, ist der Gegenstand seiner Satyre in der Penelope; allein was für Ursachen sollte ich haben, Männern ihre Stellen zu beneiden, deren Glück von meinen Hofnungen durch so unübersteigliche Schran-

Schranken abgesondert ist, als der Unterschied des Vaterlandes und der Religion ist, Männern die nichts geschrieben haben, oder deren Schriften wenigstens nicht bis zu mir gekommen sind. Frankreichs Entlegenheit von den Ländern, in welchen ich gelebt habe, wird mir wegen dieser Aerzte zur Entschuldigung dienen, wann ich versichere, ich habe niemals ihre Namen nennen gehört. Sie können sehr viele Hochachtung verdienen, ohne daß sie einem Göttingischen Lehrer bekannt seyen; allein sie können seinen Neid gewiß nicht rege machen.

Was die Lobeserhebungen anlanget, welche man in der Bibliotheque raisonnée findet, und die der Herr de la Metrie auf meine Rechnung setzt l: so ist davon nicht eine einzige Zeile aus meiner Feder geflossen. Es ist so lächerlich sich selbst zu loben, daß man aus lauter Eitelkeit sich vor einer solchen Thorheit hüten sollte. Wann man sich selbst den Zoll des Lobeserhebungen abträgt, so befreyet man die Welt von dieser Pflicht. Herr Massüet ist der Verfertiger der einzigen Lobschrift, in der Bibliotheque raisonnée, m die

l p. 37.

m. T. 46. P. I. p. 169.

die mir bekannt ist. Er hat sich dadurch zu erkennen gegeben, daß er seine eigenen Schriften anführet.

Mein Wissen, und den rechten Werth meiner Arbeiten, gebe ich dem Urtheile der Welt preiß. Wenige Personen können mich kennen, und sich selbst von meinem Character versichern. Allein jedermann kann meine Werke lesen, und solche beurtheilen. Wann ich indessen wieder einige sehr unhöfliche Ausdrücke, eine Schutzschrift zu schreiben hätte, so würde ich den Herrn de la Metrie ihm selbst entgegen setzen. Er, dessen Geschmack so fein und so schwer zu befriedigen ist, würde er wohl sechs Bände von meinen Werken übersetzet haben, wenn er solche nicht fürtreflich n gefunden hätte? Besitzet dann dieser zwiefache Sohn des Apollo o, dessen Verdienste er so prächtig besungen hat, im Jahr 1751. nicht mehr dasjenige, was ihm im Jahre 1747. so viele Lobsprüche, von dem Herrn de la Metrie, zu gezogen hat!

Wird

n Dieses sind den Herrn de la Metrie eigene Ausdrücke in der Vorrede zur Uebersetzung meiner Auslegung der Boerhavischen Vorlesungen, die er in 7 Octavbänden geliefert hat.

o In der Vorrede zum Homme machine.

Wird es wohl, nach dieser Anmerkung noch nöthig seyn, den Herrn de la Metrie zu bitten, diejenigen Stellen in meinen Gedichten anzuzeigen, in welchem er den Materialismum gefunden hat? Er wird solchen vielmehr in dem Character p eines zweifelnden Weltweisen gemißbilliget finden, zwischen welchem, und dem abergläubischen Pöbel q, ich die rechte Mittelstrasse setze, auf welcher meinem Bedünken nach, ein Weiser gehen soll, oder auf dem ich selber wenigstens wandle. Er wird auf jeder Seite das Wiederspiel seiner Klage finden, so oft ich meine eigene Gedanken vortrage r.

Es ist unnöthig, mich wegen meiner Doris zu vertheidigen, von welcher der Herr de la Metrie eine Art einer Umschreibung gemacht hat s. Wenn eine Liebeserklärung mich bey meinem jetzigen Alter lächerlich machen würde, so ist sie doch einem jungen Menschen von 20 Jahren zu verzeihen

p P. 36.

q Im Gedichte über den Aberglauben und Unglauben.

r Im Gedichte über den Ursprung des Uebels.

s Im Anfange der Art. de Jouir.

Mir einige Ducaten zu entwenden, heißt mir den hundertsten Theil meines Vermögens rauben, den ich leicht wieder erwerben kann, ja dessen hundertfacher Verlust nicht unersetzlich ist. Mich bey allem Freunden des Guten und des Wahren verhaßt machen, heißt mir alles dasjenige nehmen, was mein Daseyn erträglich machen kann, und mir alle Menschen überhaupt zu Feinde machen, nach deren Freundschaft ich strebe.

Ich berufe mich auf Ew. Hochwohlgebohrnen. Kann ich anders als wünschen, einen wenigstens wegen seiner Absichten so gefährlichen Feind zu entwafnen! Kann ich meinen Character so sehr verachten, daß ich ihn nicht zu vertheidigen würdigen sollte, wann man mich mit den Heuchlern und den Freygeistern zugleich in eine Classe setzet! Mein Stillschweigen würde das Ansehen einer Ueberzeugung haben. Gegen einen Freund, der die ganze Falschheit der Satyre einsiehet, findet man zehn hochachtungswürdige Personen, die wie Ew. Hochwohlgebohnen mich nicht persönlich kennen: und deren Hochachtung das kostbarste Geschenk der Vorsehung ist.

Der Herr de la Metrie, hat mich, wie er sagt, im Jahre 1735. gesehen, gekannt f, und meine Vorlesungen angehöret; er hat sich im Jahre 1736. bey mir aufgehalten, und ist so gar eine lange Zeit mit mir umgegangen g, Er hat vermuthlich seine Ursachen gehabt, warum er eben dieser Zeitpuncten bestimmet; Es scheint, er seye noch im Jahre 1736. nach Frankreich zurück gegangen, da er im Jahre 1735. sein Lehrgebäude von den venerischen Krankheiten, und in den folgenden Jahren andre Werke hat drucken lassen.

Allein wann gleich das Jahr 1735. mit seiner Geschichte übereinstimmet: so stimmet es doch mit der Meinigen nicht überein. Wie hat er mich im Jahre 1735. zu Göttingen kennen, und meine Vorlesungen anhören können, da ich erst gegen das Ende des Jahres 1736. dahin gekommen bin? Ueberdem findet sich sein Namen in unsern Registern nirgends aufgezeichnet: Und ein Franzose, der eine Deutsche Hohe Schule besuchet, ist eine gar zu ungewöhnliche Erscheinung, als daß man solche nicht bemerken sollte.

f p. 38.

g. p. 50.

Er hat, sagt er, im Jahre 1736. eine gelehrte Probschrift h, unter meinem Vorsitze vertheidiget. Er führet so gar den Innhalt derselben an. Ich habe im Jahre 1736. gar nicht disputiret, und niemals eine Streitschrift vertheidiget, die von der güldenen Ader handelt?

Ich habe den Herrn de la Metrie bey dem Herrn Steiger von Wittighofen bekannt gemacht, den er allein uns hat kennen gelehret, und den ich gar nicht kenne. Er hat vermuthlich vergessen, daß er mich zu Göttingen gesehen, und dieser Herr Steiger beständig in der Schweitz gelebt hat. Es würde mir schwer gefallen seyn, den Herrn de la Metrie zu einem Manne zu führen, von dem wir beyderseits, wie der Herr de la Metrie selbst bekennet, 150 Meilen entfernt waren, er in Hollaud, ich in Göttingen.

Er und sein eingebildeter Freund haben mit mir auf eine unerlaubte Art ausgeschweifet, und bey unzüchtigen Weibern Mahlzeiten gehalten i.

Diese Geschichte ist abscheulich, und es kostet mich viel Gedult, daß ich sie nicht mit dem

h p. 39.

i p. 46.

dem Titel einer Verläumdung belege. Was für Meynungen auch manche witzige Köpfe von den Sitten hegen, so ist doch meine Meynung jederzeit dahin gegangen, daß die Sitten mit unsern Lehrsätzen übereinstimmen müssen. Wann ich gleich nicht so regelmäßig hätte denken wollen, so würde doch meine beständig schwächliche, und von harten Krankheiten unterbrochene Gesundheit, mich zum Begriffe der Nüchternheit, die den Plan meiner Lebensart bilden, gar bald zurück gerufen haben. Ich habe fast mein ganzes Leben in der Einsamkeit zugebracht, weil meine Beschäftigungen, und die Sorge für meine Gesundheit, solches erfoderten.

Was das Jahr 1751. anbelangt, welches der Herr de la Metrie bestimmt, indem er mich meine Vorrede zu der deutschen Uebersetzung der allgemeinen Historie der Natur des Herrn von Büffon anführen läßt k, so ist es gewiß grausam, daß er mir andichtet, ich habe auch damals bey Buhlschaften gespeiset. Mein Alter, die Anzahl meiner Kinder, der Wiederspruch, den eine öffentliche Ausschweifung mit den Sitten und der Lebensart zu Göttingen, einem kleinem Orte wo nichts verborgen bleibt, und mit dem regelmäßigen Leben macht, dessen ich mich

k p. 64.

jederzeit beflissen habe: Der Zustand meiner Gesundheit, die eben, wie es Ew. Hochwohlgebohrnen nicht unbekannt ist, durch eine gefährliche Krankheit aufs neue geschwächt war, alles kömmt mir zu Hülfe, um den Wiederspruch recht deutlich zu machen, den die Erzählung meines leichtsinnigen Gegners würket. So viel Bürger, so viele Studierende, als auf unserer Hohen Schule sind, so viel Zeugen werden ihn wiederlegen. Sollte es wohl erlaubt seyn, einem Menschen Sitten anzudichten, die von den Sitten derselben so gänzlich unterschieden sind! Duldet das gemeine Wesen Leute, die ihr ganzes Leben damit zubringen, daß sie diejenigen, die sie zu hassen für gut finden, mit allen den Farben abschildern, die eine erhitzte Einbildungskraft ihnen leyhet!

Die Rede, welche der Herr de la Metrie mir zu leyhen, die Gütigkeit gehabt hat, hat zum Glücke die Merkmahle seiner Hand behalten. Es ist ihm nicht gelungen, meine Sprache nachzuahmen. Das Glück des Herrn Bouillac, und einiger andern Aerzte des französischen Hofes, ist der Gegenstand seiner Satyre in der Penelope; allein was für Ursachen sollte ich haben, Männern ihre Stellen zu beneiden, deren Glück von meinen Hofnungen durch so unübersteigliche Schran-

Schranken abgesondert ist, als der Unterschied des Vaterlandes und der Religion ist, Männern die nichts geschrieben haben, oder deren Schriften wenigstens nicht bis zu mir gekommen sind. Frankreichs Entlegenheit von den Ländern, in welchen ich gelebt habe, wird mir wegen dieser Aerzte zur Entschuldigung dienen, wann ich versichere, ich habe niemals ihre Namen nennen gehört. Sie können sehr viele Hochachtung verdienen, ohne daß sie einem Göttingischen Lehrer bekannt seyen; allein sie können seinen Neid gewiß nicht rege machen.

Was die Lobeserhebungen anlanget, welche man in der Bibliotheque raisonnée findet, und die der Herr de la Metrie auf meine Rechnung setzt l: so ist davon nicht eine einzige Zeile aus meiner Feder geflossen. Es ist so lächerlich sich selbst zu loben, daß man aus lauter Eitelkeit sich vor einer solchen Thorheit hüten sollte. Wann man sich selbst den Zoll des Lobeserhebungen abträgt, so befreyet man die Welt von dieser Pflicht. Herr Massüet ist der Verfertiger der einzigen Lobschrift, in der Bibliotheque raisonnée, m die

l p. 37.

m. T. 46. P. I. p. 169.

die mir bekannt ist. Er hat sich dadurch zu erkennen gegeben, daß er seine eigenen Schriften anführet.

Mein Wissen, und den rechten Werth meiner Arbeiten, gebe ich dem Urtheile der Welt preiß. Wenige Personen können mich kennen, und sich selbst von meinem Character versichern. Allein jedermann kann meine Werke lesen, und solche beurtheilen. Wann ich indessen wieder einige sehr unhöfliche Ausdrücke, eine Schutzschrift zu schreiben hätte, so würde ich den Herrn de la Metrie ihm selbst entgegen setzen. Er, dessen Geschmack so fein und so schwer zu befriedigen ist, würde er wohl sechs Bände von meinen Werken übersetzet haben, wenn er solche nicht fürtreflich n gefunden hätte? Besitzet dann dieser zwiefache Sohn des Apollo o, dessen Verdienste er so prächtig besungen hat, im Jahr 1751. nicht mehr dasjenige, was ihm im Jahre 1747. so viele Lobsprüche, von dem Herrn de la Metrie, zu gezogen hat!

Wird

n Dieses sind den Herrn de la Metrie eigene Ausdrücke in der Vorrede zur Uebersetzung meiner Auslegung der Boerhavischen Vorlesungen, die er in 7 Octavbänden geliefert hat.

o In der Vorrede zum Homme machine.

Wird es wohl, nach dieser Anmerkung noch nöthig seyn, den Herrn de la Metrie zu bitten, diejenigen Stellen in meinen Gedichten anzuzeigen, in welchem er den Materialismum gefunden hat? Er wird solchen vielmehr in dem Character p eines zweifelnden Weltweisen gemißbilliget finden, zwischen welchem, und dem abergläubischen Pöbel q, ich die rechte Mittelstrasse setze, auf welcher meinem Bedünken nach, ein Weiser gehen soll, oder auf dem ich selber wenigstens wandle. Er wird auf jeder Seite das Wiederspiel seiner Klage finden, so oft ich meine eigene Gedanken vortrage r.

Es ist unnöthig, mich wegen meiner Doris zu vertheidigen, von welcher der Herr de la Metrie eine Art einer Umschreibung gemacht hat s. Wenn eine Liebeserklärung mich bey meinem jetzigen Alter lächerlich machen würde, so ist sie doch einem jungen Menschen von 20 Jahren zu verzeihen

p P. 36.

q Im Gedichte über den Aberglauben und Unglauben.

r Im Gedichte über den Ursprung des Uebels.

s Im Anfange der Art. de Jouir.

zeihen, der 4 oder 5 Monate vor der Hochzeit seine Liebste besinget.

Ich weiß nicht, ob Ew. Hochwohlgebohrnen selbst mir nach allem dem, was ich anzuführen die Ehre gehabt habe, noch erlauben werden, Sie zu ersuchen, Ihre Vermittelung anzuwenden, damit der gute Namen eines Mitgliedes ihrer Academie, und eines Mannes, den Sie mit ihrem Briefwechsel und mit ihrer Freundschaft beehren, wieder hergestellet werde. Mich dünkt, es wäre keine zu niedrige Beschäftigung, Ew. Hochwohlgebohrnen einen scherzhaften und leichtsinnigen Schriftsteller, der vielleicht mehr Schaden thut, als er zu thun Willens ist, anzuhalten, mir Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, und die lächerlichen Erzählungen zu misbilligen, die es ihm auf meine Rechnung zu setzen beliebet hat, und deren Unwahrheit er am allerbesten kennt. Wann er dem Unglauben noch die äusserliche Beobachtung der Tugend, und der unverletzlichsten Pflichten der Bürgerlichen Gesellschaft zugeschrieben wissen will, so glaube ich nicht, daß er sich selber verhalten könne, er sey mit mir auf eine Art umgegangen, die selbst wieder diejenigen Gesetze läuft, wel-

che der Nutzen des menschlichen Geschlechts erfodern würde, wenn gleich keine Religion mehr vorhanden wäre.

Ich habe die Ehre mit der vollkommensten Hochachtung zu verharren.

Göttingen, den 10 Octob. 1751.

Antwort

Antwort des Herrn von Maupertuis.

Hochwohlgebohrner Herr!

Ich habe das Schreiben erhalten, welches Ew. Hochwohlgebohrnen an mich abzulassen mir die Ehre angethan haben. Ich habe nicht so lange angestanden, meinen Unwillen über diejenige Schrift zu bezeigen, über welche Sie sich beschweren. Ew. Hochwohlgebohrnen thun dergleichen Werken zu viel Ehre an, wann Sie glauben, daß solche ihren guten Namen im geringsten zu schmälern vermögend wären. Allein dem Character des Herrn de la Metrie thun Sie unrecht, wenn Sie vermeinen, derjenige Grad der Bosheit herrsche in seinen Schriften, der darinn zu seyn scheinet. Dieses ist für

alle diejenigen unwahrscheinlich, die den Mann nicht persönlich gekannt haben; allein die Liebe zur Wahrheit nöthiget mich, solches zu bekennen. Er ist gestorben: wann er noch lebte, so würde er ihnen mit eben der Leichtigkeit, mit welcher er wieder Sie geschrieben hat, alle Genugthuung geben, die Sie nur verlangen könnten. Er hat mir mehr als hundertmal geschworen, daß er nichts schreiben würde, was wider die Religion und Sitten liefe. Und bald darauf kam wieder ein Werk von der Natur derer-jenigen zum Vorscheine, über welche wir uns beklagen.

Ew. Hochwohlgebohrnen haben vollkommen recht, wenn Sie sagen, daß ich ihn besser kenne als Sie. Wir sind aus eben der Stadt gebürtig. Diese Ursache allein würde schon hinlänglich gewesen seyn, ihm wohl zu wollen. Ich leugne nicht, daß ich ihm mit dem wenigen Ansehen, welches ich in Frankreich hatte, gedienet habe. Er konnte sich aber bey einer ziemlich guten Bedienung, die seine Freunde ihm daselbst verschaft hatten, nicht erhalten. Nachdem er sich wegen seiner unbedachtsamen Werke sein Vaterland zu verlassen genöthiget gesehen hatte, so gieng er nach Holland, allwo er eine ganze Zeitlang in sehr kümmerlichen Umständen leben mußte, indem seine Verwandten,

ten, und diejenigen, die ihn bis dahin beschützt hatten, über sein Betragen sehr misvergnügt waren. Ein König, der gewohnt ist, die Fehler zu verzeihen, und die Gemüthsgaben gelten zu machen, wollte ihn kennen lernen, und befahl mir, ihn zu schreiben, daß er nach Berlin kommen sollte. Ich empfieng diesen Befehl, ohne daß ich den Herrn de la Metrie vorher gesehen hatte, ich vollzog ihn, und de la Metrie war so gleich hier.

Kurze Zeit darauf hatte ich den Verdruß zu sehen, wie die Ausgelassenheit seiner Feder von Tage zu Tage zunahm, Ich mache mir noch immer den Vorwurf, daß ich an derjenigen Schrift Schuld bin, die vor seiner Uebersetzung des Seneka stehet. Ich kannte seine Wuth zu schreiben, und fürchtete die Folgen derselben. Er hat mir versprechen müssen, sich bloß an Uebersetzungen zu begnügen, weil ich ihn dazu für fähiger, als zu andern Werken hielte, und dadurch seine gefährliche Einbildungskraft einzuschränken glaubte. Es fügte sich eben, daß er den Seneka auf meinem Tische aufgeschlagen fand. Und er erwählte also die Abhandlung vom glückseligen Leben. Ich reisete hierüber nach Frankreich, und bey meiner Zurückkunft fand ich eine Uebersetzung gedruckt, und von einer Abhandlung begleitet, die eben so verabscheu-

ungswürdig ist, als fürtreflich die Schrift ist, die er übersetzt hat. Ich machte ihm darüber die stärkesten Vorwürfe. Er wurde gerührt, versprach alles, was ich haben wollte, und fieng hernach wiederum da an, wo er es gelassen hatte.

Er schrieb seine Bücher ohne Vorsatz, ohne sich um ihr Schicksal zu bekümmern, und öfters ohne zu wissen, was sie enthielten. Er hat von den schweresten Materien geschrieben, ohne zu denken, oder solche zu überlegen. Er schrieb wider jedermann, und würde seinen grausamsten Feinden gedienet haben. Er entschuldigte die ausgelassensten Sitten, und er besaß fast alle Bürgerliche Tugenden: kurz er betrog die Welt auf eine ganz andere Art, als man sie gemeinlich betrieget. Ich sehe sehr wohl ein, wie wenig glaubwürdig alles dasjenige ist, was ich Ew. Hochwohlgebohrnen zuschreibe, und doch ist alles unfehlbar wahr, und man fieng an, davon so überzeuget zu seyn, daß er von allen, die ihn kannten, geliebt wurde.

Allein alles dieses würde noch keine Ersetzung seyn, wann er Ew. Hochwohlgebohrnen würklich Schaden gethan hätte. So wenig Schaden aber seine Spöttereyen denen Wahrheiten gethan haben, die er angetastet hat, eben so wenig Schaden können

sie Ihnen thun. Ich habe dieses nur angeführet, um sein Herz zu vertheidigen, seine Fehler seiner wenigen Ueberlegung beyzumessen, und Ew. Hochwohlgebohrnen den Mann bekannt zu machen. Jedermann weis, und er hat es mir hundertmal gesagt, daß er Sie niemals gesehen noch gekannt hätte. Er hat Ew. Hochwohlgebohrnen nur deswegen ins Spiel gemischet, weil Sie berühmt sind, oder weil seine Geister, die auf ein Gerathewohl in seinem Gehirn herumschweiften, eben die Sylben Ihres Namens antrafen.

Dieß ist es, wovon ich Ew. Hochwohlgebohrnen, und auch die Welt versichern kann, Ich wünsche, daß mein Brief die Stelle der Genugthuung vertreten möge, die Sie zu fordern berechtiget waren, und daß es Ihnen zu einem unwiedersprechlichen Zeugnisse der Ehrerbietung diene, die ich vor Ihre Sitten, und vor Ihre Einsichten, und vor Ihre ganze Person hege.

Ich habe die Ehre zu seyn ꝛc.

Maupertuis.

Berlin, den 25 October 1751.

XIII.

Zuschrift eines Bibeldruckes.

1755.

Zuschrift
eines Bibeldruckes.
1755.

Das Wort Gottes, in welchem der Weg zur Seligkeit geoffenbaret worden ist, hat einen Werth, der eben so hoch über alle andere Schätze geht, als weit die unendliche Währung der Ewigkeit die Zeit übetrift, in deren die Sterblichen ein irrdisches Glück geniessen können. Alle andere Weisheit lehret uns nur, die kurzen Tage dieser Eitelkeit mit etwas minderm Ueberdrusse durchbringen. Nur der Heiland kennt die Mittel, zu einer der Dauer und der Würde nach unend-

Wann Buchstaben lächeln könnten, so sollten es diese thun. Auf dieses Anhalten der Verlegerinn, einer Wittwe, hat sich der Verfasser der Arbeit unterzogen, in ihrem Namen eine Zuschrift aufzusetzen. Diese fand sie allem Ansehen nach zu kurz, und ließ sie durch eine andere Hand vermehren und weitläufiger machen. Deswegen giebt man sie hier in ihrer ursprünglichen Gestalt, in der Absicht vom Verfasser die Zurechnung einer fremden Schrift abzulehnen.

endlichen Glückseligkeit zu gelangen. Und diese Lehre hat Er von dem Vater genommen, und den Menschen in dem Buche eröfnen lassen, daß ich Euern Gnaden in tiefer Ehrfurcht vorlege.

Es ist ein Vorrecht Unserer gesegneten Länder, daß man dieses alleredelste der Bücher leicht erhalten, und mit völliger Freyheit den Weg zum Heile in denselben lernen kann.

Die Finsterniß ist unendlich betrübt, in welche die Reiche gesetzt sind, deren Unterthanen vom Genusse dieses aus der Ewigkeit Uns anstrahlenden Lichtes ausgeschlossen werden. Die Ausbreitung dieser in die Seligkeit leitenden Feuersäule ist die Absicht der Bemühungen, deren mühsam erlangte Würkung der gegenwärtige Abdruck ist. Ich habe gehofft, eine neue Auflage, der in Unserer Kirche eingeführten Uebersetzung, werde den Gebrauch dieses heilsamsten unter den Mitteln zum Leben erleichtern und vervielfältigen. Durch tausend Hindernisse habe ich endlich diese gemeinnützige Absicht erreicht, und es geschieht mit der reinesten Freude, daß ich meine Arbeit Euern Gnaden ehrerbietig anbiete.

Hochdieselben sind die Häupter einer Regierung, die die Ausbreitung des göttlichen

chen Wortes, nicht allein in derselben eigenen, sondern auch in andern Ländern, zu einem Theil ihrer milden Verordnungen macht. Sie erkennt, daß ein Regent nicht den wahren Umfang seiner hohen Pflichten erfüllt, wenn seine Vorsorge bey den Mitteln zum zeitlichen Glücke ihrer Unterthanen still steht. Die ewige Glückseligkeit der Untergebenen, ist das würdigste Geschäfte einer Gottgefälligen Regierung, und diese erfüllte Pflicht wird dereinst mit einem ewigen Glanze die verklärten Häupter umstrahlen, die sich derselben auf Erden gläubig unterzogen haben.

In dieser Absicht habe ich mich dem Thron Euerer Gnaden genähert, und Dero erhabenen Namen diese Auflage des gesegneten Werkes gewidmet. Ich setze zu dem Schutze ein demüthiges Zutrauen, den Dieselben meinem Unternehmen gewähren, und den Sie auf eine verlassene Wittwe ausdähnen werden: Sie, denen Gott die glorwürdige Last aufgetragen hat, die allgemeinen Väter der Waysen, der Bedrückten Trost, und der Wittwen Zuflucht zu seyn. Die Vorsehung hat mich in die Umstände gesetzt, die eines so mächtigen Schutzes vorzüglich bedürftig sind, und eben diese Vorsehung flehe ich an, die Herzen meiner theuresten Regenten gegen mich zur Gnade zu lenken.

Er

Er, ohne den keine Weisheit iſt, Er der den Sorgen das Gedeyhen, und der klügeſten Mühe den Ausgang giebt, Er ſegne die Räthe Euerer Gnaden zum Beſten dieſes Staates, und verherrliche Dero Regierung mit dem allgemeinen Glücke Dero Untergebenen. Ich vereinige mich mit dieſen Wünſchen aller Freunde Unſrer Wohlfahrt, als eine unterthänigſt gehorſamſte Dienerinn.

Bern, den
1755.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Haller, Albrecht <<von>>,

Sammlung kleiner Hallerischer Schriften

Bd.: 1

Bern 1772

Opp. 488-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10604065-6
VD18 90256042